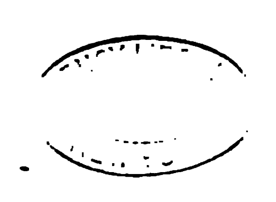


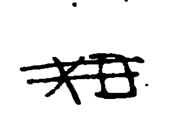












Leibnitz

und

die Entwicklung

des

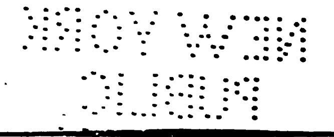
Idealismus vor Kant,

dargestellt

von

Dr. *Johann Eduard Erdmann*,

ordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Halle.



Leipzig

Fr. Chr. Wilh. Vogel.

1842.

Versuch

einer

wissenschaftlichen Darstellung

der

Geschichte der neuern Philosophie.

Von

Dr. *Johann Eduard Erdmann*,

[illegible] Professor der Philosophie an der Universität Halle.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Leipzig

Fr. Chr. Wilh. Vogel.

1842



Vorwort.

Ich habe diesem Bande, dessen Druck bereits vor mehr als einem Jahre begonnen hatte, dann aber wegen hindernder Umstände von allerlei Art unterbrochen werden musste, nur einige Worte vorauszuschicken. Sie betreffen die Ausführlichkeit, mit welcher solche Lehren behandelt sind, welche heut zu Tage zu verlachen Mode geworden ist, namentlich das System Wolff's und seiner Schüler. Bedürfte es noch eines Beweises, dass durch Kant, den Copernicus der neuern Weltansicht, eine Revolution in der Philosophie eingetreten ist, die ihres Gleichen nicht hat, so könnte auch dies für einen gelten, dass man so ganz vergessen hat, was die Philosophie ein halbes Säculum vor ihm lehrte. Eben dieses Ver-

gessens halber möchte es aber Noth seyn, manchmal daran zu erinnern; sollte dies auch nur den Erfolg haben, dass Vieles in der Gegenwart besser dadurch begriffen würde. Sehr Viele die es einem neuern metaphysischen System fast als eine Geistesverrückung vorgeworfen haben, dass es mit dem Nichts anfange, möchten sehr erstaunt seyn, wenn sie hörten, dass vor noch nicht hundert Jahren dies als der einzig mögliche Anfang aller Metaphysik von Allen, die ein wahrhaftes Urtheil hatten, anerkannt war. Dergleichen Beispiele wo, was nur für ein Erzeugniss der Nach-Kantischen Speculation gilt, bereits in den frühern Lehren, theils der Wolff'schen Schule, theils der sogenannten Aufklärung, deutlich genug angelegt ist, liessen sich viele anführen. Und doch ist gerade diese Periode so erstaunlich vernachlässigt, dass selbst das Beste, was darüber in der philosophischen Literatur existirt — ich meine die Arbeiten von Buhle — wegen der vielen Irrthümer nur mit der grössten Vorsicht zu gebrauchen ist. Wie beschämt in dieser Hinsicht sehr viele Philosophen von Fach ein Mann der es nicht

ist. F. C. Schlosser's Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts enthält über die Männer, welche die Resultate der Philosophie in's Leben einzuführen suchen, das Beste, was über sie gesagt worden ist, weil es sich auf eine genaue Bekanntschaft mit ihren Werken gründet. — Weniger wird es befremden, dass ich der Schottischen Schule die Bedeutung zugeschrieben habe, ein wesentliches Entwicklungsmoment in der Geschichte der Philosophie zu seyn. Ihr Einfluss auf die psychologischen Studien dauert, wenigstens bei denen welche dieselben erfahrungsmässig treiben, noch heut zu Tage fort, und ausserdem hat sie als der eigentliche Anfangspunkt des modernen französischen Eklekticismus eine solche Bedeutung gewonnen, dass man, sollte man auch von der Anregung schweigen, die Kant durch sie empfangen, nicht unter die ephemeren Erscheinungen wird rechnen dürfen.

Im Uebrigen bietet die zweite Periode der Geschichte der neuern Philosophie, welche dieser Band bis zu ihrem Abschluss begleitet hat, mit wenig Ausnahmen, so wenig Erquickliches dar, dass dem Darsteller die Bitte

erlaubt seyn wird, man möge nicht, indem man ihn entgelten lässt was der Gegenstand verschuldet, ihm mehr noch aufbürden als die Mängel seiner Arbeit verdienen.

Halle am 1. Aug. 1842.

Erdmann.

Inhalt.

Die idealistischen Systeme dieser Periode.

B.

Die idealistischen Systeme dieser Periode.

§. 1.

Anknüpfung an die erste Periode.

Der Gedanke, welchen die realistischen Systeme dieser Periode durchzuführen hatten, dass das Einzelwesen ein Substanzielles sey, bildet auch das Thema für eine Reihe von Systemen, welche wir als idealistische bezeichnen. War bei jenen das Ziel, Alles möglichst zu materialisiren, so wird hier die Aufgabe seyn auch das Materielle so viel als möglich zu spiritualisiren. Es beginnt diese Reihe mit einem System, das schon in diesem Bestreben sehr weit geht und daher sehr be-

deutend ist. Von einer Unselbstständigkeit oder Bedürftigkeit des geistigen Einzelwesens ist hier nicht mehr die Rede, eben darum auch nicht mehr davon dass alles Erkennen ein passives Empfangen sey. Ganz entsprechend den realistischen Bestrebungen nur in entgegengesetzter Absicht, wird der Begriff des Geistigen so gefasst, dass ihm das Materielle subsumirt und also subordinirt werden kann. Dem Bestreben endlich welches dem Realismus eigen ist, Alles auf den Mechanismus zurückzuführen, entspricht hier das eben so durchgehende Verlangen Alles in teleologischem Verhältniss zu denken. Dieses System, mit welchem auf eine würdige Weise die Philosophie ihren Hauptsitz nach Deutschland verlegt, ist Leibnitz's idealistischer Harmonismus.

1. Die Ansicht von der ganz gleichen Berechtigung und Dignität der geistigen und materiellen Dinge, wie sie in dem Dualismus des *Des Cartes* angedeutet und in *Spinoza* zur ganz gleichen We-

senlosigkeit derselben übergegangen war, hatte sich aufgelöst, und damit war der Boden geebnet für einseitige sich polarisch entgegengesetzte Richtungen, welche zwar darin mit einander übereinstimmend, dass sie den Grundgedanken jener Periode verwarfen, doch auf ein entgegengesetztes Ziel hinarbeiteten. Wie der Gedanke, dass die materiellen Dinge das wahrhaft Substanzielle seyen, sich bis zu jenem Materialismus entwickelte, in welchem alles Geistige nur feineres Materielles war, hat die erste Abtheilung dieses Bandes gezeigt. Indem die Darstellung itzt zu der andern Seite übergeht, hat sie diese von da an wo sie sich von ihrer Basis, dem Spinozismus, abtrennt, bis zu ihrem äussersten Extrem hin zu begleiten. Wird auch dieses nicht behaupten können, dass *nur* den geistigen Einzelwesen ein Seyn zukomme (in welchem Falle die Unphilosophie begänne (I, 2. p. 101.), so wird es mindestens an diese Behauptung nahe heranstreifen. Wir nennen diese Richtung *idealistisch* nur aus dem Grunde und in dem Sinne welcher früher angegeben ist (I, 2. p. 97.). Sie ist eben so einseitig wie die realistische, und ein Vorzug kann einem System derselben nur in sofern eingeräumt werden, als es *sonst* als sehr bedeutend erscheint.

Negative, das dort getrennt erschien, und es geht daher bis zur Platonischen Behauptung, dass alles Lernen Erinnerung, alles Erkennen Schöpfen aus Sich sey. Ja sogar die sinnliche Wahrnehmung sucht es als solches darzustellen und wenn später Condillac zu dem Ausspruch kommt dass alles Wissen Fühlen sey, so sehn wir dagegen hier das Bestreben hervortreten auch das Fühlen als ein (schwächeres) Wissen darzustellen. Es entspricht damit den Forderungen, die durch seine ganze Stellung in der Entwicklung der Philosophie ihm gestellt sind. Es muss damit sogleich eine ganz veränderte Stellung in dem Verhältniss des *a priori* und *a posteriori* sich zeigen. Die realistischen Systeme suchten immer mehr alle Vernunftaxiome wankend zu machen (Skeptiker und Mystiker), eben darum alle Erkenntnisse die den Character des Allgemeinen haben (Locke) als abgeleitet oder gar als nichtssagend darzustellen. Ja endlich ging dieses Streben so weit dass sogar allen wesentlichen Verhältnissen weil sie Vernunft enthielten die Realität abgesprochen wurde (Hume). Hier wird darauf aufmerksam gemacht werden, dass gerade die allgemeinen Sätze die eigentliche unerschütterliche Basis jeder Erkenntniss bilden, es wird die Objectivität dieser allgemeinen Sätze behauptet,

und ihre Unabhängigkeit von jeder, auch der höchsten Gewalt.

4. Wie es dem realistischen Bestreben nothwendig war, wollte er anders die geistigen Wesen den materiellen subsumiren, das ausschliessende Verhältniss aufzugeben in welchem sie nach *Des Cartes* und *Spinoza* standen (s. II, 1. p. 4. 5.), so wird sich hier dieselbe Nothwendigkeit aufdrängen. So lange das Wesen des Geistes darin besteht, nur Negation der materiellen Dinge zu seyn, so lange können diese nicht in seinem Reiche untergebracht werden. Dem Geist muss ein Prädicat gegeben werden welches möglich macht dass seinem Begriff auch die materiellen, (oder diese so definirt werden dass sie jenem Begriff) subsumirt werden können. Deswegen wird hier der Geist gefasst gleichsam den Göttern des Feindes befreundet, um desto sichrer ihn zu überwinden. Vom frühern Standpunkt aus angesehn wird dies als eine Verunreinigung seines Wesens erscheinen müssen. Hatten *Des Cartes* und *Spinoza* alles was auf eine Annäherung an das Materielle zu deuten schien (wie die Vorstellung) nicht als rein geistige Function ansehn wollen, so wird itzt das Wesen des Geistes express so gefasst werden müssen dass sein Anderes an ihm erscheint. Ist aber

der Geist anders gefasst als bisher, so kann auch die Materie nicht mehr nur Negation der Ichheit seyn; vielmehr wie bei Locke und seinen Nachfolgern mit anders gefasstem Wesen der Materie augenblicklich auch der Geist anders gefasst und der Materie näher gebracht werden musste, wie dies geschah, indem als seine Hauptfunction das Empfinden bestimmt wurde, so wird hier das Analoge Statt finden müssen: Der Geist ist anders gefasst um ihm die materiellen Dinge zu subsumiren, die materiellen Dinge werden, um sie bequemer spiritualisiren zu können, ausser der Ausdehnung Prädicate bekommen, die an das Geistige erinnern.

5. Wie bei der Ausbildung der realistischen Ansicht allmählig der Mechanismus als die einzige Form des Verhältnisses unter Objecten geltend gemacht, wie mit Hohn gegen jede Zweckbeziehung polemisirt wurde, ist bei der Darstellung des *Système de la nature* gezeigt worden. Dies konnte nicht anders seyn. Was Locke als das Wesen der Materie gesetzt hatte, die Undurchdringlichkeit, das war der weitern Ausbildung des Realismus nicht vergessen. Damit ist aber auch gesagt, dass die Wesen sich stets äusserlich bleiben müssen. Druck und Stoss, Interesse und Schmerz sind darum die einzigen

Hebel aller Bewegung. Alles wird von Aussen bestimmt. Wird dagegen eine Lehre aufgestellt und sogleich bis zu einem gewissen Grade consequent durchgeführt, in welcher Ernst gemacht wird mit der Selbstthätigkeit der geistigen Einzelwesen, so müssen an die Stelle jener realen vielmehr ideale Bestimmungsgründe treten, dies sind die Zwecke. Die *causa efficiens* wird der *causa finalis* untergeordnet, ja von ihr verschlungen werden müssen. Die teleologische Betrachtung selbst in dem Gebiete geltend zu machen wo man sie am wenigsten vermuthet, im mathematischen, ist das Correlat dazu, in der physikalischen Betrachtung nur die mathematische Anschauungsweise zu statuiren. Die Verwirklichung des Zwecks ist bei Leibnitz eben so das Alles erklärende Princip, wie in dem *Système de la nature* die mechanische Bewegung. Wenn sich aber nun — wie sich in der Darstellung seiner Lehre ergeben wird — alle particularen Zwecke zu dem einen Endzweck der absoluten Harmonie vereinigen, so wird wohl auch der Name Harmonismus dessen wir uns hier bedienen gerechtfertigt seyn. Mit dem einen Ausdruck, Leibnitz's Philosophie sey Idealismus wäre, da wir dies Wort zur Bezeichnung der ganzen Richtung brauchen, eben so wenig gesagt,

wie wenn man Locke's Philosophie Realismus nannte. Bei dieser hatten wir uns des Namens Empirismus bedient, weil die Erfahrung eigentlich das Princip seiner Philosophie ist (dies Wort nur in dem Sinne genommen, welchen wir ihm in der Einleitung gegeben haben I, 1. p. 126.). Wenn sich nun aber zeigen wird, dass in diesem selben Sinn das Princip der Leibnitzschen Philosophie die absolute Harmonie ist, indem diese Geistiges und Materielles, Denken und Seyn vermittelt, so wird seine Lehre mit demselben Recht nach der Harmonie benannt werden müssen mit welchem das Lockesche seinen Namen von der Erfahrung erhielt. Und dass mit dieser Bezeichnung wir mindestens seiner Ansicht von sich selbst nicht entgegentreten dafür bürgt, dass der Titel den er sich am häufigsten gab der war des *auteur du système de l'harmonie préétablie.*

Leibnitz.

§. 2.

Leibnitz's Leben [1]).

Zuerst mögen ein Paar Worte über die Schreibung des Namens stehn: Der Vater von unserm Leibnitz hat sich noch Leibnütz geschrieben, wie aus der akademischen Einladung zu seinem Begräbniss hervorgeht. Latinisirt wird hierin sein Name

---

1) Die ersten biographischen Nachrichten über Leibnitz erschienen bald nach seinem Tode in den *Act. Erud. Jul.* 1717. p. 322 sq. In demselben Jahre hielt *Fontenelle* sein *Eloge* in der Pariser Academie das in der *Histoire de l'acad. roy.* erschien, und in welchem derselbe die von *Eckhart* erhaltenen Nachrichten verarbeitet hat.

Von diesem *Eloge* hat *Eckhart* selbst eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, die sich in der deutschen Uebersetzung der Theodicee (3te Aufl. Hannover 1735. p. 837 ff.) findet, und derselben berichtigende Anmerkungen hinzugefügt.

Die Lebensbeschreibung Leibnitz's von *Jaucourt*, die sich u. a. in der zweiten französischen Ausgabe der Theodicee findet, ist im J. 1734 verfasst. Von der letztern hat nun gar keine Notiz genommen der ausführlichste Biograph Leibnitz's:

Ludovici in seinem ausführlichen Entwurf einer Geschichte der Leibnitzschen Philosophie, u. s. w. Leipz. 1737., welchem dann nachher die Meisten gefolgt sind. Wie unkritisch auch diese Lebensbeschreibung ist, hat an vielen Punkten Dr. *Guhrauer* sehr treffend nachgewiesen. Siehe dessen: Leibnitz's Dissertation *de principio individui.* Berlin 1837 und: Leibnitz's deutsche Schriften. 2 Bde. Berlin 1838. Leider hat er selbst eine Biographie Leibnitz's für die er seit Jahren Materialien sammelt noch nicht gegeben, sonst hätte sich meine Darstellung von Leibnitz's Leben kürzer fassen lassen.

zu *Leibnuzius*, obgleich auch *Leubnuzius* vorkomm
In der lateinischen Einladung zur Leichenfeier seine
Mutter wird immer *Leibnützius* gesagt. Auch b
dem Namen unseres Helden zeigt sich anfänglic
das selbe Schwanken. Der Titel seiner Dissertatio
de principio individui nennt ihn *Gottfredus Guilie*
mus Leibnuzius, die *dissertatio de arte combinatori*
welche im Jahre 1666 erschien, schreibt *Leibnüziu*
erst später fixirt sich für die lateinisch geschriebne
Aufsätze: *Leibnitius*, für die französischen: *Leibni*
In dem was er deutsch geschrieben hat unterzeich
net er sich bald L e i b n i z bald L e i b n i t z. Ich kan
nicht mit Bestimmtheit sagen, was das Gewöhnlicher
ist. Indess erhellt, dass sich die Schreibart Leibnit
deren sich Andere, z. B. *Sigwart*, bedienen, verthei
digen lässt. Es ist nur die Analogie mit andern deut
schen Namen dieser Endung, die mich bewegt, be
der itzt gewöhnlichen Schreibart zu bleiben.

Gottfried Wilhelm Leibnitz wurde am 3. Jul
1646 in Leipzig geboren, wo sein Vater, Friedric
Leibnütz, Professor der Moral war. Er verlor seine
Vater im sechsten Jahr, und war so der Sorgfal
seiner Mutter überlassen. Diese liess ihn die Nico
laischule besuchen, wo Hornschuch und Jacob Tho
masius seine Lehrer waren. Kaum aber war ihn
die lateinische und griechische Sprache ein weni
geläufig geworden als er über die von seinem Vate
nachgelassnen Bücher herfiel, und wie er selbst sag
ohne Wahl sie las. Livius und Virgil zogen ihn
besonders an; ein treffliches Gedächtniss unterstützt

ihm dabei. Noch in seinem Alter wusste er den Virgil auswendig. Im Jahre 1661 bezog er die Universität, durch Privatlectüre nicht nur mit den klassischen Autoren sondern auch mit der scholastischen Philosophie gründlich bekannt. Neben dem Recht, das er zu seinem Berufsfach erwählt hatte, waren es Philosophie und Mathematik, die ihn besonders anzogen. In jener waren Jacob Thomasius und der Professor der Theologie Johann Adam Scherzer, der erstere mehr der geschmackvollern philologischen Bildung angehörig, der letztere in den feinern scholastischen Untersuchungen wohl bewandert, seine Lehrer. (In der Mathematik genoss er die sehr ungenügende Anleitung von Kühn.) Welchen Einfluss diese Studien auf ihn gehabt haben, das zeigt seine Dissertation [2]), welche er, nachdem er im November 1662 Baccalaureus geworden, am 30. Mai 1663 unter dem Vorsitze von Thomasius öffentlich vertheidigte, welche er selbst mit Recht eine scholasti-

---

2) *Disputatio metaphysica de principio individui, quam Deo o. m. annuente et indultu inclytae philosophicae facultatis in illustri academia Lipsiensi praeside viro excellentissimo et clarissimo Dn. M. Jacobo Thomasio, eloquentiae P. P. Min. Princ. Colleg. Collegiato, praeceptore et fautore suó maximo publice ventilandam proponit Gottfredus Guilielmus Leibnuzius Lips. Philos et B. A. Baccal. Aut. et Resp.* 30. *Maji Anni MDCLXIII. Lipsiae typis viduae Henningi Coleri.* 4. Das Exemplar dieser Dissertation welches die Königl. Bibliothek in Hannover besitzt, ist meines Wissens ein *unicum*. Dr. *Guhrauer* hat sie im J. 1837 mit einer kritischen Einleitung herausgegeben, s. unter 1). In meiner Ausgabe von Leibnitz's philosophischen Werken bildet sie den ersten Artikel.

sche nennt. Nicht nur die Wahl des Thema, jenes Streitpunkts zwischen Nominalisten und Realisten, zeigt dies, sondern die ganze Bearbeitung zeigt einen Mann, der in der scholastischen Philosophie wohl bewandert ist, den aber die neuere Richtung der Philosophie noch nicht tangirt hat. Der Augenblick den er selbst oft mit dem *tolle lege* des Augustin vergleicht, wo der Anfang einer gründlichern Bekanntschaft mit neuern Philosophen und Mathematikern, mit *Baco*, *Cardanus*, *Campanella*, *Kepler*, *Galilei* und *Cartesius*, ihn wie in einer Vision in die Gesellschaft von Plato und Aristoteles, Archimedes, Hipparchus und Diophantus versetzte, er sollte erst später kommen und an einem andern Orte. Nach gehaltener Disputation nämlich begab sich Leibnitz, nachdem er erst seinen Oheim von mütterlicher Seite Johann Strauch, Syndicus in Braunschweig (früher, und später abermals, Professor in Jena) besucht hatte, nach Jena. An diesem Orte war nun namentlich sein Lehrer in der Mathematik, Erhard Weigel von der äussersten Wichtigkeit für ihn. Nicht nur, dass dieser ihn eigentlich erst in die Arithmetik einführte, nicht nur dass er einer der Wenigen war welcher die Muttersprache mit Leichtigkeit schrieb, sondern er drang auch auf methodische Durchführung in philosophischen Dingen, trug eine euklideische Ethik vor und drängte die Aristotelischen Scholastiker, ihre Meinung mit populären Worten auszudrücken. In allen diesen Beziehungen ist er vielleicht der wichtigste Lehrer für Leibnitz geworden. Wie wichtig

der kurze Aufenthalt in Jena — denn am 26. Januar 1664 ward er in Leipzig zum Magister promovirt — für ihn geworden, ergibt sich aus dem ganz anderen Geist welchen eine zweite Dissertation athmet, die er am 3. Dec. 1664 um aller Rechte eines Magisters theilhaft zu werden vertheidigte [3]). Hatte diese bereits fast nur juristische Gegenstände behandelt, so war dies noch mehr der Fall bei den beiden Dissertationen *de conditionibus*, durch welche er das Baccalaureat der Rechte im J. 1665 erhielt. Dieses Titels bedient er sich schon auf dem Titel seiner arithmetischen Disputation [4]), welche er am 7. März 1666 vertheidigte, als er *pro loco* disputirte, d. h. um einst eine Stelle in der philosophischen Facultät zu erhalten. Diese Dissertation ist nur der Anfang seiner grössern Abhandlung *de arte combinatoria* welche in demselben Jahre herauskam [5]) und welche

---

3) *Specimen difficultatis in jure s. quaestiones philosophicae amoeniores ex jure collectae.*

4) *Disputatio arithmetica de complexionibus, quam in illustri Academia Lipsiensi indultu amplissimae facultatis philosophicae pro loco in ea obtinendo prima vice habebit M. Gottfredus Guilielmus Leibnüzius Lipsiensis J. U. Baccal. d. 7. Mart. 1666. H. L. Q. C.*

5) *Gottfredi Guilielmi Leibnüzii Lipsiensis Ars combinatoria in qua ex Arithmeticae fundamentis complicationum et transpositionum doctrina novis praeceptis exstruitur, et usus ambarum per universum scientiarum orbem ostenditur, nova etiam artis meditandi seu Logicae inventionis semina sparguntur. Praefixa est Synopsis totius tractatus et additamenti loco demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta. Lips.* 1666. 4.

zeigt, wie tief er schon in arithmetische Untersuchungen eingedrungen war, da er es wagen konnte, hier sich würdig einem *Pascal* und *Fermat* an die Seite zu stellen. In diesem selben Jahr verliess er Leipzig für immer. Die Veranlassung war diese: Um möglichst früh als Adspirant zu einer der zwölf Assessorenstellen an der juristischen Facultät auftreten zu können, suchte er um die juristische Doctorwürde nach. Andere, welche das selbe Interesse hatten suchten es durch eine Cabale durchzusetzen, dass die Jüngern, die sich gemeldet hatten auf eine andere Promotion hin zurückgewiesen würden. Kaum hatte Leibnitz erfahren, dass sie die meisten Stimmen der Facultät gewonnen hatten, als er von seinem Verlangen abstand und sich nach Altdorf begab, wo er auf seine Inauguraldissertation *de casibus perplexis* nach einem mündlichen Examen und den gehörigen Disputationen zum Doctor der Rechte ernannt wurde. (Auf der Reise nach Altdorf hatte er seine methodologischen Vorschläge über das Studium der Jurisprudenz entworfen, welche nachher für sein Schicksal bedeutend geworden sind.) Obgleich man ihm eine ausserordentliche Professur der Jurisprudenz in Altdorf anbot, zog er es doch vor, noch unabhängig zu bleiben. Er begab sich nach Nürnberg, damals einem der berühmtesten Orte Deutschlands. Vermuthlich war das sparsame Einkommen, das ihm ein kleines mütterliches Erbtheil darbot mit ein Grund, der ihn die Stelle eines Secretairs in einer Alchymistengesellschaft annehmen liess. Im März des Jahres 1667

traf er hier mit dem Baron von Boineburg zusammen, der, früher Churmainzischer Minister, itzt in Ungnade gefallen, nur religiösen und wissenschaftlichen Interessen lebte. Dieser beredete ihn seinen Aufenthalt in Frankfurth zu nehmen. Von hier aus begab er sich noch in demselben Jahre an den Hof Johann Philipps (von Schönborn), Churfürsten von Mainz, dem er auch jene methodologischen Versuche dedicirte, als er sie im Jahre 1668 herausgab [6]). Wie schon Boineburg von ihm gehofft hatte, so wünschte auch der Churfürst dass er Theil nehme an der Verbesserung der Gesetzgebung, und er unterstützte hier eine Zeit lang den Juristen Lesser in diesem Geschäft, wogegen ihm wöchentlich ein Gewisses aus der Kammer versprochen wurde. In demselben Jahre kam auch Boineburg wieder nach Mainz, ohne dass er aber die frühern Würden übernahm. In der Zeit welche Leibnitz in Mainz zubrachte, entfaltete er eine vielseitige schriftstellerische Thätigkeit. Fast in allen Zweigen des Wissens, in denen er nachher gross war, findet man ihn hier thätig. Seine Rathschläge die Alstedsche Encyclopädie zu verbessern zeigen wie früh er einen Lieblingsgedanken gehegt hat, sein *Specimen* [7]), welches er im J. 1669 für

6) *Nova methodus discendae docendaeque Jurisprudentiae.* Nachher wieder herausgegeben von *Chr. Wolf. Lips. et Hal.* 1748.

7) *Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum novo scribendi genere ad claram certitudinem exactum auctore Georgio Ulicovio Lithuano. Vilnae* 1659.

Boineburg verfasste, der als Gesandter des Pfal
fen von Neuburg nach Polen ging, um diesen
polnische Krone zu gewinnen, so wie das im J.
verfasste Bedenken [8]), zeigen den thätigen und
sichtsvollen Publicisten. Die Abhandlung über
Styl des Nizolius, welche er in demselben
seiner Ausgabe [9]) von dessen Schrift *de veris*
cipiis etc. vorausschickte, so wie sein Brief an
masius der ebendaselbst erschien, zeigen sein rast
Fortschreiten im Gebiet der Philosophie. Er
zeigt das Jahr 1671 in den Abhandlungen von
Bewegung (*theoria motus abstracti* und *theori*
tus concreti), so wie in der *notitia opticae pro*
den bedeutenden Physiker; die Vertheidigung
der Trinität gegen Wissowatius lässt schon den
zu dem wahrnehmen, was sich später in der T
dicee zeigt. Dass die religionsphilosophischen
tersuchungen Leibnitz's immer einen irenischen
racter hatten, ist bei dem Umstand, dass ihm
eigne Confession sehr lieb, die ihm aber die Lie
waren einer andern zugethan waren, sehr erklä
wozu denn noch, mindestens ein eben so wich

8) Bedenken, welcher gestalt *Securitas publica inte*
externa und *status praesens* im Reich jetzigen Umbständen
auf festen Fuss zu stellen. S. Guhrauer Leibnitz deutsche S
ten. Bd. 1.

9) *Marii Nizolii de veris principiis et vera ratione p*
phandi contra Pseudophilosophos Libri IV inscripti illust
Baroni a Boineburg ab editore G. G. L. L. Francof. 167
[Dies Werk wird oft citirt unter dem Titel *Antibarbarus p*
phicus, welchen es in einer andern Ausgabe auch wirklich f

Moment, das deutsche Interesse hinzukam, welches ihn beseelte. Das Jahr 1672 ist wieder für die Entwicklung Leibnitz's ein bedeutendes: Es fällt in dieses Jahr seine Reise nach Paris. Der nächste Zweck derselben, Ludwig XIV. zur Eroberung von Aegypten zu überreden, schlug zwar fehl. Indess blieb Leibnitz in Paris, theils um einige Geldgeschäfte für Boineburg zu besorgen, theils um dessen Sohn zu erwarten, über den er die Aufsicht übernehmen sollte. Was aber viel wichtiger ist, er kam hier mit den bedeutendsten Gelehrten Frankreichs in Berührung. Der Umgang mit Huygens namentlich wurde für ihn wichtig. Er sagt selbst, er habe erst die Mathematik gelernt. Arnauld und Malebranche lernte er gleichfalls kennen; namentlich mit dem erstern hat er einen sehr ausführlichen philosophischen Briefwechsel geführt, aus dem ich leider nur einen Brief von Leibnitz meiner Ausgabe habe einverleiben können. (S. *Leibn. Opp. phil. Praef. p. XV.*) Am Ende desselben Jahres starb Boineburg und im folgenden Jahr, bald nachdem Leibnitz mit dem Churmainzischen Gesandten nach London gegangen war, sein zweiter Gönner, der Churfürst Johann Philipp, was ihn veranlasste, bald wieder nach Paris zurückzukehren. Indess hatte der kurze Aufenthalt in London ihn mit den bedeutendsten Männern, u. A. *Newton*, *Collins*, *Burnet*, *Oldenburgh* bekannt gemacht. Mit allen hat er, namentlich mit den beiden letztern sehr viel, nachher correspondirt. Bald nach seiner Rückkehr in Paris forderte Johann Fried-

rich, Herzog von Braunschweig Lüneburg und Hannover, dem er schon früher durch Habbeus von Lichtenstern bekannt geworden, und mit dem er in Briefwechsel gestanden, auf, nach Hannover zu kommen und als Rath mit einer Besoldung von 600 Thalern in seine Dienste zu treten. Gleichzeitig ward ihm ein Platz in der Pariser Academie angeboten. Er schlug ihn aus, weil er hätte seine Confession wechseln müssen. Indess ward er später der erste Ausländer, der zum correspondirenden Mitglied ernannt wurde. Bis zur Mitte des Jahres 1676 blieb er in Paris, wo er schon bedeutenden Ruf namentlich als Mathematiker genoss, dann begab er sich an seinen neuen Bestimmungsort. Er machte indess den Umweg über England und Holland, wo er mit dem bedeutenden Mathematiker Hudde, und auch mit Spinoza zusammentraf. Im folgenden Jahr trat er die Stelle eines Hofraths und Bibliothekars in Hannover an. (Diese beiden Jahre sind übrigens auch dadurch merkwürdig, dass in ihnen Leibnitz und Newton gegenseitig von ihrer Entdeckung der Differentialrechnung Notiz nahmen, zu der übrigens beide auf so verschiedenem Wege kamen, dass Leibnitz im Jahre 1676 sagen konnte: *ut mirari libeat diversitatem itinerum per quae eodem pertingere licet.* Bekanntlich schloss sich später an die in diesen Jahren geschriebnen Briefe ein Prioritätsstreit, in welchem Newton wenigstens nicht mit der Offenheit verfuhr, welche Leibnitz zeigte.) Seine Stellung am Hofe verbesserte sich noch als im J. 1679

Ernst August die Regierung von Hannover übernahm. Er, und namentlich seine Gemahlin Sophie, die Tochter des unglücklichen Churfürsten von der Pfalz, haben sich ihm stets als die freundlichsten Gönner gezeigt, und diese Gesinnung ist eben so auf ihre Tochter, die nachmalige Königin von Preussen übergegangen. Leibnitz selbst scheint dies zuerst nicht geglaubt zu haben. Daher vielleicht sein Wunsch als Bibliothekar nach Wien zu kommen. Seit dem Jahre 1682 erschienen die *Acta Eruditorum Lipsiensium* unter der Leitung Mencken's, eines *Coaetaneus* von Leibnitz; er war seit ihrem Anfange ein eifriger Mitarbeiter derselben und hat mathematische sowol als philosophische Aufsätze in sie eingerückt. Unter andern ist hier das Jahr 1684 zu merken in welchem sowol sein erster selbstständiger philosophischer Aufsatz in dieser Zeitschrift erschien [10]), als auch zum ersten Mal dem grössern Publicum eine Nachricht gegeben wurde über den neuen Calcul dessen sich Leibnitz bediente [11]). Auch war ės in dieser Zeitschrift, dass Leibnitz zuerst darauf aufmerksam machte, dass die von *Des Cartes* aufgestellten Gesetze der Bewegung nicht richtig seyen, eine Erklärung an welche sich nachher eine Menge von Streitigkei-

---

10. *Meditationes de cognitione veritate et ideis. Act. Erud.* ann. 1684. *Nov.* p. 537. — *Leibn. Opp. ed. Dutens II*, 1. p. 14. *Opp. phil. ed. Erdmann* p. 79.

11 *De dimensionibus figurarum inveniendis ibid. Maj.* p. 233. und besonders *Nova methodus pro maximis et minimis etc. ibid. Oct.* p. 467 *seq.*

ten mit den französischen Cartesianern geknüpft haben. Beauftragt vom Herzog, die Geschichte seines Hauses zu schreiben, begab sich Leibnitz im Jahre 1687 zur Sammlung von Materialien auf eine Reise auf der er theils in Baiern und Schwaben, theils in Wien und Italien gegen drei Jahr zugebracht hat. In derselben Zeit hat er sich auch hinsichtlich der neu zu errichtenden Churwürde, die im J. 1691 seinem Gebieter wirklich ertheilt wurde, sehr thätig gezeigt. (Seine äussere Stellung ward nach seiner Rückkehr auch dadurch geändert, dass der Herzog von Wolfenbüttel ihm das Bibliothecariat zu Wolfenbüttel zuertheilte.) In den darauf folgenden Jahren zeigte er wieder eine grosse schriftstellerische Thätigkeit, zuerst in historischen und politischen Arbeiten (wo u. A. der *Codex juris gentium* zu nennen ist), dann aber eben so in Darlegung seiner Naturansicht, endlich auch in der Auseinandersetzung der philosophischen Basis aller seiner Ueberzeugungen. Seine Abhandlung *de primae philosophiae emendatione*, sein *Système nouveau* mit den Erläuterungen dazu, sein *specimen dynamicum*, seine *Réflexions sur l'essai etc. de Mr. Locke*, seine Bemerkungen über die *Sturm*sche Physik, so wie seine Vertheidigung gegen *Bayle*, — Alles dies erschien in den Jahren 1694—98. Als in diesem letztern Jahre der Churfürst Ernst August starb, und sein Sohn Georg Ludwig (der nachmalige Georg I. von England) ihm folgte, änderten sich Leibnitz's Verhältnisse im Wesentlichen nicht. Er lebte theils in Hannover, theils

in Wolfenbüttel, an allen Bewegungen in der Wissenschaft Theil nehmend und in Briefwechsel mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit. Seit dem Mai des Jahres 1700 sehen wir ihn öfter Reisen nach Berlin machen; die Tochter seiner Gönnerin, die Churfürstin Sophie Charlotte versammelte um sich einen Kreis der bedeutendsten Gelehrten mit denen Leibnitz so in die nächste Berührung kam. Seine Vorschläge zur Errichtung einer Akademie in Berlin traten erst im J. 1701, nachdem Preussen zum Königreich erhoben, ins Leben; er ward der erste Präsident derselben. Auch dem König von Polen Friedrich August machte Leibnitz bald darauf Vorschläge zur Errichtung einer Akademie in Dresden, deren Ausführung die Kriegsunruhen verhinderten. (Dieses Bestreben, Akademien ins Leben zu rufen, hängt bei Leibnitz aufs Genaueste zusammen mit seiner Ansicht von der wahren wissenschaftlichen Methode s. §. 8., daher auch immer in den Zeiten wo dergleichen Plane ihn bewegten, ernstliche Vorarbeiten gemacht wurden zur Sammlung von Definitionen u. s. w. vgl. Ludovici a. a. O. p. 171) Wie sehr ihn der Tod der geistreichen Königin im J. 1705 erschüttern musste, unter deren Augen manche seiner bedeutendsten Arbeiten entstand, lässt sich ermessen. In Luzenburg, oder wie der hohe Kreis es manchmal nannte Lunenburg (dem heutigen Charlottenburg) ist ein grosser Theil der *Nouveaux essais* gegen Locke geschrieben. Die Theodicee [12]) welche er auf Anrathen der Kö-

12) *Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de*

nigin begonnen hatte, liess er nach ihrem Tode liegen, und nahm sie erst später wieder vor, so dass sie erst fünf Jahr nach ihrem Ableben erschienen ist. Zwar gab er seine Besuche in Berlin nicht auf, indess werden sie doch von dieser Zeit an seltner. Seine rastlose Thätigkeit zeigt sich wieder in den Jahren 1709 und 10 in vollem Maasse. Die Beiträge zur Braunschweigischen Geschichte [13]) erschienen; die Berliner Akademie gab endlich, wozu er immer getrieben hatte, ihre Miscellaneen heraus, wozu er reichliche Beiträge lieferte, während er sein Amt als Bibliothekar so wenig vernachlässigte, dass er nach Hamburg reiste um eine Sammlung von MSS. für Wolfenbüttel anzukaufen. Als im Jahre 1711 Peter der Grosse nach Torgau kam, um seinen Sohn, den unglücklichen *Alexei*, mit der Princessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig zu vermählen, traf Leibnitz mit ihm zusammen. Der Grosse erkannte den Grossen: Leibnitz ward von ihm beauftragt, Vorschläge zu machen hinsichtlich der Justiz- und Finanzverwaltung im russischen Reich. Wie richtig Leibnitz seine Aufgabe erkannt hat geht daraus hervor dass er später (im J. 1716 aus Pyrmont, wo er wieder mit Peter dem Grossen zusammentraf) schreibt, er sey auf eine Gerichtsordnung bedacht,

---

l'homme et l'origine du mal. Amst. 1710. 8vo. *Opp. phil. p.* 468 *seq.*

13) *Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes etc. Tom I.* 1707. *II.* 1709.

so das Mittel halte zwischen denen Europäischen verderblichen langen Processen und der Asiatischen übereilten richterlichen Willkühr, indem „den langwierigen Processen billig im russischen Reich vorzukommen." Leibnitz machte Vorschläge in diesem Sinn, und ging sogar auf detaillirte Darstellungen der ganzen Organisation von Behörden näher ein. Zugleich forderte er den Kaiser auf, in seinem grossen Reich Untersuchungen über die Declination der Magnetnadel anstellen zu lassen. Der Monarch ernannte ihn zum Geheimen Justizrath und hat die Bestallung die ihm diesen Titel und ein Gehalt von 1000 Joachimsthalern zusichert in Karlsbad am 1. Nov. 1712 vollzogen, Leibnitz aber später dem Reichsvicekanzler den Empfang von 500 Ducaten bescheinigt [14]). Das Jahr vorher war er vom Kaiser Carl VI. zum Kaiserlichen Reichs-Hof-Rath ernannt und zum Baron erhoben. Bald darauf begab er sich nach Wien, wo wir ihn schon am 4. Jan. 1713 finden. Er fand die freundlichste Aufnahme, und seine Vorschläge eine Akademie in Wien zu errichten fanden ein offnes Ohr bei dem Kaiser, der ihm selbst die Einrichtung derselben übertrug. Es scheint als wären alle Versuche an jesuitischen Umtrieben gescheitert. Leibnitz blieb indess bis zum Herbst 1714 in Wien und dieser Aufenthalt ist noch dadurch

---

14) Herr Staatsrath von *Tourguenief*, dessen Güte ich diese Details verdanke, hat in Moskau die Originale sowol der Leibnitzschen Vorschläge, als auch der Kaiserlichen Bestimmungen vor sich gehabt, und besitzt Abschriften von beiden.

zuletzt ganz unfruchtbar wurde. Ganz kurz vor seinem Tode soll Leibnitz ein besonderes *Systema Metaphysices* verfasst haben, das aber, als er es Kortholten nach Kiel schickte, verloren gegangen seyn soll. Die Gichtanfälle, an welchen Leibnitz schon seit längerer Zeit sehr gelitten hatte, wiederholten sich im Spätherbst des Jahres 1716 sehr oft, und vielleicht hat die unvorsichtige Anwendung eines Mittels, das ihn in Wien wieder hergestellt hatte, dazu beigetragen, dass er ihnen erlag. Der 14. November war sein Todestag.

Selten paart sich solche Kraft eines universellen Genies mit so immensen Kenntnissen wie bei Leibnitz. Er erinnert in dieser Hinsicht an Aristoteles. In allen Gebieten des Wissens wirklich zu Hause, bewegt er sich in Allem ganz frei, d. h. selbstthätig. Er sagt selbst, er habe überall indem er lernte zugleich erfunden. Darum diese Heiterkeit und Zufriedenheit die, wie seinen Character, so sein ganzes Philosophiren characterisirt: Gleich seiner Monas ist er bei allen Gegenständen nicht determinirt von Aussen, sondern Alles trägt er in sich. — Darum andrerseits dies Anerkennen eines jeden Andern. Er

---

Clarke in the years 1715 *and* 1716. In (*Des Maizeaux*) *Recueil de diverses pièces sur la philosophie etc. Amst.* 2te Aufl. 1740. findet er sich gleichfalls, aber so dass darin Leibnitz's Briefe, wie sie ursprünglich geschrieben waren, französisch, die von *Clarke* in der französischen Uebersetzung aufgenommen sind, während die englische Ausgabe das entgegengesetzte Princip befolgt.

behauptet, nie ein Buch gefunden zu haben, das nichts Gutes enthalte: Jedes hat ihn zur freien Thätigkeit veranlasst. Eine grossartige Anerkennung, die auf dem Gefühle eignen Werthes beruht hat seinen Optimismus von aller Schlaffheit oder Gesinnungslosigkeit frei erhalten. Es gibt Viele, welche ihn seiner irenischen Versuche wegen einen Indifferentisten (oder gar Kryptokatholiken nennen), aber nur sehr Wenige derselben würden, wie er, glänzende Aussichten ausschlagen, die durch den Uebertritt erkauft werden sollten. Was musste einem Polyhistor wie ihm nicht die dargebotne Stelle eines Bibliothekar an der *Vaticana* seyn?

Alle Werke Leibnitz's sind Gelegenheitsschriften. Die meisten von genz kleinem Umfange und entweder Briefe oder Aufsätze für gelehrte Zeitungen. Er selbst hat öfter daran gedacht einige derselben zu einer Sammlung zu vereinigen, so z. B. seine Briefe an *Arnauld;* er ist nicht dazu gekommen. Die ersten Sammlungen die nach seinem Tode veranstaltet wurden, waren die von Joachim Friedrich Feller [18]) und von Korthold [19]). Hinsichtlich des Biographi-

18) *Otium Hanoveranum sive miscellanea ex ore et schedis Illustris viri piae memoriae Godofr. Guilielmi Leibnitii etc. Lps.* 1718.

19) *Viri illustris Godofredi Guil. Leibnitii Epistolae ad diversos, theologici juridici medici philosophici mathematici historici et philologici argumenti. E Msc. auctoris cum annotationibus suis primum divulgavit Christian. Kortholtus.* 4 Bde. 8. *Lps.* 1734 *seqq.*

sehen ist *Grubers Commercium epistolicum. Han. et Götting.* 1745. 2 *Voll.* 8. wichtig. Im J. 1765 veröffentlichte *Raspe* einen Theil der Leibnitzschen Manuscripte, die sich auf der Hannöverschen Bibliothek finden [20]. Leider hat *Dutens*, welcher endlich im Jahre 1768 die sämmtlichen Werke Leibnitz's herausgab [21], nicht einmal diese Sammlung gekannt, geschweige denn selbst einen Blick in die hannöverschen MSS. geworfen. Ich habe in meiner Ausgabe der (nur der philosophischen) Werke Leibnitz's [22]) die philosophischen Werke die sich in der Ausgabe von *Dutens* finden mit der *Raspe*schen Sammlung verbunden, dazu noch 32 bisher ungedruckte Aufsätze aus den Hannöverschen MSS. hinzugefügt, so wie

20) *Oeuvres philosophiques de feu Mr. Leibnitz publiées par Mr. Rud. Eric Raspe, avec une préface de Mr. Kästner. Amst. et Leipz.* 1765. 4. Deutsch herausgekommen in der Uebers. v. Joh. Heinr. Fr. Ulrich. Halle 1778—80.

21) *Gothofredi Guilielmi Leibnitii etc. Opera omnia nunc primum collecta in classes distributa, praefationibus et indicibus exornata, studio Ludovici Dutens. Genev.* 1768. *VI Voll.* 4. [Es existiren Exemplare dieser selben Ausgabe, welche auf dem Titel haben: *Coloniae Allobrog et Berol.* 1789.] Die hauptsächlichsten von den philosophischen Werken finden sich in dieser Ausgabe *Tom. II., Pars I.*, andere aber auch *Tom. IV., Pars I.*

22) *God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina gallica germanica omnia. Edita recognovit e temporum ratione disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Joannes Eduardus Erdmann. Berol. Eichler.* 1840. 4.

aus den von *Feder* [23]), *Guhrauer* [24]), *Cousin* [25]) u. A. veranstalteten Sammlungen mit aufgenommen, was mir passend schien und bei der Anordnung die Chronologie befolgt. Ueber die leitenden Gesichtspunkte gibt die Vorrede Rechenschaft.

Leibnitz's Philosophie.

§. 3.

Ontologie. Begriff der Monade.

Der Schlüssel der ganzen Philosophie ist nach Leibnitz die richtige Erkenntniss des Substanzbegriffes, und es ist von der äussersten Wichtigkeit, eine richtige Definition der Substanz zu finden, da eine gute Definition oft alle Streitigkeiten entscheiden lässt, (wie z. B. der Streit über die interessirte und nicht-interessirte Liebe durch eine richtige Definition der Liebe sein Ende erreicht hat). Wegen der Wichtigkeit dieses Gegenstandes handelt einer der ersten von seinen philosophischen Aufsätzen (No. 34 in meiner Ausgabe) nur von diesem Begriff. Cartesius und seine Schule hatten denselben freilich zu

---

23) *Commercii epistolici Leibnitiani typis nondum vulgati selecta specimina edidit notulisque passim illustravit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannov.* 1805.

24) Leibnitz's deutsche Schriften herausgegeben von *Dr.* G. E. Guhrauer. Berl. 1838. 40. 2 Bde. 8.

25) *Fragmens philosophiques par V. Cousin. Tom. II. III. Ed. Paris* 1838.

sehen ist *Grubers Commercium epistolicum. Han. et Gotting.* 1745. 2 *Voll.* 8. wichtig. Im J. 1765 veröffentlichte *Raspe* einen Theil der Leibnitzschen Manuscripte, die sich auf der Hannöverschen Bibliothek finden [20]). Leider hat *Dutens*, welcher endlich im Jahre 1768 die sämmtlichen Werke Leibnitz's herausgab [21]), nicht einmal diese Sammlung gekannt, geschweige denn selbst einen Blick in die hannöverschen MSS. geworfen. Ich habe in meiner Ausgabe der (nur der philosophischen) Werke Leibnitz's [22]) die philosophischen Werke die sich in der Ausgabe von *Dutens* finden mit der *Raspe*schen Sammlung verbunden, dazu noch 32 bisher ungedruckte Aufsätze aus den Hannöverschen MSS. hinzugefügt, so wie

---

20) *Oeuvres philosophiques de feu Mr. Leibnitz publiées par Mr. Rud. Eric Raspe, avec une préface de Mr. Kästner. Amst. et Leipz.* 1765. 4. Deutsch herausgekommen in der Uebers. v. Joh. Heinr. Fr. Ulrich. Halle 1778—80.

21) *Gothofredi Guilielmi Leibnitii etc. Opera omnia nunc primum collecta in classes distributa, praefationibus et indicibus exornata, studio Ludovici Dutens. Genev.* 1768. *VI Voll.* 4. [Es existiren Exemplare dieser selben Ausgabe, welche auf dem Titel haben: *Coloniae Allobrog et Berol.* 1789.] Die hauptsächlichsten von den philosophischen Werken finden sich in dieser Ausgabe *Tom. II., Pars I.*, andere aber auch *Tom. IV., Pars I.*

22) *God. Guil. Leibnitii Opera philosophica quae exstant latina gallica germanica omnia. Edita recognovit e temporum ratione disposita pluribus ineditis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit Joannes Eduardus Erdmann. Berol. Eichler.* 1840. 4.

aus den von *Feder* [23]), *Guhrauer* [24]), *Cousin* [25]) u. A. veranstalteten Sammlungen mit aufgenommen, was mir passend schien und bei der Anordnung die Chronologie befolgt. Ueber die leitenden Gesichtspunkte gibt die Vorrede Rechenschaft.

Leibnitz's Philosophie.

§. 3.

Ontologie. Begriff der Monade.

Der Schlüssel der ganzen Philosophie ist nach Leibnitz die richtige Erkenntniss des Substanzbegriffes, und es ist von der äussersten Wichtigkeit, eine richtige Definition der Substanz zu finden, da eine gute Definition oft alle Streitigkeiten entscheiden lässt, (wie z. B. der Streit über die interessirte und nicht-interessirte Liebe durch eine richtige Definition der Liebe sein Ende erreicht hat). Wegen der Wichtigkeit dieses Gegenstandes handelt einer der ersten von seinen philosophischen Aufsätzen (No. 34 in meiner Ausgabe) nur von diesem Begriff. Cartesius und seine Schule hatten denselben freilich zu

---

23) *Commercii epistolici Leibnitiani typis nondum vulgati selecta specimina edidit notulisque passim illustravit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannov.* 1805.

24) Leibnitz's deutsche Schriften herausgegeben von *Dr.* G. E. Guhrauer. Berl. 1838. 40. 2 Bde. 8.

25) *Fragmens philosophiques par V. Cousin. Tom. II. III. Ed. Paris* 1838.

bestimmen gesucht, und die Substanz definirt als das, was man sich denken könne als unabhängig von einer andern Sache. Allein Leibnitz zeigt in wie viele Schwierigkeiten diese Definition verwickle. Nimmt man sie nämlich *stricte*, so kann man doch genau genommen nur von Gott sagen, dass er von Allem unabhängig, und es würde also aus jener Definition folgen, dass Gott die alleinige Substanz, alle übrigen Wesen blosse Modificationen seyen. Will man aber jene Modification beschränken und Substanz nennen was gedacht werden kann als unabhängig von jedem andern geschaffenen Wesen, so kann jedes Attribut so gedacht werden; die Unabhängigkeit des Begriffs gibt also den eigentlichen Character der Substanz nicht an. Es handelt sich darum, den Spinozismus zu vermeiden, indem man das Wesen der Substanz richtig fixirt. 1).

Der wichtigste Begriff nun für die Definition der Substanz ist der Begriff der thätigen Kraft. Diese ist von der blossen Möglichkeit der Scholastiker dadurch unterschieden, dass die letztere noch eines besondern Antriebes zu ihrer Verwirklichung bedarf. Die thätige Kraft aber steht in der Mitte zwischen der Möglichkeit und Wirklichkeit, sie treibt sich selbst zu der letzteren, und bedarf um zu ihr zu werden nur dessen, dass die ihrer Aeusserung gegenüberstehenden Hemmungen entfernt werden; als passendes Beispiel der thätigen Kraft kann ein elastischer Körper angeführt werden der, sobald der äussere Druck aufhört, sich durch seine eigne Kraft

sdehnt. Die thätige Kraft nun macht das
Vesen der Substanz aus, und darum ist dieser
legriff für die Physik von eben solcher Bedeutung
rie für die Philosophie. Leibnitz hat den Plan, ein
ues System der Dynamik aufzustellen, sein ganzes
Leben hindurch nicht aufgegeben. In dem kleinen
pecimen *dynamicum* welches 1695 in den *Act. Erud.*
Lips. erschien, spricht er, dass Thätigkeit Character
ler Substanzen sey, eben so entschieden aus, wie
r auch sonst immer wieder darauf zurückkommt.
Eine Substanz ohne Thätigkeit ist ihm ein Wider-
pruch, ohne Thätigkeit existirte sie gar nicht.
Die Existenz nämlich der Substanz ist nicht blosse
Existenz *(acte)*, d. h. das *complementum possibili-
tatis*, sondern besteht in wirklicher Activität, d. h.
ie hat den Grund der Veränderung ihres Zustandes
n sich; sie ist schwanger mit ihrem folgenden Zu-
tand, der auf natürliche Weise aus ihrem früheren
olgt. Eigentlich ist jede Existenz ohne Thätigkeit
in Unding; es beruht auf einem Missverständniss
venn man meint es gebe eine blosse Möglichkeit
der eine unthätige Kraft. Dem gemäss kann Leib-
itz — wie er es z. B. in den *Principes de la na-
ture et de la grâce* thut — die Definition der Sub-
tanz obenan stellen, dass sie ein Wesen sey, das
ie Fähigkeit habe zu handeln. 2).

Mit dieser Bestimmung aber, dass das Wesen
ler Substanz in der Selbstthätigkeit bestehe, hängt
nun die nähere Bestimmung zusammen, dass
eben deswegen die Substanz zu fassen ist als

Einzelwesen. Nicht nur dass wir die Zusammengehörigkeit beider Bestimmungen daraus folgern können, dass der selbe Leibnitz welcher behauptet, die Thätigkeit mache das Wesen der Substanz aus, auch in seiner ersten Dissertation behauptet, ein Jedes sey durch sein Wesen individuell bestimmt, sondern er stellt auf das Bestimmteste die Selbstthätigkeit der Substanz mit ihrem Unterschiedenseyn von andern Substanzen zusammen, er beruft sich darauf, dass er bewiesen habe, wie ohne thätige Kraft keine Verschiedenheit, ohne diese aber gar keine bestimmten Wesen angenommen werden könnten. Das Princip der Individuation, welches ihm eins ist mit dem Princip des Unterschiedes, dies (eigentlich mit dem Aufblühen des Nominalismus gesetzte) Princip nach welchem es keinen bloss numerischen Unterschied gibt, sondern Jedes ein innerliches Princip des Unterschiedes in sich enthalten soll, dies Princip, auf welches (wie sich später bei seiner Kosmologie ergeben wird) noch aus einem andern Grunde ein sehr grosses Gewicht gelegt wird, ist ihm also mit dem Begriff der selbstthätigen Substanz *a priori* gegeben. Es handelt sich darum, auch uns diese Zusammengehörigkeit beider Bestimmungen deutlich zu machen. Wie und warum hängt der Begriff der Selbstthätigkeit mit dem *Principium individuationis* zusammen? Der Vergleich mit einem elastischen Körper welcher sich ausdehnen will, dessen Leibnitz sich so häufig bedient um die Selbstthätigkeit der Substanz zu versinnlichen, zeigt dass

er diese nur als ausschliessende Thätigkeit (Repulsion) denkt. Wenn aber nun sich Ausschliessen nur das Verhältniss ist für sich Seyender (vgl. m. Grundr. d. Log. u. Met. §. 51.), so ist es eine nothwendige Consequenz, dass nur dem für sich seyenden, d. h. einzelnen Wesen Thätigkeit, also auch Substanzialität zugeschrieben wird. Die Substanz wird darum nothwendig von Leibnitz als für sich seyendes Eines, als Einzelwesen gefasst. Er nennt sie daher *Monas*, *monade*, *unité*. Das substanzielle Einzelwesen bildet in dem ganzen System die eigentliche Grundlage. Alles was man sonst als Existirendes ansieht besteht nur indem es aus diesen einfachen Substanzen zusammengesetzt ist. [In dieser Hinsicht hat F. H. Jacobi ganz Recht etwas Characteristisches darin zu sehen dass Leibnitz's erste Schrift von dem Princip der Individualität handelte.] Nur der Monas kommt eigentliche Substanzialität zu, alles Uebrige hat keine wahrhafte Existenz. Diese substanzielle Einheit bezeichnet Leibnitz oft mit dem Wort *force primitive*, auch *entéléchie*, weil sie sich selbst genug und in sich vollendet sey. Bei dem letztern Ausdruck ist aber darauf aufmerksam zu machen, dass Leibnitz sich desselben oft in ganz andern Bedeutungen bedient, bald nämlich um nur ein Moment in der Monade, bald wieder um ihr Verhältniss zu andern Monaden zu bezeichnen, so dass häufig Missverständnisse über den jeweiligen Sinn dieses Wortes entstehen können und entstanden sind. Um sie zu vermeiden wird in die-

ser Darstellung der Ausdruck Monade, einfache Substanz vorgezogen werden. Auf die Ausdrücke: Form, Seele, von welchen zum Theil ganz dasselbe gilt was vom Namen Entelechie, kommen wir nachher. 3).

Ist aber das Wesen der Monade in die ausschliessende Thätigkeit gesetzt und sie als für sich seyendes Eines gefasst, so stehen ihr, als ausschliessender, andere Monaden als ausgeschlossne gegenüber. Die Monas kann also nur seyn wenn Monaden sind. Es ist die Nothwendigkeit der Sache welche Leibnitz nöthigt, eine Pluralität von Substanzen anzunehmen. Zwar leitet er die Pluralität nicht streng aus dem Begriff der Monas ab, doch aber gibt er zu verstehen, dass der Begriff der Einheit es postulire, besondre, d. h. mehrere, Einzelwesen anzunehmen. Er schreibt einmal an die Princessin *Sophie*, welche von einer allgemeinen Weltseele gesprochen hatte — ein Thema das auch später in Luxenburg häufig besprochen zu seyn scheint — *puisque vous concevez qu'il (l'esprit général) est une unité, pourquoi ne pourriez-vous pas concevoir des unités particulières? Car être universel et particulier ne fait rien à l'unité, ou plutôt il paraît plus aisé que l'unité soit dans le particulier.* Gewöhnlich flüchtet er sich zu der göttlichen Weisheit, welcher es widerspreche, dass nur eine Monas existire, ein Auskunftsmittel das freilich das selbe thut, was Leibnitz sonst tadelt, einen *Deus ex machina* herbeirufen. Wenn sich aber so

die Substanzialität der Einzelwesen, oder die Vielheit der Substanzen aus seinem Begriff der Substanz ergibt, so hat er ganz Recht in der Behauptung, dass durch seine Lehre der Spinozismus überwunden sey, vor dem nur die Annahme von Monaden rette. Sobald man diese leugnet, sind alle Dinge nur Modificationen Gottes als der alleinigen Substanz, und Spinoza hat Recht. Daher sagt er ferner: Jeder müsse zum Spinozismus kommen, der den Dingen ihre eigne Thätigkeit abspreche. In der That findet dieser Unterschied zwischen Spinoza und Leibnitz Statt, dass jener die Substanz als blosses Seyn fasst, dass sie ihm deswegen jede Determination ausschliesst und leblos ist, während dieser die Substanz als für sich seyend, als unendliche Rückkehr in sich selbst (Leibnitz sagt deswegen mit Recht dass jede Individualität Unendlichkeit enthalte) und als lebendig denkt. Die Lebendigkeit aber erscheint nur in vielen Lebendigen. Während darum Spinoza die Vielheit der Substanz leugnet, ja sogar sich dagegen sträubt, dass man ihr das Prädicat der Einzigkeit gebe, werden von Leibnitz die Substanzen als die unendlich vielen Einzelwesen gedacht und als Einheiten bezeichnet. 4).

Was bisher von den Monaden gesagt ist steht im genauesten Zusammenhange damit dass sie als für sich seyende Eines gefasst sind. Ist es nun dieselbe Kategorie die allen atomistischen Systemen zu Grunde liegt, so entsteht das Bedürfniss, den Unterschied zwischen den Atomen und den Leib-

nitzschen Monaden zu fixiren. Eine Verwandtschaft beider Begriffe erkennt Leibnitz selbst an, indem er seine Monaden als die wahren Atome bezeichnet. Eben so bedient er sich auch des Ausdrucks: substanzielle oder auch metaphysische Punkte, und unterscheidet sie von den physischen Punkten, welche nicht Punkte seyen, weil sie Theile enthielten, und von den mathematischen, denen wieder die Realität abgehe, während die metaphysischen Punkte untheilbar und real seyen. Eben wegen dieser Punktualität ist jede Monas (wie das Atom) eine Welt für sich, und hat keinen eigentlichen Zusammenhang mit irgend Etwas ausser ihr. Die Monaden haben keine Fenster, wodurch Etwas in sie hineindringen könnte. Weil sie gar keinen Einfluss auf sich zulassen, deswegen sind sie nicht durch eine äussere Gewalt zerstörbar, ein Anfang und Ende ihrer Existenz ist daher nicht (oder nur durch ein Wunder) möglich, und also nicht zu denken. Ihnen kommt wirklich zu was die Gassendisten ihren Atomen zuschreiben, endlose Dauer. Wenn aber, trotz dieser Uebereinstimmung mit den Atomisten, Leibnitz immer behauptet, dass ihre Annahmen der Vernunft widersprechen, dass es keine Atome geben könne, so weisen die Gründe, welche er anführt, nicht nur den Unterschied seiner Lehre von der atomistischen, sondern auch den Vorzug jener vor dieser schlagend nach. Sie beruhn nämlich alle auf der (ganz richtigen) Erkenntniss, dass die Atomisten die beiden gemeinsamen Bestimmungen nur einseitig,

er dagegen vollständig gefasst habe. Darum sagt er auch oft, die Ansicht der Atomisten sey nicht absolut zu verwerfen, als Vorbereitung sey sie ganz gut, aber nur als solche, denn sie sey unzureichend. Erstlich tadelt Leibnitz an den Atomisten, dass nach ihnen die Atome nicht von einander unterschieden seyen, und dass sie völlig gleiche Dinge statuirten. (Wirklich besteht ein Mangel der Atomisten darin, dass sie mit dem Ausschliessen, welches vom Begriff des für sich Seyenden untrennbar ist, nicht recht Ernst machen, sondern die Atome von einander durch ein Drittes (das Leere) ausgeschlossen seyn lassen. Die Monas dagegen wird nicht nur geschieden sondern unterscheidet sich von den übrigen.) Der zweite Vorwurf den er den Atomen macht ist, dass sie als ausgedehnt theilbar, und also keine wahren Einheiten seyen, die Monaden dagegen seyen wirkliche Punkte. (In der That indem das Ausgedehnte das sich Aeusserliche ist, streitet damit dass es das mit sich identische Eines sey. Den Monaden welche auch als im Gedanken, daher metaphysisch, untheilbar bestimmt werden, kommt eine ganz andere spröde Punktualität zu als den Atomen, die sich durch ihre Härte nur gegen die empirische physische Gewalt vertheidigen können.) Ja die sogenannten Atome behauptet Leibnitz weiter seyen nicht nur ins Endlose hin theilbar, sondern wie Alles, was physische Existenz hat, wirklich schon getheilt. 5).

§. 4.

Fortsetzung.

Das Wesen der Monade näher bestimmt.

Die Differenz zwischen den Monaden und den Atomen tritt aber noch bei Weitem deutlicher darin hervor, dass bei jenen eine Bestimmung sich geltend macht, welche, obgleich für den Begriff des für sich seyenden Eines eben so wichtig wie das Ausschliessen, doch von den Atomisten ganz vernachlässigt worden war, eine Bestimmung welche zugleich das Verhältniss zwischen Leibnitz und allen realistischen Ansichten feststellt: es ist die Bestimmung der Idealität. Eine logische Durchführung (vgl. m. Grundr. d. Log. u. Met. §. 50.) hat zu beweisen, dass Eines für sich nur gedacht werden kann als Idealität der Uebrigen oder so dass diese an ihm (als Aufgehobne sind oder) scheinen. Von dieser Bestimmung findet sich nun bei den Atomisten gar Nichts, während sie bei Leibnitz sich so sehr hervordrängt, dass er ganz Recht hat, wenn er seine Lehre als den wahren Idealismus bezeichnet. Das Wesen der Monaden nämlich besteht nach Leibnitz in der Vorstellung. Die Monade ist ein vorstellendes Wesen. Die Vorstellung *(perceptio, perception)* definirt er selbst als das Ausgedrücktseyn (oder auch das Seyn) des Vielen in Einem. Dass dieses Seyn aber nur als aufgehobnes, ideelles, gedacht werden soll, dafür spricht das Bild dessen er sich bedient, wenn er sagt, dass das Viele

in dem Einen sich so finde, wie in dem Centrum eines Kreises von dem unendlich viele Radien ausgehn, sich unendlich viele Winkel finden. Er erklärt dann wohl auch das Vorstellen als ein innerliches Abspiegeln äusserlicher Vorgänge. Immer aber verlangt er von Neuem dass man die blosse *perceptio* von der *apperceptio* oder bewussten Vorstellung unterscheide. Ihm ist es ganz gleichbedeutend, ob man sagt, die Monas habe eine Vorstellung oder sie stelle Etwas vor (nicht sich), habe eine *nature représentative* durch welche sie die Dinge ausser ihr ausdrücke. (Oft wenigstens kann man die *perceptio* bei Leibnitz mit Darstellung übersetzen.) Daher bedient er sich sehr häufig des Vergleichs mit einem Spiegel und nennt die Monaden ausdrücklich so. Dies aber, dass die Monade alle übrigen auf ideelle Weise an sich hat, oder spiegelt, das soll ihrer absoluten Selbstständigkeit durchaus keinen Eintrag thun, eben so wenig wie ihrem Abgeschlossenseyn in sich selbst. Jenes Abspiegeln selbst soll nämlich nur gedacht werden als ihre eigne Thätigkeit. Alles entsteht in ihr aus ihrem eignen Innern durch völlige Spontaneität, deswegen bringt sie auch die Vorstellung des ausser ihr Seyenden aus sich selbst hervor. Sie ist in dieser Hinsicht so wenig passiv, als existirte sie (und Gott) allein, sie bringt die Vorstellungen der Dinge so selbstthätig hervor wie die Seele einen Traum. Wurde darum die Monade ein Spiegel genannt, so ist sie ein lebendiger Spiegel, welcher die Bilder nicht em-

pfängt sondern hervorbringt. Was aber von der Monas vorgestellt wird, sind alle übrigen Monaden, oder das Universum, so dass jede Monas, als ein Spiegel des Universums, dieses auf eine ideelle Weise in sich trägt, jede der Keim des Universums ist, gleichsam es selbst *in nuce*. In jeder Monas kann deswegen (von einem Alles Sehenden und Alles Wissenden) Alles gelesen werden, auch das Zukünftige, da auch dieses im Gegenwärtigen schon potentiell enthalten ist. Darum ist es ganz consequent wenn er sagt, dass jedes Einzelwesen eine Unendlichkeit in sich trage, die Allheit. Es erhellt daraus einmal dass der Einfluss einer Monade auf die andere, welcher oben nach dem ganzen Begriff der Monade als unmöglich bezeichnet war, auch ganz unnütz wäre. Denn da jede Monas das Universum in sich schon hat, so könnte ein sogenannter Einfluss auf sie ihr nur geben, was sie schon ohne ihn besitzt, sie würde also ganz unverändert bleiben. Es erhellt ferner daraus wie sehr Leibnitz berechtigt ist, sich dagegen zu verwahren, dass man seine Monaden mit den Atomen im gewöhnlichen Sinn verwechsle. Viel lieber, obgleich auch nicht gern, nennt er die Monaden Seelen, oder Entelechien, von denen er, weil sie Alles aus sich produciren, auch wohl sagt, sie seyen Automate. Soll einmal verglichen werden, so ist die Monade nicht mit dem Atom, sondern viel mehr mit dem Universum zu vergleichen, oder mit Gott. 6).

Der letztere Vergleich erscheint so treffend, dass

dadurch das Bedürfniss entsteht zu erkennen, wie sich die Monade von Gott unterscheidet? Ihr Wesen soll in der Kraft und Activität bestehen. Wäre nun die Monas wirklich bloss Thätigkeit, so wäre sie in der That Gott gleich. Dies aber ist nicht der Fall sondern es ist in jeder Monas auch ein Princip der Passivität enthalten, so dass jede Monas zwei Momente in sich enthält, ein Princip der Activität oder das was Leibnitz Entelechie im engern Sinne des Worts nennt, und ein Princip der Passivität, welches er als Materie im Sinne nur der *materia prima* bezeichnet. Ganz so nämlich, wie die ὕλη des Aristoteles und die *materia* der Scholastiker eine doppelte Bedeutung hat, einmal die, dass sie der Form entgegengesetzt wird (wo dieses Wort ungefähr dem entsprechen würde was wir logische Materie oder Inhalt nennen), dann die, dass sie dem Geist entgegengestellt wird im Sinn der körperlichen Masse, — ganz so hat das Wort *materia* bei Leibnitz einen doppelten Sinn. Oft unterscheidet er diese doppelte Bedeutung in der Bezeichnung genau, und nennt jene *materia prima*, diese *materia secunda* oder *massa*, oft aber fügt er diese nähern Bestimmungen nicht hinzu, und lässt die Bedeutung aus dem Zusammenhange errathen. (Das Letztere ist nun um so eher erklärlich, als in der That die beiden Bedeutungen sich nicht immer streng fixiren lassen, indem namentlich der Begriff der *materia prima* ein fliessender ist. So sehen wir ja auch oft bei Aristoteles ein und das selbe was

einmal als Geformtes angesehen ward, z. B. Holz im Gegensatz gegen den Keim, dann wieder gegen Anderes als blosse Materie bezeichnet werden, z. B. Holz im Gegensatz gegen die Bildsäule.) Die Materie nun, wie sie constituirendes Moment jeder Monade ist, ist die *materia prima*. Er definirt sie als das *δυναμικὸν πρῶτον*, als das *παθητικὸν πρῶτον ὑποκείμενον*, auch als das *πρῶτον δεκτικόν;* sie ist das Princip der Passivität, welches durch das active Princip oder die blosse Entelechie zur ganzen Monas ergänzt wird. Die *materia prima* ist daher jeder Monas wesentlich und es existirt keine ohne sie. Von dieser gilt, dass man sie nicht Gott entgegensetzen müsse, sondern der Form. Mit dieser Materie als dem Princip der Passivität ist denn verbunden das thätige Princip welches er bald Seele, bald Entelechie, oft auch (vielleicht am Besten) erste Entelechie nennt, dies mit der *materia prima* zusammen erst die ganze Substanz oder Monade aus macht. (Er ist aber, wie schon früher angedeutet worden, im Gebrauch dieser Worte nicht sehr exact. Indem er nämlich das Wort Seele und auch Entelechie bald braucht um die ganze Monas, bald wieder um nur das active Moment in derselben zu bezeichnen, kommen bei ihm Aeusserungen vor, die, wenn man den verschiednen Gebrauch der Worte nicht berücksichtigt, unvereinbar erscheinen. So z. B., wenn er erst sagt, dass es keine blosse Seelen geben könne, weil das active Princip eines passiven zu seiner Ergänzung bedürfe, und wenn er darum

die Monaden als materielle Seelen bezeichnet, und dann wieder sagt dass die Seelen Materie als ein wesentliches Moment in sich enthielten.) Eine unmittelbare Folgerung aus dem Gesagten ist, dass selbst Gott die Monaden nicht von der *materia prima* befreien könne, weil sie, ihre Passivität verlierend, reine Thätigkeit, und also Gott dem einzigen *purus actus* gleich, werden würden. Dieser ist allein, weil kein Leiden in ihn fällt, ohne alle Materie zu denken. Konnte daher das Einzelwesen nicht gedacht werden ohne Activität, weil man dann in den Spinozismus fiel, so darf es andrerseits nicht gedacht werden ohne Passivität, weil in diesem Falle jedes Einzelwesen ein Gott wäre. Durch die Materie ist daher jedes Einzelwesen ein bestimmtes Einzelwesen, und so kann gesagt werden dass jede Substanz nur durch die Materie eine von andern unterschiedne sey. Eine zweite Folgerung ist, dass die Materie *(prima)* nicht Substanz ist, sondern etwas Unvollständiges, nur ein Moment der Substanz. Leibnitz ist sich übrigens seiner Uebereinstimmung mit den Scholastikern sehr wohl bewusst. Hatten diese den Aristotelischen Gedanken, dass die *οὐσία* aus ὕλη und *εἶδος ὡς συνθέτη* sey, unverändert aufgenommen, indem sie sagten dass das *ens* oder die *substantia* aus *materia (prima)* und *forma (substantialis)* sey, so war Leibnitz zu gut mit ihnen bekannt, und zu sehr von ihrem Werthe durchdrungen, zugleich aber zu wenig um anscheinende Originalität bemüht, als dass er die Verwandtschaft seiner Lehre mit der

ihrigen hätte verleugnen sollen. Er wendet oft selbst ihre Ausdrücke an, und nennt Form, (auch *forma substantialis*) was er erste Entelechie genannt hatte. Freilich beobachtet er auch bei der Anwendung dieses Wortes keine grössere Strenge indem er sehr häufig mit dem Worte *forme* die ganze Monas bezeichnet, welche er auch wohl als ein formelles Atom definirt. 7).

Die Monade ist also beschränkt, indem sie das Princip der Passivität in sich trägt. War nun aber doch Activität und Vorstellen das selbe, so folgt daraus, dass vermöge des passiven Princips in der Monade ihre Vorstellungen gehemmt sind. Dies ist der Grund warum zu ihrem Wesen gehört, Streben, *tendance* zu seyn. Dieses Streben, auch *appetitus*, *appetitio* genannt, geht darauf, von einer Vorstellung zur andern überzugehn, d. h. immer mehr vorstellend zu seyn. Es kommt aber nie dazu, dass die Monade wirklich alle möglichen Vorstellungen habe, obgleich sie sich diesem Ziele immer mehr annähert. (Indem so dieser Widerspruch als ein stetes Sollen fixirt ist, zeigt sich noch mehr das Treffende in jenem Lieblingsvergleich Leibnitz's mit dem gespannten Bogen oder einem andern elastischen Körper, der zusammengedrückt nicht ruht, wohl aber verhindert ist seine ganze Thätigkeit zu äussern.) Das Streben der Monade ist deswegen mit Recht unter die Modificationen (Begrenzungen) der Vorstellung gesetzt, so dass alle Functionen der Monas nur auf verschieden determinirten Vorstel-

lungen beruhn. Nur muss man immer dies im Auge behalten, dass diese Determinationen nie als von aussen gesetzt angesehn werden müssen, sondern wenn die *materia prima*' eigne innere Bestimmtheit der Monade ist, so wird durch solche Determination ihre Einheit mit sich nicht aufgehoben, und Leibnitz kann dem gemäss behaupten, dass die Monade determinirt sey nur durch sich selbst, oder dass sie selbst ihre Thätigkeit hemme oder wie er sich auch ausdrückt, dass sie die Limitationen, wodurch sie diese bestimmte ist, von sich selber habe. (In die Grenze fällt die Individuation; sie ist aber nur von dem Begrenzten selber gesetzt.) Es ergibt sich nun hieraus die nähere Bestimmung zu dem, was oben gesagt wurde (*p.* 34.) dass jede Monas von allen andern realiter verschieden sey. Indem nämlich in keiner einzigen die Thätigkeit unbeschränkt ist, oder was dasselbe heisst, jede die *materia prima* als constitutives Moment mit enthält, ergibt sich, dass es verschiedene Grade von Thätigkeit, oder verschiedene Grade des Vorstellens gibt. Diese verschiednen Grade ihres Vorstellens machen eben die Verschiedenheit der Monaden aus. Es gibt so viele verschiedne Grade der Vorstellung, als es Monaden gibt. Leibnitz versucht nun einzelne Hauptstufen zu fixiren und dadurch die unendlich vielen Grade auf gewisse Hauptclassen zurückzuführen. Da es ihm vornehmlich darauf ankommt, die Natur dieser verschiednen Grade deutlich zu machen indem er sie vergleicht mit Zuständen der selbstbe-

wussten Monade, d. h. des menschlichen Ich, so bedient er sich bei der Bezeichnung derselben oft derselben Bezeichnung, welche er bei der Classification der Begriffe braucht. Bei der Untersuchung nun über die wahren und falschen Begriffe und Ideen hatte er den Unterschied zwischen verworrenen (confusen) und deutlichen (distincten) Erkenntniss dahin fixirt, dass jene nicht fähig sey die zur Unterscheidung einer Sache hinreichenden Merkmale gesondert aufzuzählen. Als ein Beispiel hatte er die Vorstellung der grünen Farbe angeführt, in welcher Gelb und Blau gemischt sey, ohne dass wir Beide von einander getrennt percipiren. Dagegen vermag die deutliche Erkenntniss ein Jedes in seiner Bestimmtheit und in seinem Unterschiede zu erkennen, und diesen auch anzugeben. Beide Weisen der Vorstellung aber sind nicht *toto genere* unterschieden, sondern nur graduell, da auch die verworrenen Vorstellungen durch unsere eigne Thätigkeit uns kommen. An diesen (psychologischen) Unterschied knüpft nun Leibnitz an, wenn er als den untersten Grad der Thätigkeit die blosse Perception, als die unvollkommenste Monade die *monade toute nue* bezeichnet. Er vergleicht den Zustand derselben, den er deswegen *étourdissement* nennt, mit dem Schwindel oder auch mit unserm Zustande in einem traumlosen Schlaf, in welchem wir zwar nicht ohne Vorstellungen sind (denn sonst könnten wir beim Erwachen keine haben), in dem sie aber sich durch ihre Vielheit neutralisiren und nicht zum Bewusstseyn kommen.

uch die blosse Monas enthält Alles in sich, aber
ur auf verworrene Weise, ohne das geringste Be-
wusstseyn davon zu haben. Wenn dagegen die Mo-
nade bestimmtere Vorstellungen hat, so können diese
ich bis zur Empfindung steigern und eine solche
hende, empfindende Monade nennt man Seele im
ngern Sinn. Erhebt sich nun diese zur Vernunft,
o nennen wir sie Geist. Von Geist aber kann
an eigentlich nur dort sprechen, wo eine Monade
ie reflexive Thätigkeit zeigt, durch welche sie sich
ls Ich weiss. Der Unterschied der Monaden
estimmt sich jetzt also dahin, dass obgleich jede
as ganze und selbige Universum in sich abspiegelt,
ennoch jede es nach einem verschiedenen Augen-
unkte abspiegelt und also anders. Jede ist ein an-
eres Centrum der Welt welche sie abspiegelt; was
ie deutlicher oder verworrener spiegelt, das ist
ei jeder verschieden. Deswegen enthält jede Monas
as ganze Universum, die ganze Unendlichkeit in
ich, und sie gleicht darin Gott, nur dass Gott Al-
es was so auf ideale Weise in ihm enthalten ist,
anz distinct erkennt, während die Monade es nur
erworren vorstellt. Das Beschränktseyn einer Mo-
nade besteht darum nicht darin, dass sie weniger
nthielte als eine andere, oder auch als Gott, son-
ern nur dass sie es auf eine unvollkommnere
Weise enthält, indem sie nicht dazu kommt Alles
leich und ganz distinct zu wissen. Sonst aber per-
ipirt jede die gleiche Unendlichkeit. Hatte er darum
ie einzelnen Monaden als verschiedene *Centra* des

Universums bezeichnet, sofern einer jeden Verschiedenes das Nächste und Fernste war, so bestimmt er dagegen Gott als das (allgegenwärtige) Centrum, dem nichts Peripherie (d. h. fern) sey. Wenn nun Leibnitz in Uebereinstimmung mit Spinoza das Leiden, oder Beschränktseyn nur in die verworrnen Vorstellungen setzt, so folgt auch hier wieder nun, dass die Gottheit, welcher nur deutliche Vorstellungen zukommen, frei ist von allem Leiden, blosse Thätigkeit, *purus actus*. 8).

Aus dem aber, was bisher über den Begriff der Materie gesagt worden ist und über die verworrne Vorstellung, ergibt sich dass bei Leibnitz beide Bestimmungen zusammenfallen. Nicht nur dass wir dies daraus folgern, dass Leibnitz manchmal sagt, ohne alle Materie wäre die Monade Gott gleich, und ein ander Mal wieder: sie wäre ihm gleich, wenn sie keine verworrnen Vorstellungen hätte, sondern Leibnitz selbst spricht die Einerleiheit beider Begriffe entschieden aus: Materie ist nur verworrene Vorstellung. (Zunächst ist hier nur von der *materia prima* die Rede. Später wird sich erst zeigen in wiefern das Gleiche gilt von der *materia secunda* oder dem Körperlichen.) Indem so jede Monas das selbe Universum spiegelt, aber auf verschiedene Weise, ist damit die grösstmögliche Verschiedenheit zugleich mit der grösstmöglichen Einheit und Ordnung gesetzt, d. h. die grösstmögliche Vollkommenheit. Da diese also zu ihrer *conditio sine qua non* die verworrnen Vorstellungen,

die Passivität der Monaden, oder die Materie
so wird mit Recht die Materie als das Band
Monaden bezeichnet, und gesagt dass, von der
erie befreit, die Monaden aus dem allgemeinen
mmenhange gerissen und gleichsam Deser-
re der allgemeinen Ordnung seyn würden. Nur
Materie also oder die verworrnen Vorstellungen
hen jenen Zusammenhang möglich, auf den Leib-
solches Gewicht legt, dass er ein System dar-
h benannt hat, die berühmte prästabilirte
rmonie. (Er bedient sich des Wortes zuerst
einem Brief an *Foucher.)* Diese Harmonie
er den Substanzen, welche er an die Stelle eines
nflusses auf einander setzt, besteht darin, dass
e Monade nur den Gesetzen ihres eignen Wesens
t und diesen gemäss sich verändert, zugleich
r weil jede das ganze und selbe Universum ab-
gelt alle die Veränderungen derselben mit ein-
er parallel gehn. Diese Uebereinstimmung die
n so gross und durchgehend ist, als wenn die
naden auf einander einwirkten, folgt aus dem
gestellten Begriff der Monaden. Leibnitz hat da-
ganz Recht, wenn er behauptet dass aus den
len Prämissen, dass in jeder Monas jeder folgende
tand eine natürliche Folge des frühern sey, und
s jede das Universum abspiegele, mit Nothwen-
keit diese Harmonie folge. Wenn daher auch,
sich später zeigen wird, die Bezeichnung der
stabilirten auf einen Gesichtspunkt hinweist, der
t nothwendig aus seinen Prämissen folgt, so hat

man doch Unrecht, etwa mit Feuerbach, die Harmonie die schwache Seite seines Systems zu nennen. Vielmehr steht und fällt es mit ihr. Indem diese Harmonie mit den andern Monaden von Leibnitz hervorgehoben wird, kommt damit endlich eine dritte Bestimmung zu ihrem Rechte, welche in dem Begriff des für sich seyenden Eines liegt, und erhellt ein dritter Vorzug, den Leibnitz's Anwendung dieser Kategorie vor derjenigen voraus hat, welche die Atomisten davon machen. Die logische Betrachtung nämlich dieser Kategorie (s. m. Grundr. d. Log. u. Met. §. 52.) zeigt, dass man für sich seyendes Eines nicht denken kann anders als bezogen auf die übrigen für sich Seyenden. Die Atomisten haben diese Nothwendigkeit gefühlt, aber wie das, im Wesen des Atoms selbst liegende, ausschliessende Verhalten sie dazu brachte, das Ausschliessen als ein drittes neben den Atomen anzunehmen (s. p. 39.) eben so lassen sie auch die Beziehung in ein Anderes als das Atom selbst fallen. Eine äussere Gewalt, der Zufall oder die Nothwendigkeit, bezieht sie auf einander, eine Gewalt die ausser den Atomen, als eine neue Hypothese, angenommen werden muss. Einer solchen bedarf Leibnitz nicht, aus dem Wesen der Monas selbst folgt die Beziehung zu andern Monaden, sie kann nicht anders als mit ihnen in Harmonie stehn. Wenn aber Leibnitz ausdrücklich darein, was er mit dem Worte Harmonie bezeichnet, nämlich die grösstmögliche Vielheit und Verschiedenheit in der Einheit, auch die Vollkom-

menheit gesetzt hatte, so folgt daraus dass jene Harmonie wie sie die Beziehung der Monaden bildet, so auch ihr absoluter Endzweck ist. Daher kommt es dass er fortwährend seine Harmonie mit dem principium melioris, oder wenn er die Vorstellung Gottes einführt (s. den folgenden §.) mit der Weisheit Gottes zusammen stellt. Das eigentliche Ziel des Zusammenwirkens der einzelnen Wesen, so wie der Grund desselben (beides fällt ja im Begriff des Zwecks zusammen) ist die absolute Harmonie. Eine unmittelbare Folgerung aus dem Begriff der Monade und ihrem harmonischen Zusammenstimmen mit allen andern Monaden ist nun ein Gesetz, auf welches Leibnitz ein grosses Gewicht legt, das Gesetz der Continuität. Wie überhaupt bei ihm keine einzige Ansicht isolirt war, sondern in einem genauen Zusammenhang mit seinen sonstigen Ueberzeugungen stand, so sehen wir bei diesem Gesetz, wie bei vielen andern Punkten, die philosophische Erkenntniss in der grössten Verwandtschaft mit der mathematischen. Er hat von diesem Gesetz zuerst gesprochen in einem Briefe an *Bayle* vom J. 1687. (*Art.* 24. meiner Ausgabe, bei *Dutens* fehlt er). Hier sagt er ausdrücklich, dieses grosse Princip, das man bisher in allem Raisonnement vernachlässigt habe, ob es gleich von der äussersten Wichtigkeit sey, habe seinen eigentlichen Grund in der Lehre vom (mathematisch) Unendlichen, finde aber seine Anwendung in allen Gebieten des Wissens wegen der absoluten Harmonie die überall herrsche.

Wie nämlich alle Regeln welche die Ellipse betreffen, auch auf die Parabel angewandt werden können, wenn man diese als eine Ellipse ansieht, in der ein Focus unendlich weit vom andern entfernt ist (d. h. als eine Figur die von einer Ellipse um weniger als jede gegebne Grösse differirt), so könne man die Ruhe als unendlich kleine Bewegung ansehn und alle Gesetze der Bewegung auf die Ruhe anwenden. Dieses Princip der Continuität spricht er nun nachher in den verschiedensten Weisen aus, bald so, dass er sagt es sey überall *tout comme ici*, bald so, dass er sagt es gebe kein *Vacuum formarum*, bald so, dass einen wirklichen Sprung in der Reihe der Wesen annehmen die Weisheit Gottes bestreiten heisse, welche nur graduelle Unterschiede dulde. Dieses Princip wodurch überhaupt alles Schliessen durch Analogie möglich und nützlich wird, ist eine nothwendige Folge davon dass Alles aus, nur graduell verschiedenen, Monaden besteht, die selbst wieder eine absolute Harmonie bilden, so dass sie jede Dissonanz und jeden Hiatus ausschliessen. Es wird darum auch immer mit der absoluten Harmonie oder der göttlichen Weisheit zusammengestellt. Wie wichtig die Anwendung dieses Princips namentlich für die Kosmologie geworden ist, wird sich bei der Darstellung derselben zeigen (s. §. 6.). 9).

§. 5.

Fortsetzung.

Einführung des Gottesbegriffs.

Bis dahin ist nun Leibnitz's Ontologie ein in sich consequentes Ganzes aus einem Guss, und verdient wirklich das Lob, das er seiner Lehre gibt wenn er an den P. Des Bosses schreibt: *Mea principia talia sunt, ut vix a se invicem divelli possint. Qui unum bene novit novit omnia.* Itzt aber ist ein Punkt hervorzuheben, welcher geflissentlich bisher übergangen wurde, obgleich er in allen Darstellungen, wo Leibnitz von den Monaden handelt, immer zugleich erörtert wird. Es ist dies die Vorstellung einer ursprünglichen Substanz, zu der sich die Monaden als derivirte verhalten, der Gottheit. Nur der strengen Consequenz seines Systems folgend, hätte Leibnitz eigentlich keinen Theismus aufstellen dürfen, sondern nur einen Harmonismus, d. h. die Harmonie des Alls hätte bei ihm an die Stelle der Gottheit treten müssen. Wenn auch darauf kein Gewicht gelegt werden sollte, dass Leibnitz selbst einmal (aber auch nur einmal so viel ich weiss) die Harmonie der Gottheit substituirt, indem er sagt: *Sapientis erit semel in universum sibi imprimere pulchritudinem futurae vitae id est Dei, in quo consistit et amor Dei seu harmoniae rerum. Hanc si satis fortiter sibi impresserit, si ex hac voluptatem perpetuam capiat si haec semper recurrat, duo sequentur, tum ut homo semper agendo respiciat finem,*

tum etc. (Feller Ot. Hanov. Leibnitiana), — so zeigt doch diese Stelle deutlich, dass auch ihm selbst der Begriff der Gottheit mit dem des absoluten Zwecks oder der Harmonie sehr nahe zusammenrückt. Wollte man aber diesen Satz, eben seiner einsamen Stellung wegen, ignoriren, so ist bei Weitem wichtiger, dass erstens in seinen Darstellungen die Gottheit oft eine so müssige Rolle spielt, dass dieser Begriff auch wegbleiben könnte ohne dass seine Lehre im Wesentlichen sich änderte, und dass zweitens sich Leibnitz durch diesen Begriff in Widersprüche verwickelt, die nicht nur in den Worten liegen, sondern gerade den eigentlichen Puls seines Systems, seinen Gegensatz gegen Spinoza, betreffen. Beides wird erhellen, wenn seine Lehre von der Gottheit, so weit dieselbe seiner Ontologie angehört, dargestellt wird:

Sieht man zuerst darauf, wie Leibnitz von den Monaden zu dem Begriff der Gottheit übergeht, so bezeichnet er sie gewöhnlich als den zureichenden Grund aller Monaden. Dies thut er sowol in dem schönen Aufsatz *de rerum originatione radicali* (No. 48. meiner Ausgabe), der im Jahre 1697 geschrieben ist, als auch in seiner Monadologie, welche er im Jahre 1714 für den Prinzen Eugen von Savoyen schrieb. Ganz eben so macht er endlich den Uebergang in seinen *Principes de la nature et de la grâce* und sonst. Bedenkt man nun, dass der zureichende Grund bei Leibnitz sehr oft mit dem Zweck ganz identificirt wird, wie denn in dem ersten der eben genannten Aufsätze Leibnitz, um ein

Beispiel des zureichenden Grundes anzuführen, darauf hinweist, dass ein Buch zu einem bestimmten Ende oder Zweck geschrieben sey, so sieht man deutlich, wie nahe Leibnitz dem steht, Gott und den absoluten Endzweck als Eins zu setzen. Wenigstens dies muss, als aus jenen Uebergängen sich ergebend, zugestanden werden, dass bis dahin Gott nur die Bedeutung hat eines Executors der Harmonie. Sieht man aber nun genauer zu, wie die Harmonie exequirt wird, so zeigt sich noch deutlicher wie müssig oft die Unterscheidung der, die Harmonie bezweckenden, Gottheit von der bezweckten Harmonie selbst ist. Um das zu Stande Kommen der Harmonie deutlich zu machen, knüpft nämlich Leibnitz an die beiden Bestimmungen an, welche in der Monade unterschieden und bald als Passivität und Activität, bald als Materie und Form bezeichnet worden waren. Diese selben beiden Bestimmungen werden nun von Leibnitz noch in einer andern Weise gefasst, in einer Weise, welche auch vor ihm, bei Aristoteles und den Scholastikern, mit den erwähnten Formen des Gegensatzes identificirt worden ist, nämlich als die beiden Momente der Möglichkeit und Wirklichkeit. Die einzelne Monade war diese einzelne nur indem eine solche Zweiheit von Momenten in ihr enthalten war. Es ist deswegen ganz folgerichtig, wenn Leibnitz behauptet, dass es im Begriff der Monade liege dass Möglichkeit und Wirklichkeit von einander unterschieden seyen. (Hatte aber nur der Begriff der

Monade vor dem Spinozismus gerettet, so wird das Auseinanderfallen von Möglichkeit und Wirklichkeit ein Punkt seyn, wo Leibnitz's und Spinoza's Wege sich scheiden. Dies hat sich auch historisch so gezeigt. Es existirt in Hannover ein MS. von Leibnitz's Hand, das wahrscheinlich in sehr jungen Jahren geschrieben ist, welches oben mit der Randnote versehen ist: *Haec partim mea partim aliena, et aliena in multis corrigenda.* Dieses MS. ist nun nichts Andres als ein sehr genauer Auszug aus — *Spinoza's* Ethik. Merkwürdiger Weise ist nun die erste der wenigen tadelnden Bemerkungen von Leibnitz die, in welcher er der Spinozistischen Behauptung widerspricht, dass alles was möglich, auch wirklich sey.) An diesen Gegensatz der Möglichkeit und Wirklichkeit knüpft nun Leibnitz seine Auseinandersetzung an: Möglich ist nämlich Alles, was keinen Widerspruch in sich enthält. Möglichkeit ist darum mit Denkbarkeit das selbe, und die wirkliche Existenz davon noch unterschieden. Die Möglichkeit der Dinge sey, sagt er, das was *Des Cartes* und *Spinoza* ihre Essenz, ihr Wesen genannt haben. Weil Wesen und Denkbarkeit hier zusammen fallen, deswegen bedient er sich für diese (logische) Möglichkeit der Dinge auch des Ausdrucks Idee, und behauptet nun, dass die Dinge in dieser ihrer Idee oder Möglichkeit alle ihre Bestimmungen enthielten, so dass wenn sie verwirklicht würden, in ihrem Wesen keine Veränderung vor sich gehe. (Später ist dieser Gedanke bekanntlich so ausgedrückt,

dass die Existenz zu dem Inhalt eines Begriffs nichts hinzufüge. Inhalt aber (*materia*) ist ja hier mit Möglichkeit dasselbe.) In ihrer idealen Möglichkeit, vor (oder besser abgesehn von) ihrer Verwirklichung sind daher die Dinge eben so verschieden von einander wie nach (d. h. in) ihrer Realisation. Es handelt sich nun darum, den Uebergang aus der blossen Möglichkeit in die Wirklichkeit richtig zu fassen. In dem oben erwähnten Aufsatz, der zu seinem eigentlichen Inhalt diesen Uebergang hat, will Leibnitz zeigen, wie aus dem Möglichen das Wirkliche, oder wie er sich ausdrückt aus dem metaphysisch Wahren (Logischen) das physisch Wahre (Reale) werde. Er lässt dabei zuerst die Vorstellung Gottes ganz aus dem Spiele: In der Möglichkeit selbst, sagt er, oder in der *essentia* liegt ein Bedürfniss der Existenz oder, kurz ausgedrückt, die Essenz strebt an und für sich nach der Existenz. Und zwar strebt Alles, was eine Möglichkeit zu seyn in sich enthält, mit um so grösserem Rechte darnach, je vollkommner es ist. In diesem gleichzeitigen Streben der verschiedenen Möglichen nach Existenz muss die Combination von Existirenden zu Stande kommen, in welcher die grösstmögliche Summe von Vollkommenheit realisirt ist. Dies müsste auch Statt finden, wenn ausser den Monaden gar Nichts existirte sagt er ausdrücklich. Es findet hier ganz dasselbe mechanische (statische) Gesetz Statt, welches in der Natur Statt findet, wenn durch das Zusammentreffen verschiedener schwerer Körper die

grösstmögliche Summe von Fall entsteht. Es entsteht ganz ähnlich hier aus diesem Conflict der verschiedenen Wesen welche Existenz prätendiren, die Verwirklichung möglichst Vieler. (Dies aber war die absolute Harmonie gewesen.) Er drückt sich wohl auch sehr häufig so aus: *Le concours de toutes les tendances au bien a produit le meilleur*, und kommt immer wieder darauf zurück, dass man es hier mit einem metaphysischen Mechanismus zu thun habe. Bis dahin also sieht man die Monaden aus der *regio idearum* durch den eignen Grad der Vollkommenheit in die *regio existentiae* hineintreten. Anders nun scheint sich die Sache zu gestalten, wenn er die Vorstellung Gottes einführt. Die *regio idearum*, worin die Wesen als mögliche existiren, ist dann der göttliche Verstand. Aber auch dann wird immer behauptet, die Ideen seyen ganz unabhängig von dem göttlichen Willen, ja man müsse sie nicht einmal, wie *Malebranche*, als abhängig von dem göttlichen Verstande ansehn, sondern sie hingen nur von dem Seyn Gottes ab, d. h. wäre Gott nicht, so wären sie freilich auch nicht. Ist nun der eigentliche Schauplatz der ewigen Möglichkeiten in einen göttlichen Verstand gesetzt, so ist freilich die nothwendige Folge, dass auch jener Concurs der Existenz-Prätendenten vor dem göttlichen Verstande Statt findet. Demgemäss lässt z. B. die Theodicee alle möglichen Wesen vor Gott in einem Wettstreit begriffen seyn, in welchem Gott alle vergleiche und nun unter allen möglichen Combinationen diejenige,

welche die meiste Vollkommenheit enthalte, durch seine Weisheit erkenne, nach seiner Güte erwähle und durch seine Macht verwirkliche. Endlich in den *Principes de la nature et de la grâce* macht er Ausgangspunkt die Vollkommenheit Gottes und folgert aus dieser (was früher als ein allgemeines Gesetz ausgesprochen war), dass die grösstmögliche Verschiedenheit und Ordnung, der grösste Effect mit den geringsten Mitteln erreicht, und also die vollkommenste Combination erreicht werden müsse. Vergleichen wir alle diese Stellen mit einander, so ist hinsichtlich des Inhalts der Unterschied nicht so gross als es anfänglich scheint. Ob man sagt, es habe jene Combination sich verwirklicht weil sie dem Endzweck am meisten entspreche, oder ob man sagt, Gott habe sie verwirklicht, dies kommt, wenn man bedenkt dass Gott sie verwirklichen muss, ziemlich auf Eins heraus. Denn ausdrücklich wird, wenn von einer Wahl Gottes gesprochen wird, dabei bemerkt, diese sey nicht als Willkühr (d. h. nicht als Wahl) zu fassen. Gott sey determinirt, das Beste zu wählen, er handle dabei nach moralischer Nothwendigkeit u. s. w. Bis dahin also könnte, weil die Gottes-Idee keinen andern Inhalt hat, als den der Verwirklichung der Harmonie, diese Idee ohne dass des System in seinem Inhalt eine Veränderung erführe, wegfallen. (Was sonst dieser Begriff für nähere Bestimmungen erhält, wird sich bei der Theologie Leibnitz's ergeben.) 10).

Ist durch das eben Gesagte die Behauptung er-

härtet (s. *p*. 57.) dass der Gottesbegriff in Leibnitz's Ontologie eine ziemlich müssige Rolle spiele, so lässt sich eben so nachweisen, dass aus diesem Begriff eine Menge von Widersprüchen sich ergeben. Er bezeichnet die Gottheit als primitive einfache Substanz, oder als die einzige primitive Einheit, ja sogar sagt er (ich glaube aber nur ein einziges Mal) dass Gott eine Monas sey und eben deswegen vorstellend und strebend. Allein alles das, was das Wesen der Substanzen oder Monaden ausmachen sollte, alles dies wird von der primitiven Monade geleugnet. Im Begriff der Monas lag es, dass es deren viele gab (s. *p*. 34.), die Gottheit dagegen wird als alleinig gefasst; im Begriff der Monade lag dass sie Thätigkeit war aber als begrenzt (s. *p*. 47.) und eben deswegen die *materia prima* an sich habend, Gott dagegen wird als *purus actus* bezeichnet und als völlig ohne Materie; in dem Begriff der Monade lag endlich dass Möglichkeit und Wirklichkeit auseinander fielen (s. *p*. 58.), die Gottheit dagegen soll durch ihre blosse Möglichkeit existiren. Kurz es zeigt sich, dass Alles was von den Monaden gilt, auf die Gottheit nicht passt. Leibnitz fühlt dies selbst, und rettet sich hinter einen Ausdruck, in dem wir den Widerspruch schon bei *Des Cartes* nachgewiesen haben, er sagt nämlich, Alles was von den Monaden gesagt sey, gelte nur von den geschaffenen Substanzen. Da aber dies nur heisst substanzlose Substanzen, so ist eine nothwendige Folge, dass Leibnitz, wenn er das Verhältniss der Monaden zur Gott-

heit fixiren will, dieselben bald als substanzlos, bald als Substanzen nimmt, und so zwischen entgegengesetzten Behauptungen schwankt. Wo er die Substanzialität der Monade ernstlich festhält, läuft er Gefahr ihre Dependenz von der Gottheit fallen zu lassen. So wenn er sagt, das Wesen der Monaden sey ganz unabhängig von Gott, der sich zu ihnen verhalte wie der Baumeister zu den Steinen, die er zum Bau vorfinde und nehme wie sie einmal sind, und der in der Schöpfung ihr Wesen nicht verändere sondern nur verwirkliche. Auch noch, wenn er sagt, dass die geschaffnen Wesen ihre Grenze aus sich selbst haben, ist, weil in der That Grenze und Wesen verwandte Begriffe sind, ziemlich das selbe ausgesprochen obgleich dieser Satz auch schon auf solche hinweist, die gerade das Gegentheil von den eben erwähnten enthalten. Wo er nämlich Ernst macht mit der Dependenz der Monaden von Gott, da droht ihre Substanzialität zu verschwinden und er nähert sich dem Spinozismus. In Etwas geschieht dies schon, wenn er ganz im Widerspruch mit dem eben Gesagten behauptet, die Wesen seyen eben sowol hinsichtlich ihrer Existenz als ihrer Essenz und Möglichkeit von Gott abhängig und gingen hinsichtlich beider aus Gott gleichsam hervor. Ein Gleiches gilt von der Behauptung, (die völlig mit seiner Lehre streitet, dass die Monaden nur durch Vernichtung endigen können) dass die Creatur so sehr von Gott abhänge, dass sie nicht

weiter existiren würde, wenn Gott sie nicht in jedem Augenblick neu schüfe, obgleich er diesen Satz auch wieder dadurch mildert, dass die stete göttliche Productivität durch die eigne Natur der einzelnen Wesen beschränkt wird, so dass diese Natur als ein Ursprüngliches erscheint. Ganz entschieden aber tritt der Spinozismus hervor, wenn die Monaden als momentane Ausstrahlungen der Gottheit bezeichnet werden, und ich möchte hierher auch die Aussprüche von Leibnitz rechnen, wo er sagt, dass den eigentlichen Gegensatz zu Gott das Nichts bilde, worin doch offenbar liegt, dass der Gottheit allein wahres Seyn zu komme. Mit dieser letztern (spinozistischen Ansicht stimmt dann auch sehr gut zusammen, was er in einem Briefe an *Schulenburg* (— ganz ähnlich auch in dem von Guhrauer a. a. O. I, 411. herausgegebnen Aufsatz von der wahren *theologia mystica* — ausspricht, dass die Dinge alle Activität von Gott hätten, so dass der Gegensatz des Positiven und Privativen, der Activität und Passivität auch so ausgedrückt werden könne, „dass jedes Ding ein Product sey Gottes und des Nichts" (d. h. eine Schranke, Modification Gottes). Wegen dieses Schwankens zwischen entgegengesetzten Bestimmungen ist es erklärlich, in wiefern Leibnitz sich rühmen kann durch die Monadenlehre den Spinozismus überwunden zu haben, und doch gründliche Kenner seiner Philosophie, z. B. Lessing, ihn für einen Spinozisten halten können. Beide haben Recht. So lange er den Begriff der Monade festhält, ist er der Ant

unist von Spinoza, so bald er diesen fallen lässt und dies geschieht immer wieder, wo er in seinen teologischen Untersuchungen auf den Gottesbegriff mmt), kann er sich des Spinozismus nicht erwehn. 11).

Alles Gesagte zusammengefasst, so kann man haupten, nicht etwa dass Leibnitz aus unredlicher ndescendenz sich als Theist gerirt habe, wohl er dass die Annahme einer Gottheit für seine Onlogie in sofern ohne Einfluss geblieben ist, als les was durch sie erreicht wurde, eben so gut erieht werden konnte bloss durch den Begriff des ch verwirklichenden Zwecks oder der Harmonie, e freilich dann nicht mehr den Namen einer (von ott) gesetzten, prästabilirten behalten konnte. Es ird sich zeigen dass sichs ganz ähnlich verhält nsichtlich seiner Kosmologie, in welcher er die nwendung seiner Ontologie gegeben hat.

§. 6.

.osmologie. Die unorganische Welt und ihre Gesetze. Der Körper und die Bewegung.

Unter Welt, oder Universum versteht Leibitz die ganze Reihe und den ganzen Complex alles xistirenden, so dass es eine Widersinnigkeit wäre, n mehreren Welten zu sprechen, die zu verschieenen Zeiten und an verschiedenen Orten existirten: s gibt nur eine Welt, nur ein Universum. Die

conditio sine qua non für das Daseyn einer Welt ist die Verschiedenheit der sie constituirenden Monaden und, was damit zusammen hängt, dass jede in gewissem Grade beschränkt ist. Wäre jede für sich genommen vollkommen, d. h. ein Gott, so wäre keine Verschiedenheit in der Einheit, d. h. keine Harmonie; es folgt daraus, dass das vollkommenste System der Welt keine Götter, sondern nur beschränkte Wesen enthalten wird. Daher kann die Welt auch definirt werden als das Aggregat der endlichen Dinge. Die Grundbestandtheile derselben sind natürlich nur die Bestandtheile von Allem, d. h. die Monaden. Unter allen logisch möglichen oder denkbaren Combinationen derselben ist die Welt diejenige, welche allein realiter möglich oder compossibel, d. h. welche zweckmässig ist. Die logische Möglichkeit nämlich besteht in der blossen Denkbarkeit, zur realen Möglichkeit gehört gleichsam ein Uebergewicht von Denkbarkeit, d. h. Ordnung, Zweck. Nur das nämlich ist compossibel oder realiter möglich, dessen Existenz mit allem übrigen Existirenden vereinbar ist. Deswegen enthält die Welt alles Compossible, und so unrichtig es ist, mit Spinoza zu behaupten, dass Alles was logisch möglich *(possible)* ist, auch wirklich existire oder existiren werde, so ist diese Behauptung von dem realiter Möglichen *(compossible)* ganz richtig. Jedes real Mögliche, jeder Keim z. B., kommt darum gewiss zu seiner Verwirklichung. Denn da dasjenige compossibel ist, dem das wirklich Daseyende zu exi-

en vergönnt, es aber nothwendig ist, dass mög-
st Vieles existire, so muss vernünftiger Weise
tiren, was nicht daran verhindert wird, d. h.
composibel ist. Was nicht mit dem übrigen
eyenden harmoniren könnte, wäre demnach nicht
possibel. Wenn nun Leibnitz die Gottheit als
denkt, was die Harmonie verwirklicht (s. §. 5.),
ist es ganz damit übereinstimmend, wenn er das
npossibelseyn auch so darstellt, dass Gott, was
Monas mit Recht prätendiren könne, bei der
lisation der übrigen auf sie Rücksicht nehme.
ner bringe er, indem er jede allen andern anpasse,
r richtiger gesagt indem er nur diejenigen ver-
kliche, welche zusammenpassen, eine Welt her-
, in welcher Alles eine Harmonie bildet, welche,
l sie der vorgesetzte Zweck Gottes ist, die
istabilirte Harmonie genannt wird. In sofern
Gott die Dinge verwirklicht, ist er als der letzte
nd der existirenden Welt anzusehn. Wenn aber
t dies gethan hätte ohne selbst einen Grund dazu
haben, aus blosser Willkühr, so wäre dies eine
de Nothwendigkeit, (ein Gedanke, den Leibnitz
: ausführlich in seinem Briefwechsel mit Clarke
tert). Vielmehr muss Gott zum Schaffen oder
wirklichen determinirt werden, weil auch für
t das grosse Princip gilt, dass Nichts ge-
ieht ohne einen zureichenden Grund,
rum es gerade so geschieht. Leibnitz aber
steht unter dem zureichenden Grunde nicht nur
causa efficiens sondern vielmehr die *causa fina-*

... das *principium rationis sufficientis*
... *principium melioris* oder *principe du*
... *principe de convenance* nennt. Wenn dar-
... vernünftiger Zweck zu einer Handlung de-
terminirt, so ist dieser der zureichende Grund jener
Handlung. Alles Handeln Gottes nun ist durch sol-
che zureichende Gründe determinirt, und wo gar
kein zureichender Grund existirte, würde Gott auch
gar nicht handeln. Will nun Gott, (oder soll er)
irgend Etwas z. B. eine Monade verwirklichen,
so kann ihn dazu nur bewegen der Grad ihrer Voll-
kommenheit, denn je vollkommner sie ist, um so
vernünftiger, convenabler ist es, dass sie existire.
Gesetzt den Fall nun, es wären zwei mögliche Dinge
ganz gleich vollkommen, so könnte er bei der
Verwirklichung nicht dem einen den Vorzug geben
vor dem andern, weil dies eine grundlose Willkühr
wäre. Er kann aber in diesem Falle auch nicht
beide zugleich verwirklichen; denn in diesem
Falle würde er ganz ohne Grund das eine hier
her, d. h. in Beziehung zu diesen Dingen, das
andre dort hin, d. h. in Beziehung zu andern setzen.
In der Wirklichkeit kann es daher keine ununter-
schiednen Dinge geben, weil die Existenz solcher
mit dem *principium melioris* nicht bestehn kann.
(Was daher Leibnitz für die Idee der Monade, d. h.
für alle möglichen Monaden behauptet hatte,
ohne es aus dieser Idee ableiten zu können, das wird
für alle wirklichen Dinge aus dem Princip des
zureichenden Grundes abgeleitet.) Wie Gott hin-

sichtlich der Verwirklichung der einzelnen Monade durch den Grad ihrer Vollkommenheit determinirt, und also dieser der eigentliche Grund ihrer Verwirklichung ist, so gilt das selbe von der Welt. Nicht darum existirt diese grösstmögliche Summe von Vollkommenheit, weil Gott sie so gewollt hat, sondern weil sie die grösstmögliche Summe von Vollkommenheit ist, oder die grösste Summe compossibler Monaden in sich enthält, deshalb hat Gott sie gewollt. Es zeigt sich also hier, ganz analog dem was wir in der Ontologie sahen, dass zunächst für den Begriff der Welt es ganz gleichgültig ist, ob man sie durch das was Leibnitz metaphysischen Mechanismus genannt hatte, entstanden oder von einem durch eben jenen Mechanismus determinirten Gott geschaffen seyn lässt. Genug die Welt ist der Complex aller compossiblen Monaden und die realisirte Harmonie derselben. 12).

Wenn nun aber die Grundbestandtheile der Welt die, jede Einwirkung ausschliessenden, Monaden sind, so kann von einem Einwirken eines Theils auf den andern nicht die Rede seyn, sondern nur von einem Parallelismus oder *accord* oder dgl. Dies behauptet Leibnitz auch aufs Entschiedenste, indem er ausdrücklich hervorhebt, dass der Einfluss einer Monade auf die andern nur ein idealer sey, indem Gott ihre Ideen mit einander vergleichend sie einander angepasst habe, was offenbar nach dem früher Gesagten nur heisst, dass jede für sich, und als wäre sie allein da, zur Verwirklichung des End-Zweckes

[illegible] behält Leibnitz für das
[illegible] die Ausdrücke handeln
[illegible] spricht sogar von Ueberordn
[illegible] der Monaden; es fragt
[illegible] Sinn er diese Worte nimmt.
[illegible] s. *p.* 50.) gesagt dass Leibnitz
[illegible]ischen Definition des Leidens a
[illegible] habe, wenn er die Monas leiden liess
[illegible] verworrne Vorstellungen zuschrieb.
[illegible]duellen Unterschied nun der Deutlichkeit
[illegible]stellungen führt Leibnitz das ganze Verhäl
[illegible] Monaden zurück. Thätigkeit nämlich und
[illegible]enheit, Leiden und Unvollkommenheit ist
[illegible]selbe, eben so aber fällt jene mit den deutli
[illegible] mit den verworrnen Vorstellungen zusam
Wenn er daher sagt, ein Geschöpf sey vollkom
als das andere, oder wirke darauf ein, wei
[illegible] sich der Grund der Veränderung des An
finde, so hat man nur die Sätze des Spinoza:
tum agere dico cum aliquid in nobis aut extra
fit cujus adaequata sumus causa, und: *mens*
tenus adaequatas habet ideas eatenus agit et
tenus ideas habet inadaequatas eatenus pat
um den genauen Zusammenhang zu erkennen
schen diesen Ausdrücken und einer andern Ae
rung bei Leibnitz. Er sagt nämlich, wenn
Herrschaft einer Monas über andere, ihr u
geordnete, angenommen werde, so thue dies
Selbstständigkeit der letztern durchaus keinen
bruch, da dies Verhältniss keinen eigentlicher

sammenhang, sondern nur Uebereinstimmung bedeute und Herrschaft und Unterordnung nur heisse: verschiedene Grade von Vorstellungen. Die sogenannte Einwirkung ist also auf einen *accord* oder *consensus* zurückgeführt, und eine natürliche Folge davon ist, dass (da das Angepasstseyn ein wechselseitiges ist) jede Substanz die man als auf die andere einwirkend denkt mit demselben Recht (oder Unrecht) gedacht werden muss als von ihr Einwirkung erfahrend, oder leidend. Das Wahre ist, dass, da in jeder Monas das ganze All und alle seine Veränderungen idealiter enthalten ist, in jeder jede Veränderung des Alls erkannt werden kann, sie also vom ganzen All afficirt wird oder es afficirt, wie man will — eigentlich nur es ausdrückt, nur wird eine Monas, wenn sie etwa nur einen kleinen Theil des Universums deutlich, den übrigen nur verworren vorstellt, auch nur mit einem kleinen Theil desselben in einem engen sogenannten Zusammenhang stehn. Indem so die Welt uns den harmonischen Zusammenhang der Monaden darstellt, herrscht in ihr auf die aller entschiedenste Weise das schon oben (s. *p.* 53.) erwähnte Gesetz der Continuität, d. h. es findet zwischen dem Allerverschiedensten nur gradueller Unterschied und eben deswegen auch völlige Analogie Statt. Was vom Sichtbaren gilt, gilt in analoger Weise vom Unsichtbaren, was vom Einfachen das nach seiner Analogie auch vom Zusammengesetzten. Daher ist das ganze Universum ein Analogon der einzelnen Monade. Bestand nun die Spontaneität der

einzelnen Substanzen darin, dass ihre Gegenwart mit der Zukunft schwanger, jeder nachfolgende Zustand eine natürliche Folge eines frühern ist, so gilt dies auch von der Totalität aller, d. h. der Welt. Nichts geschieht in ihr, ohne dass es die natürliche Folge eines frühern Zustandes wäre. Die natürliche, darum aber nicht die metaphysisch nothwendige. Es geschieht Alles in der Welt nach physischer Nothwendigkeit, und darum ist es nicht compossibel dass Etwas in ihr anders wäre als es ist, wohl aber ist es denkbar (possibel), denn das Gegentheil ihres gegenwärtigen Zustandes schliesst keinen logischen Widerspruch in sich. Darum ist es Unrecht von einem eigentlichen Fatalismus hier zu sprechen, denn dieser würde nur Statt finden, wenn man behauptete Alles in der Welt habe metaphysische Nothwendigkeit. 13).

Nachdem so der Begriff der Welt im Allgemeinen fixirt worden, ist überzugehn auf das Einzelne, und dabei zuerst ein Punkt hervorzuheben, welcher für Leibnitz's Lehre von grosser Wichtigkeit ist, nämlich die Lehre von den körperlichen Dingen. Gibt es nach seiner Ansicht solche, und wenn es dergleichen gibt, was sind sie? Die körperliche Masse bezeichnet Leibnitz mit dem Worte *materia secunda* und erklärt sie als Aggregat von Monaden, er nennt darum einen Körper ein *unum per accidens*, und vergleicht ihn mit einem Fischteich, dessen Bestandtheile lebendig seyen, ohne dass man ihn selbst ein Lebendiges nennen könne. Wenn des-

m die *materia prima* keine Substanz war (s. p.
weil nur ein Moment der Substanz, so ist es
materia secunda oder eine körperliche Masse
hfalls nicht, nur aus dem entgegengesetzten
nde, nämlich weil er viele Substanzen ist;
ennt deswegen den Körper ein *substantiatum* und
eibt an *Bernoulli: corpus non est substantia sed
tantiae.* Es entsteht aber die schwierige Frage,
Monaden überhaupt ein Aggregat bilden können,
wenn sie es können, wie ein Aggregat von nicht
edehnten Monaden ein Ausgedehntes geben könne?
h Leibnitz ist nämlich der Raum, eben so wie
Zeit, nichts Reales. In seinen Streitigkeiten mit
ke hat er diesen Punkt ausführlich erörtert und
eigen gesucht, dass der Raum weder als Sub-
z (was er früher in dem Briefe an Thomasius
selbst behauptet hatte), noch als Eigenschaft
mmen werden dürfe, weil man durch beide An-
ten zu Widersinnigkeiten komme. Nach ihm ist
Raum etwas Ideales, nämlich eine Abstraction
he der macht, der gewisse coexistirende Dinge
lie Weise ihrer Coexistenz wahrnimmt oder auch:
Ordnung in welcher der Geist gewisse Verhält-
wahrnimmt. (Er kommt dabei gelegentlich auf
n Punkt, welcher mit dem grosste Verwandtschaft
was man in neurer Zeit intelligiblen Raum
nnt hat.) Der Geist kommt nämlich zu der Vor-
ng des Raums indem er verschiedene Dinge in
ähnliches Verhältniss treten sieht, und nun die-
constante Verhältniss derselben als ein ausser

ihnen seyendes (Raum, Ort) auffasst, also in der That durch eine confuse Vorstellung. Eben so ist auch die Zeit oder die Ordnung von Successionen nichts Reales, was bei ihr schon dadurch leicht sich nachweisen lässt, dass sie eigentlich nie existirt. [Diese blosse Idealität des Raumes und der Zeit hat für Leibnitz auch deswegen eine so grosse Wichtigkeit, weil wenn sie etwas Reales waren, kein Grund vorhanden wäre, warum Gott von den sich homogenen und gleichen also auch gleich berechtigten Zeitmomenten einen etwa so bevorzugt hätte, dass er ihn zum Anfangspunkt der Schöpfung gemacht hätte. Da nun das Hier und Itzt keine realen Bestimmungen sind, so kann die Frage warum die Welt gerade in dieser bestimmten Zeit existirt, ihn nicht nöthigen sein *Principium rationis sufficientis* aufzugeben. In seinen Argumentationen gegen *Clarke* dreht sich sein Raisonnement fast immer um diesen Punkt, dass wenn der Raum etwas Reales wäre, dies Princip, das er sich zuerst hatte zugeben lassen, fallen müsste.] Wenn aber der Raum nichts Reales ist, so fragt sich, wie kann von einem Zusammen oder von einem Aggregat von Monaden die Rede seyn? Leibnitz selbst sagt ausdrücklich, dass die Monaden weder Lage noch Nähe noch Entfernung hätten, und wenn man davon spreche oder sage, Monaden seyen zusammen oder zerstreut, so wende man anstatt der Gedanken nur Fictionen der Vorstellung an. Eben so gesteht er ein, dass die Monaden eben so wenig sich berühren und einen

per bilden könnten, als Punkte oder Seelen dies
nöchten. Dennoch aber ist es kein Widerspruch,
n er die Körper als Aggregate von Monaden be-
hnet. Nämlich indem wir mehrere einfache Sub-
zen als zugleich existirend und dabei als von
nder unterschieden uns vorstellen, diese Vorstel-
; aber verworren bleibt, entsteht die ausgedehnte
se. Zunächst für uns, aber anders existirt sie
ı nicht. Das heisst: der ausgedehnte Körper ist
Wahrheit nur eine Vielheit von Monaden, die
ieit kommt zu diesen nur dadurch hinzu, dass
sie als zugleich seyend percipiren. Deswegen
ein Körper nur ein Gedankending oder besser
Ding der Imagination, ein Phänomen, das wenn
ach nicht ganz als ein *ens mentale* nur in der
stellung existirt, denn es liegt ihm eine Realität
Grunde, die vielen Monaden, so doch halb ein
luct der Vorstellung ist, daher ein *ens seminen-*
Er wird deswegen oft mit dem Regenbogen
lichen, dem auch Reales (die Wasserbläschen)
irunde liegt, ohne dass doch der Bogen anders
ıur für den Sehenden existirt; eben so nennt
n ein *phaenomenon bene fundatum*, und sagt
die Ausdehnung nur eine Vorstellung sey,
he durch viele gleichzeitige Empfindungen komme.
ı weil die Körper nur Phänomene, Producte der
orrnen Vorstellung sind, eben deswegen werden
ıur von den Sinnen percipirt, denn die sinn-
Perception ist nur eine verworrne Vorstellung.
räre aber unrichtig wenn man nun sagen wollte,

dass die Sinne, welche uns die Phänomene als etwas Reales darstellen, uns täuschten. Denn einmal sind die Sinne nicht dazu bestimmt, uns metaphysische Erkenntnisse zu geben, sondern nur der Erfahrung zu dienen, dann aber kommt den Phänomenen auch wirkliche Realität zu, eben wie dem Regenbogen, der wenn auch nicht als das Farbenbild, so doch als die vielen Wasserbläschen, wirklich, auch unabhängig von dem Beschauer existirt. Leibnitz hat einen besondern Aufsatz verfasst (No. 63. in meiner Ausgabe) um den Unterschied zwischen den realen Phänomenen und den bloss imaginären zu unterscheiden. Er kommt dabei zu dem Resultat, dass den Phänomenen Realität zukomme, welche stets einer und derselben gesetzmässigen Ordnung unterliegen, gesteht aber freilich selbst zu, dass wenn es ganz wohlgeordnete, und einem strengen Gesetz folgende Träume gäbe, dass diese dann schwer von den realen Phänomenen unterschieden werden würden. Die Körper darum und alle Erscheinungen der körperlichen Welt haben in sofern Realität, als sie nur *semimentalia* sind, und als sie ganz unabänderlichen Gesetzen folgen. Freilich folgt auch aus ihrer halb mentalen Natur, dass wenn Gott die körperliche Masse vermehren wollte, dazu die Vermehrung der Monaden, die sie bilden sollten weder nöthig wäre, noch auch allein dazu hinreichte, sondern dass nur Eines dazu nöthig ist, nämlich dass eine (etwa schon früher daseyende) Monade zur bewussten Vorstellung erwachte, d. h. die körper-

he Masse wird gemehrt nicht sowol indem des
ngeschauten mehr wird, sondern indem An-
:hauendes hinzu kommt. (Die selben Monaden
innten je nachdem sie verschieden angeschaut wer-
n als mehrere körperliche Massen erscheinen.) 14).

Wenn also von Aggregaten der Monaden ge-
rochen wird, so sind darunter mentale, d. h.
ie durch die Vorstellungen hervorgebrachte, Ag-
egationen zu verstehn. Es zeigt sich aber bei die-
r idealistischen Ansicht vom Körper, was sich auch
nst wol beim Idealismus gezeigt hat (z. B. bei
ant), dass es hinsichtlich der weitern Betrachtung
s Körpers ganz gleichgültig wird, ob sie wirk-
che oder ob nur vorgestellte Aggregate sind,
dem es in der Sache Nichts ändert, ob man sagt:
in Körper bewegt den andern jedes Mal indem er
it ihm zusammen trifft, oder ob man sich so aus-
ückt: Meiner Vorstellung von einem solchen Zu-
mmentreffen folgt jedes Mal die Vorstellung einer
bestimmten Bewegung u. s. w. Leibnitz bedient
h wirklich einmal der letztern Ausdrucksweise,
dem er sagt dass die Materie ein Phänomen sey,
eses Phänomen aber habe das Eigenthümliche, dass
nn wir die Erscheinung zusammentreffender
assen hätten, uns auch das erscheine was man
ftigkeit nenne u. s. w. Es ist aber sehr natürlich,
ss diese schleppende Redeweise von ihm nicht wei-
r fortgesetzt wird, sondern nachdem einmal fest-
stellt ist, dass die körperliche Masse ein (Mit)Product
r Vorstellung sey, nun von den Körpern wie von

vom existirenden spricht, ganz so wie au
man nicht Anstand nimmt, vom Sonnen
sprechen. Wie aber das, was zuerst
bequemerer Sprachgebrauch angesehn wi
die Veranlassung wird, den Körper de
nannt wird, auch so zu denken, i
Leider die Inconsequenz aber, die darin
Es fragt sich nun, nachdem der Begriff
fixirt ist, nach den nähern Bestimmungen
sens. Hier erklärt sich nun Leibnitz
Entschiedenste gegen die Cartesianische
dass das Wesen des Körpers in der blos
nung bestehe. Dies kann schon deswegen
weil die Ausdehnung, die in der That nu
holung oder Ausbreitung eines Da
ist, das dessen Ausdehnung sie ist, vo
und weil Ausgedehntseyn doch offenba
im Raume seyn, dies aber nicht sowol di
Natur des Gegenstandes bedeutet, sonder
Art angeschaut zu werden. Dass der Kör
dehnt ist also, macht nicht sein Wesen au
wir stellen ihn (nur) als ausgedehnt vo
sieht sogleich hier die idealistische Ansicht
per zurücktreten) Es streitet aber auch
nahme ganz mit der Erfahrung, indem di
rungen aus jener durch diese umgestossen
Wollte man jene Annahme festhalten, so kön
daraus die Cohäsion nicht ableiten und müs
Körper absolut flüssig seyn lassen, eben so
man genöthigt seyn zu behaupten, dass wer

nitz dass sichs im Zusammengesetzten so verhält wie im Einfachen. Wie sich der Körper zur einfachen Substanz verhält, so zur reinen Thätigkeit derselben die Bewegung. Das heisst die Kraft, welche das Wesen des Ausgedehnten ausmacht, ist die Kraft der Bewegung, die *vis motrix*. Wie sie das Analoge ist von der Thätigkeit der Monade, so gilt auch von beiden Analoges. Nun war es die Thätigkeit der Monaden, wodurch sie unterschieden waren (s. p. 47.), es ist daher erklärlich, wenn in der körperlichen Welt der Bewegung diese Function aufgetragen und gesagt wird *(Ed. Dutens. III. p.* 232): *Vis motrix id unum est quod materiam dividit et heterogeneam reddit.* Besteht aber das Wesen des Körpers in der bewegenden Kraft, so ist, da es eine ruhende Kraft nicht gibt, eine unmittelbare Folge davon, dass es keine Ruhe gibt. Was man sonst Trägheit nennt, ist nicht etwa eine Indifferenz gegen alle Bewegung, sondern es ist eine wirkliche Thätigkeit, selbst eine Bewegung, wodurch der Körper seinen bestimmten Raum behauptet und der Bewegung widersteht. Dieser *intestini motus renisus* wird dann auch als die *vis elastica* bezeichnet. Eben so sind die verschiedenen Aggregatzustände der Körper nur aus der Bewegung abzuleiten, indem die Flüssigkeit in verschiedenartigen, die Festigkeit in gleichartigen Bewegungen ihren eigentlichen Grund hat, so aber, dass es weder einen absolut flüssigen noch einen absolut festen Körper gibt. Wenn aber so alle Qualitäten der Körper

ıf die Bewegung reducirt werden, so ist natürlich
r mechanischen Anschauungsweise ein
hr grosser Spielraum eröffnet. Ausdrücklich sagt
ıher Leibnitz, dass in körperlichen Dingen Alles
echanisch müsse erklärt werden. Ja selbst im Or-
nischen ist, wenn auch nicht die Erzeugung, so
ıch die weitere Entwicklung ein rein mechani-
cher Vorgang. Der Mechanismus selbst aber kann
cht wieder mechanisch abgeleitet werden, sondern
rlangt eine tiefere Begründung und Ableitung.
iese Ableitung, welche er auch der mechanischen
hysischen) entgegensetzt als die metaphysische, be-
eht nun darin, dass aller Mechanismus zu seiner
ıtzlichen Basis den Zweckbegriff habe. Die wir-
nden Ursachen hängen von den Zweck-
sachen ab. Diesen Satz haben die Cartesianer
rkannt. Sie haben nach dem Vorgang ihres Mei-
rs den Zweckbegriff aus der Naturbetrachtung ent-
nt, damit aber auch die einzige Möglichkeit, Vie-
ı in der Natur zu erklären aufgegeben, anstatt
ss man gerade diesen Begriff der ganzen Physik
Grunde legen muss. So z. B. können die Ge-
ze über die Reflexion des Lichtes ohne den Zweck-
griff kaum, wendet man ihn an, sehr leicht ein-
sehn werden. Dass in der That sogar alle Gesetze
r Bewegung nur auf dem Zweckbegriff beruhn,
ır auf dem Satz vom zureichenden Grunde, das
t Archimedes schon geahndet, welcher in seiner
hre vom Hebel voraussetzt, dass dieser, einmal
ı Gleichgewicht, darin bleibe, wenn nicht ein

Grund zur Aenderung eintrete. Wie die mechanische und teleologische Betrachtung der Naturerscheinungen zu vereinigen sey, darüber scheint Leibnitz zu schwanken. Wenn jenes aus der Optik angeführte Beispiel zeigt, dass er auch einzelne Erscheinungen durch den Zweck zu erklären sucht, so stimmt damit eine Aeusserung in seinem *specimen dynamicum* zusammen: *Omnia in rebus dupliciter explicari posse, per regnum potentiae seu causas efficientes et per regnum sapientiae seu per finales.* Dagegen aber spricht er in demselben Aufsatz auch einen andern Grundsatz aus, nämlich den, dass man bei der Betrachtung des Einzelnen den Zweck eben so wenig ins Auge fassen solle, wie den göttlichen Willen. Zu beiden müsse man seine Zuflucht nur nehmen, wenn es sich darum handle die Gesetze alles Mechanismus abzuleiten; alles Uebrige müsse nur mechanisch erklärt werden. Diese letztere Ansicht scheint nun bei Leibnitz die vorwiegende zu seyn und demgemäss dient ihm der Zweck besonders dazu, die Grundgesetze des Mechanismus, d. h. der Bewegung, zu begreifen. Alle Gesetze der Bewegung nämlich haben nicht geometrische Nothwendigkeit (als wäre ihr Gegentheil undenkbar), eben so wenig aber sind sie ganz arbiträr wie *Bayle* und Andere meinen, sondern weil sie die zweckmässigsten sind, haben sie eine Nothwendigkeit, welche in der Mitte steht zwischen beiden. Wenn aber die wahren Gesetze der Bewegungen, als auf dem *principium melioris* beruhend, nur erkannt wer-

können durch die Anwendung des Zweckbe-
s, so ist es erklärlich, dass wer diesen Begriff
schlässigt, dass der auch die wahren Gesetze
Bewegung nicht erkennen kann. Dies ist nun
nscheinlich, der Fall bei *Des Cartes.* Die Ge-
der Bewegung, welche er aufstellt, sind fast
falsch. Alle die Cartesianischen Gesetze der
egung gründen sich nämlich auf die Voraus-
ng, dass die Summe der Bewegungen in
Welt sich erhalte. Diese Voraussetzung ist
falsch, und nur eine Folge davon, dass *Des*
s den eigentlichen Grund der Bewegung, die
Körpern innewohnende bewegende Kraft
gehörig erkannt und nun bewegende Kraft
Bewegung verwechselt hat, eine Verwechs-
zu der sich dann noch nachher der, eben so
e, Irrthum gesellt hat, dass man die Geschwin-
it der Bewegung als das Maass der bewegenden
angesehn hat. [Dass Leibnitz hier, indem er
den nachher so berühmt gewordenen Streit
die lebendige und todte Kraft veranlasste, die
hin in der Physik nicht angetastete Autorität
Des Cartes angriff, wurde die Veranlassung man-
Reibungen zwischen ihm und den Cartesianern,
endlich sogar den Vorfechter derselben im Felde
hilosophie *P. S. Regis* gegen Leibnitz auftreten
u. s. No. 43. meiner Ausgabe, und Leibnitz's
ort ebendas. No. 44.] Dieser unrichtigen Be-
ung der Cartesianer stellt nun Leibnitz folgende
ptungen hinsichtlich der Bewegungsgesetze ent-

gegen: Was sich in der Natur unverändert erhält ist die Summe der bewegenden Kraft. Dass diese, nicht aber die Summe der Bewegungen sich erhalte, folgt schon aus der Natur der Sache: die Bewegung nämlich als eine successive Ortsveränderung existirt eigentlich nicht, sondern ist ein blosses Phänomen. Sie existirt so wenig wie die Zeit oder irgend ein andres Ganzes, dessen Theile nicht gleichzeitig existiren. *(Opp. ed: Dutens T. III. p. 235.)* Das Wahrhafte, eigentlich Reelle daran ist die bewegende Kraft. Da nun die Natur nicht sowol auf das Rücksicht nehmen wird, was nur in unserer Vorstellung existirt, als auf das, was wirklich Realität hat, so erhält sie nicht die Bewegung, sondern die bewegende Kraft. Was so aus dem Begriff der Bewegung abgeleitet wird, das bestätigt auch die Erfahrung. Eine unmittelbare Folgerung nun jenes eben ausgesprochnen Satzes ist, dass sich in der Natur erhält zweitens dieselbe Verwirklichung der bewegenden Kraft und die Cartesianer haben nur darin geirrt, dass sie die Bewegung für einerlei genommen haben mit der *action motrice* und nun anstatt dieser jene als das Maass der bewegenden Kraft gelten liessen. Zwar findet zwischen bewegender Kraft und Bewegung ein nothwendiges Verhältniss Statt, etwa wie zwischen der Masse und Oberfläche einer Kugel. Wie man aber irren würde, wenn man meinte, dass beim Zusammenschmelzen zweier Kugeln die Oberfläche der neuen gleich der Summe der beiden frühern seyn würde, weil es doch

der Masse sich so verhalte; eben so würde n irren, wollte man die Bewegung für das ass der bewegenden Kraft halten. Das ist nur bewegende Thätigkeit. Dass beide aber ganz schiedene Begriffe sind, sieht man daraus, dass Masse der Bewegung die Geschwindigkeit, der wegenden Thätigkeit aber das Quadrat der schwindigkeit ist, d. h. Bewegungen verhalten sich die Geschwindigkeiten, die bewegenden Thätigen aber wie die Quadrate der Geschwindigkeiten sie hervorbringen. Eine ausführliche Erörterung es für die Schätzung der lebendigen Kräfte so htbar gewordenen Unterschiedes s. in einem Brief Bayle, den *Feder* zuerst herausgegeben hat und ich in meiner Ausgabe No. 58. einige Auszüge Briefen an *Bernoulli* hinzugefügt habe. In dieselben Briefe weist er darauf hin, dass noch drittes in der Natur sich erhalte, und dies dritte tz, welches gleichfalls im Gegensatz gegen die tainer oft von ihm ausgesprochen worden, ist : In der Natur erhält sich drittens die Summe Richtungen in welchen die bewegende aft fungirt, ein Satz aus dem Folgerungen gen worden sind, auf die wir sehr bald kommen len. Auch für das zweite und dritte Gesetz gibt nitz, ausser dem, was er aus dem Begriff der egung ableitet, noch Beweise die sich auf Exmente gründen. — Ihre eigentliche Begründung n also die Gesetze der Bewegung durch die Andung des Zweckbegriffes finden, da aber der

Zweckbegriff der eigentliche Mittelpunkt seiner Monaden- und Harmonienlehre ist, so ist's erklärlich, dass dort, wo er sagt der Mechanismus verlange zu seiner Begründung ein tieferes Princip, gerade die Lehre von den Monaden als ein solches genannt wird. 16).

Bei dieser Bedeutung, welche die Bewegung als äusseres Gegenbild aller Thätigkeit hat, war es erklärlich, dass Leibnitz den grössten Theil seines Lebens hindurch sich mit dem Plane einer Dynamik umhertrug, d. h. einer Wissenschaft welche es mit den Ursachen und dem Wesen aller Bewegung zu thun hat. Anfänge dazu hat er schon in seinen beiden Abhandlungen *theoria motus abstracti* und *theoria motus concreti* gegeben, von denen er aber selbst sagt, sie seyen unvollkommen und stimmten nicht mehr ganz zu seinen spätern Ansichten. Sein *specimen dynamicum* enthält die letztern aber bloss in Andeutungen, ein viel ausführlicherer Entwurf zu einer Dynamik, der fast zum Druck reif war, ist, nach mehreren Briefen von ihm, als Handschrift in den Händen eines Freundes in Florenz geblieben. Wir können um so weniger die Absicht haben, alle die einzelnen fragmentarischen Aeusserungen Leibnitz's über das Physikalische aufzunehmen, als sie oft nur empirische Bemerkungen enthalten. Dennoch sind einige Punkte hervorzuheben um zu zeigen wie die allgemeinen Bewegungsgesetze *in concreto* zur Anwendung kommen. Immer ist dabei festzuhalten, dass in der körperlichen Substanz das Analogon der Monas zu erkennen ist. War nun in dieser ein

passives und actives Moment unterschieden, wodurch ihre Thätigkeit beschränkt war, so werden auch in dem Körper zwei analoge Momente sich finden müssen; so findet sich denn bei Leibnitz die Bestimmung, dass in dem Körper sich zweierlei Kräfte finden, deren eine als bloss passive bezeichnet wird, die nur in der Fähigkeit des Widerstandes bestehe und deswegen auch als die Empfänglichkeit für die wirkliche Bewegung (*mobilité*) bezeichnet wird. Von ihr ist das active Moment ihrer Thätigkeit unterschieden, das bald Tendenz bald, mit dem so viel bedeutenden Namen, Entelechie genannt wird. Durch jenes passive Moment ist daher der Körper der Einwirkung Preis gegeben, durch dieses active der Reaction fähig. Die Vorstellung der Elasticität, die sich wie wir gesehn haben auch in die Betrachtung der nichtkörperlichen Monaden einschlich, erscheint hier, sehr erklärlich, noch viel mehr. Alle Körper werden als elastisch, d. h. als, gegen einander gespannte, bewegende Thätigkeiten enthaltend gedacht. Wenn aber bei der Monade sich zeigte, dass auch die Schranke der Activität wieder als eigne Thätigkeit der Monade gedacht werden sollte, so wird hier ganz das Analoge vom Körper gesagt. Der Stoss, den er von einem andern Körper erleidet ist eigentlich seine eigne Thätigkeit. Ausdrücklich wird gesagt es sey wenn man von Stoss, gewaltsamer Bewegung u. dgl. rede, dieselbe Accomodation an den gewöhnlichen Sprachgebrauch die der Astronom anwende, welcher vom Untergang

der Sonne u. dgl. spreche. Es findet daher keine eigentliche Mittheilung der Bewegung Statt, sondern vielmehr werde ein Körper nur sollicitirt, die eigne immanente Bewegungskraft fungiren zu lassen. Der Körper empfängt Nichts von Aussen, sondern so wie die Monas durch eigne Thätigkeit jede Thätigkeit des Universums an sich darstellt, so der Körper auch. Da aber seine Thätigkeiten eben Bewegungen sind, so bewegt er sich, so wie die übrigen Körper sich bewegen und die sich bewegenden Körper stehn nicht eigentlich in einem Zusammenhange, sondern ihre Bewegungen sind sich parallel und harmoniren. Welche Folgerungen sich daraus für das Verhältniss des Leibes und der Seele ergeben, wird der nächste §. zeigen. 17).

§. 7.

Fortsetzung.

Die organische Welt. Leib und Seele. Das *vinculum substantiale*.

Findet sich in einem Aggregat von Monaden eine, welche die übrigen so deutlich percipirt, dass diese im Verhältniss zu ihr nur als schlafende oder blosse Monaden gelten, so spricht man von einer Subordination der letzteren unter jene eine Monade. Diese ist dann die beherrschende Monade oder Entelechie der übrigen Monaden, oder die Seele des ganzen Aggregats, das Aggregat aber mit seiner Seele zusammen nennt man ein lebendiges We-

sen. In diesem Falle spiegelt zwar die Seele, denn sie ist ja eine Monade, das ganze Universum, aber als Entelechie dieses bestimmten Körpers spiegelt sie ihn bei weitem deutlicher, und die übrige Welt vermittelst seiner. Eine nothwendige Folgerung davon ist, dass die Seelen sich gerade so unterscheiden, wie die mit ihnen verbundenen Aggregate, d. h. dass die Seele die vollkommnere ist, welche einen vollkommneren Körper vorstellt oder beherrscht. Dies Verhältniss wird wohl auch so dargestellt, dass die Monaden, welche den Leib dieser Entelechie bilden, ihr näher stünden als die übrigen, oder dass sie die Centralmonade sey, alles aber was die ihr angehörigen Monaden percipiren, so von ihr percipirt werde, wie alle Punkte der Peripherie Radien in das eine Centrum senden. Indem der Leib aus Monaden besteht, jede Monas aber als ein Automat Alles in sich enthält, nennt Leibnitz einen lebendigen Leib eine Maschine aus unendlich vielen Organen bestehend, oder setzt auch den Unterschied zwischen einer solchen und einer durch Kunst hervorgebrachten Maschine darein, dass jene bis in ihre kleinsten Theile hinab aus Maschinen bestehe, — jede Monas ist ja eine solche — während bei den Maschinen der Menschen dies nicht der Fall sey. Wie aber jedes Aggregat von Monaden den Gesetzen des Mechanismus folgt, so auch der Leib einer Entelechie. Es geht bei ihm Alles so mechanisch zu wie bei einer Uhr. Wenn nun schon daraus, dass die Seele eine, jeden Einfluss abwehrende, Monade

ist, folgt dass von Mehr als einer Harmonie zwischen Leib und Seele nicht die Rede seyn kann, so folgt dies noch mehr aus der Art **wie** beide wirken. Der Leib folgt wie gesagt den (mechanischen) Gesetzen seines Wesens, alles was in ihm geschieht geht mit Nothwendigkeit aus einer *causa efficiens* hervor. Die Thätigkeit der Seele dagegen ist bedingt durch **Zwecke**; ihre Motive sind also andere als die des Leibes. Daraus nun, dass Jedes den Gesetzen seines eignen Wesens folgt, unabhängig von dem Andern, geht endlich ein Resultat hervor ganz dem ähnlich **als ob** ein gegenseitiger Einfluss Statt fände, d. h. die sogenannte Einheit des Leibes und der Seele ist nur eine durch die prästabilirte Harmonie gesetzte Uebereinstimmung und ein Parallelismus ihrer Functionen. (Die Bedeutung welche die prästabilirte Harmonie für die Erklärung des Verhältnisses von Leib und Seele bekommt, tritt bei Leibnitz oft so sehr hervor, dass wenn das Wort *harmonie préétablie* gebraucht wird, **oft** nur die Harmonie zwischen den Thätigkeiten einer Seele und denen eines Leibes verstanden wird.) Dass das Verhältniss zwischen dem Leibe und der Seele gerade so gefasst wird, ist eine nothwendige Folge des ganzen Systems. Eine **andre** Art der Verbindung wäre nicht möglich, da Monaden nicht auf einander einwirken können. **Diese** Art der Verbindung aber ist eine ganz nothwendige Folge der Annahme von Monaden. **Jede** Monas spiegelt das Universum, **also** wird in der Seele sich (auf deutliche Weise) alles

das spiegeln, was in dem Körper sich spiegelt oder ihn afficirt, und umgekehrt. Wie wir aber schon öfter gesehn haben, dass Leibnitz was aus dem Begriff der Monade folgt, durch die göttliche Weisheit verwirklichen lässt, so geschieht dies auch hinsichtlich des *commercii corporis et animae*; namentlich in der Theodicee wird die Sache oft so erläutert: Gott habe, gleich einem geschickten Mechanicus, ein Automat (den Leib) so eingerichtet, dass dasselbe die Befehle seines Herrn (der Seele) welche der Künstler vorher gewusst, so genau vollziehe als ob es dieselben verstünde, und wiederum: indem Gott vorhergesehn hat, dass diese Seele in diesem bestimmten Augenblick durch eigne Thätigkeit gerade diese bestimmte Vorstellung (z. B. vom Sonnenlicht) haben werde, habe er ihr einen Leib angepasst, welcher gerade dann gewisse Affectionen erleide, welche jenen Vorstellungen entsprechen u. s. w. Von dem gewonnenen Punkte aus versucht nun Leibnitz eine Kritik anderer Ansichten über diesen Punkt. Die erste Ansicht, welche er als die vulgäre oder auch scholastische bezeichnet, nach welcher der Leib auf die Seele, diese auf jenen einwirke, verwirft er als unhaltbar, weil ein solcher Einfluss undenkbar sey bei zwei Wesen die ihrem Begriffe nach verschieden seyn sollen. Viel länger hält er sich nun auf bei der occasionalistischen Ansicht der Cartesianer, von welcher er behauptet, sie habe eine gewisse Uebereinstimmung mit der seinigen. Diese Uebereinstimmung ist übri-

gens, wie er selbst es auch sagt, mehr negativer Art; beide nämlich leugnen einen Einfluss des Leibes auf die Seele und umgekehrt. Dass aber der Grund dieser Leugnung ein ganz verschiedener seyn muss, erhellt schon daraus, dass der Occasionalismus eine nothwendige Consequenz der *Des Cartes*-Spinozistischen Ansicht ist, während Leibnitz's Lehre mit derselben Nothwendigkeit aus seiner, jener Ansicht diametral entgegenstehenden, Monadenlehre folgt. Sigwart hat (die Leibnitz'sche Lehre von der präst. Harm. Tübingen 1822) ganz Recht, wenn er jenen auf der Lehre von der alleinigen göttlichen Causalität, diese auf der Annahme der Substanzialität der Einzelwesen beruhen lässt. Diese entgegengesetzte Grundanschauung hat Leibnitz im Auge, wenn er dem Occasionalismus immer vorwirft, er mache Gott zu einem *Deus ex machina*, er häufe Wunder auf Wunder, und nehme eine göttliche Einwirkung an, wo sie gar nicht nöthig sey. Gewöhnlich aber geht Leibnitz, wenn er zeigen will, woher es komme dass er und die Cartesianer hier so verschieden dächten, auf die Gesetze der Bewegung zurück und auf die Grundzüge seiner Dynamik, und sucht nachzuweisen, dass wenn *Des Cartes* die wahren Gesetze der Bewegung gekannt hätte, er nicht bei seiner Ansicht hätte stehen bleiben können: Nach *Des Cartes* erhält sich die Summe der Bewegung. Obgleich dieser Satz unrichtig ist und vielmehr heissen müsste, dass sich die Summe der bewegenden Kraft erhält, so ist dieser Unterschied hier von keiner Be-

ntung. Genug es folgt daraus, dass weder die
ele (noch auch Gott ohne die Gesetze der Natur
stören) eine neue Bewegung hervorbringen
nn. Nun schien aber durch die Erfahrung dies
setz widerlegt zu werden, indem diese in den
lkührlichen Bewegungen zeigt, dass durch den
illen der Seele neue Bewegungen hervorgebracht
rden. *Des Cartes* behauptet nun, dass die Seele
- später sagten die Cartesianer, dass Gott —) der
seyenden Bewegung nur eine andere Richtung
be. Wenn nun aber, wie oben (p. 85.) gezeigt ist, auch
e Summe der Richtungen stets dieselbe bleibt, so
äre auch diese Einwirkung der Seele (oder Gottes)
ne Verletzung des Naturgesetzes, d. h. ein Wunder.
ätte daher *Des Cartes* dieses Naturgesetz erkannt,
er würden die Cartesianer davon Notiz nehmen, so
irden sie, dass die Richtung der Bewegung geändert
rde, für eben so eine Unmöglichkeit erkennen und
her in Uebereinstimmung mit der Lehre von der
stabilirten Harmonie behaupten, dass die Seele —
y nun ihre Wirksamkeit als directe gedacht wie von
rtesius, sey sie eine indirecte wie nach den Occa-
onalisten) — durchaus gar keine Veränderung
der körperlichen Welt hervorbringen kann, sondern
e sogenannten Veränderungen der Bewegung
r in, den ewigen Bewegungsgesetzen unterworfener,
ittheilung derselben bestehn. D. h. jede körper-
he Bewegung ist die Folge nur einer bewegenden
hätigkeit eines Körpers, wie jede Vorstellung nur
lge einer vorhergehenden Vorstellung. Um zu zei-

gen, wie sich seine Ansicht zu den von ihm Kriticirten verhält, bedient sich Leibnitz oft des folgenden Beispiels: Man denke sich zwei Uhren deren Zeiger immer genau dieselbe Zeit angeben. Diese Uebereinstimmung kann man erstlich so erklären, dass man eine wirkliche Verbindung zwischen den beiderseitigen Zeigern annimmt, so dass die der einen Uhr die der andern nach sich ziehn (vulgäre Ansicht); zweitens so, dass man annimmt, ein Uhrmacher stelle immer die Zeiger der einen nach den der andern (occasionalistische Ansicht), endlich so, dass man jeder derselben einen so vortrefflich gearbeiteten Mechanismus zuschreibt, dass jede ganz unabhängig von der andern dennoch gleich mit ihr geht (prästabilirte Harmonie). 18).

Ist aber die Seele die, ein Aggregat von Monaden beherrschende Entelechie, so folgt unmittelbar aus ihrem Begriff, dass sie nie ohne einen Organismus seyn kann. Es gibt keine blossen Seelen. Wenn daher (s. *p.* 45.) die *materia prima* der einzelnen Monas nothwendig war, so ist derjenigen Monas, welche Entelechie, Seele, ist, ein organischer Körper eben so nothwendig. Wenn aber das Verhältniss ein so analoges ist, wenn ferner (eben deswegen) Leibnitz sehr oft das thätige Moment in der einzelnen Monade mit demselben Worte bezeichnet mit welchem die über andere Monaden herrschende (ganze) Monade, als Entelechie, wenn endlich schon gesagt ist, dass auch die Begriffe der *materia prima* und der körperlichen Masse wegen ihrer nicht ab-

gnenden Verwandtschaft oft in einander fliessen
send.), so ist es oft bei einzelnen Stellen schwer
tscheiden ob unser Philosoph die *materia prima*
die *materia secunda* meint, oder ob er, was
hfalls oft geschieht, den Unterschied beider Be-
nungen an dieser Stelle ganz ignorirt. Dies
tere möchte der Fall seyn in einem Aufsatz ge-
Cudworth, wo er an die Behauptung, dass es
Seelen gebe ohne organische Körper um die-
zu erhärten die Bemerkung hinzufügt, dass
ge Immaterialität sie aus dem Verbande der Welt
sreissen würde. Diese Unbestimmtheit des Aus-
ks geht oft so weit, dass er die körperliche
e, sofern sie als solche überhaupt gedacht
, d. h. die Materie *in abstracto* geradezu als
ria prima bezeichnet und dann von dieser sagt
ey als absolut flüssig zu denken, d. h. jeder
mmten Gestalt fähig, weil keine bestimmte ha-
. Die Seele bedarf also, um Seele zu seyn eines
ihr verbundenen organischen Körpers. Dies ist
nicht etwa so zu verstehn als sey sie immer
denselben Monaden verbunden, die ihren
er bildeten, sondern diese wechseln, indem im-
neue Monaden in das Bereich der Herrschaft
Seele, immer andere aus demselben heraustre-
der Leib bleibt so derselbe, wie ein Fluss stets
lbe bleibt obgleich er immer andere Gewässer
lt. Es ist eine stete Metamorphose, ohne dass
ne plötzliche Metempsychose gäbe. (Die letztere
le mit dem Gesetze der Continuität streiten.

Sollte es Wesen geben welche die Fähigkeit hätten verschiedene Körper anzunehmen (Engel) so würde auch bei diesen es durch, nur viel schnellere, Metamorphose geschehn.) Daher kann es auch keinen eigentlichen Tod geben. Weder kann die Seele vergehn, noch auch von ihrem Leibe sich trennen, es ist daher nicht etwa nur die Seele des Lebendigen unvergänglich, sondern dieses selbst. Der sogenannte Tod besteht nur darin dass, indem die Seele einen Theil der Monaden, aus denen die Maschine ihres Leibes besteht verliert, das Lebendige in einen Zustand zurückgeht dem ähnlich in welchem es sich befand ehe es auf das Theater der Welt trat. Tod ist Involution, wie Geburt Evolution. Den Zustand der Involution, wie er der Evolution vorausgeht, bezeichnet Leibnitz mit dem Wort Präformation, die lebendigen Wesen in diesem Zustande sind seine Thierkeime; er gibt häufig zu verstehn *Leuwenhoeck's* Saamenthierchen möchten diese Präformationen seyn. Was vom lebendigen Wesen überhaupt gilt, das gilt eben so auch von dem Menschen, nur mit den Modificationen welche dadurch eintreten, dass die Seele des Menschen ein Geist ist (s. den folg. §.). Auch der Mensch hat (nicht nur seine Seele) eine Präexistenz im Zustande der Involution als Keim. Darüber ob die Keime welche sich zu Menschen entwickeln, schon ursprünglich andrer Art gewesen als alle andern, darüber scheint Leibnitz zu schwanken oder seine Ansichten (sogar in einem und demselben Werke, der Theodicee) zu ändern. Bald hält

es für wahrscheinlich, dass sie existirt hätten ohne
ne specifische Dignität, und dass sie durch einen
ondern Act Gottes, durch eine Umschaffung,
zu erhoben seyen. Dann wieder nimmt er die
nahme dieses Wunders zurück und statuirt in
n Wesen, welche einmal Menschen werden sollten,
ne eigne Prädisposition dazu. Diese letztere An-
cht scheint die vorwiegende bei ihm zu seyn. Wie
ch derselben die Präexistenz des Menschen eine
dere ist als die des Thiers, eben so auch seine
vergänglichkeit. Weil nämlich die Seele des Men-
hen sich zu der reflexiven Thätigkeit erhebt, wel-
e den Thieren abgeht, wodurch sie ein Ich ist,
swegen ist der Mensch unvergänglich als Person,
h. er behält bei aller Veränderung der Materie
e moralische Qualität der Persönlichkeit und ist
rum allein im eigentlichen Sinne unsterblich. 19).

Ehe wir zu der Psychologie Leibnitz's übergehn,
welcher er durch die Unterscheidung der Thier-
d Menschen-Seele in vielen Aufsätzen sich den
eg bahnt, ist noch ein Punkt zu betrachten, wel-
er, obgleich er mit dem übrigen System wie sich
igen wird streitet, doch in einer ausführlichen Dar-
llung desselben nicht übergangen werden darf, um
weniger da solche Inconsequenzen nur zu oft ver-
hen, dass ein System seine eigne Einseitigkeit
ndet: Aus der Monadenlehre folgte mit Nothwen-
gkeit, dass ein Zusammenhang der Monaden nicht
tt finden kann, hieraus wiederum dass alle Kör-
r nur Phänomene sind, indem die Monaden

keine wirkliche Einheit bilden, sondern nur indem sie gleichzeitig percipirt werden in der (verworrnen) Vorstellung als eine Einheit, ein *continuum*, erscheinen, endlich aus Beidem, dass zwischen Leib und Seele kein wirklicher Zusammenhang Statt finde, sondern nur ein Parallelismus und eine Harmonie. Bereits im Jahre 1708 aber sagt Leibnitz in einem, an den *P. Tournemine* gerichteten, Aufsatz, — indem er bekennt, seine Lehre könne eine wirkliche Einheit von Leib und Seele eben so wenig erklären wie die Cartesianer, — seine bisherige Lehre wolle auch nur die Phänomene erklären, d. h. die Uebereinstimmung zwischen Leib und Seele, welche man wahrnehme; übrigens möge es ausser dem noch eine wirkliche metaphysische Einheit beider geben, welche mehr sey als ein blosses Wort, ohne dass man doch auch leicht einen klaren Begriff davon angehen könne. Schon in diesem Aufsatz scheinen es dogmatische Gründe zu seyn, welche ihn zur Annahme einer solchen Möglichkeit gebracht haben, da er unmittelbar darauf von den Mysterien des Glaubens spricht. Viel entschiedner tritt nun dies hervor in den Briefen an den *P. Des Bosses* in Hildesheim, in welchen er diesen Gegenstand so viel mehr bespricht als sonst, dass er sogar versucht ist zu sagen, er habe ihn nur in diesen Briefen behandelt, obgleich er selbst in einem Brief an *Des Bosses* sich auf das beruft, was er schon *Tournemine* geschrieben habe. Auch in der Vorrede zur Theodicee kommt dieser Punkt

r. p. 477. *Des Bosses* hatte nämlich die Behauptung,
s alle Körper nur Phänomene seyen, bedenklich
nden, weil dann auch der Körper Christi ein
sses Phänomen, also auch von einer realen Ge-
nwart desselben im Abendmahl nicht die Rede
n würde. Diese Bedenklichkeiten sucht Leibnitz
t allem erdenklichen Scharfsinn zu beseitigen, oder
htiger gesagt, er zeigt was sich wohl dagegen
gen lasse. Da durch Annahme einer wirklichen
heit von Monaden doch offenbar ausser ihnen
bst ein Band derselben angenommen würde, da
ner wenn ein solches Band existirte es Zusam-
mengesetztes geben würde, was eine wirkliche
bstanz wäre, da endlich, wenn die Zusammen-
zung der Monaden nicht mehr bloss in das vor-
llende Subject fiele, die Aggregate der Monaden
hr seyn würden als blosse Phänomene, so kann
uns nicht wundern wenn Leibnitz dieselbe Frage
d so stellt ob es eine *unio realis* gebe, bald ob
vinculum superadditum wodurch viele Substanzen
rklich Eins würden, bald ob es eine *substantia*
mposita geben könne oder auch eine *substantia*
rporea, endlich ob man Etwas annehmen müsse,
lches die *semientia* in wirkliche Wesen verwandle
Eines, was bezeichnet werden kann als *quid-*
m phaenomena extra animas realizans. Alle diese
sdrücke gehn in der That auf ein und dieselbe
che. Leibnitz spricht sich hinsichtlich derselben
eistens ganz hypothetisch aus: Wenn es zu-
mmengesetzte Substanzen geben solle, so müsse es

auch ein solches *vinculum substantiale* geben; eben so erklärt er sich auch meistens dafür, dass man keine körperliche Substanz annehmen, sondern alle Körper als Phänomene ansehen solle. An andern Orten indess sucht er doch auch der entgegengesetzten Annahme eine plausible Seite abzugewinnen, und wie es wohl geht, dass man sich für eine scharfsinnig erörterte Hypothese allmählig selbst enthusiasmirt, so scheint es auch ihm gegangen zu seyn. Er sucht auseinanderzusetzen wie durch das Zusammentreffen des passiven Momentes vieler Monaden die *materia prima* des Körpers, wie dadurch dass das active Moment vieler Monaden sich vereinige das active Princip (die substanzielle Form) des Körpers entstehe, und sogleich erscheint ihm das Verhältniss, in welchem die einfachen Substanzen zu den zusammengesetzten stehn, viel verständlicher und er freut sich seiner Uebereinstimmung mit den Peripatetikern. Er fühlt wohl, dass eine solche Lehre mit der Consequenz des Systems der prästabilirten Harmonie nicht stimme, nach welcher die Körper blosse Phänomene sind. Er sucht dann wohl den Widerspruch so zu lösen, dass er sagt, das System habe nur die ersten Principien aufstellen wollen, und zur Fundamentaluntersuchung sey es sehr zweckmässig von der Substanzialität der Körper zu abstrahiren und so verfahren, als sey alles Körperliche nur Phänomen. Uebrigens wird er doch auch hier seinem Idealismus nicht so ganz untreu, dass er allen Körpern Realität zuschriebe. Die unorganischen Körper sind

und bleiben unzweifelhaft blosse Phänomene, eben so sagt er dies von den vegetabilischen Wesen. Er stellt deswegen in einer tabellarischen Uebersicht der *substantia composita*, als einem *ens*, die blossen Phänomene als *semientia* entgegen. Nur dort werden *vincula substantialia* angenommen, wo eine Menge von Monaden von einer Seele beherrscht wird, wovon er auch, wenn *Des Bosses* immer weiter drängt, nicht abgeht. Daher kommt es, dass, wenn die Annahme des *vinculum substantiale* und die Lehre von der prästabilirten Harmonie verglichen werden, er sich auch so ausdrückt: die letztere ergebe sich wenn man die Seele nur als Substanz und nicht zugleich als herrschende Entelechie betrachte. Daher kommt es ferner, dass von dem *vinculum substantiale* gesagt wird, es sey von der beherrschenden Monade untrennbar, ja dass sie sogar beide ganz identificirt werden. In dieser Beschränkung genommen ist das *vinculum substantiale* bald nur die Gewalt welche der herrschenden Monade zugeschrieben wird, bald das Zusammenstimmen der Monaden, die einen organischen Körper bilden, unter einander. [Zu welchen Widersprüchen übrigens die Lehre von dem *vinculum substantiale* führt, wie es erst als vergänglich, dann als unzerstörbar gefasst wird u. s. w., hat Kahle in seiner gründlichen Abhandlung über diesen Gegenstand (Berlin b. Logier 1839) gut nachgewiesen.] 20).

Nehme man es nun als Condescendenz gegen *Des Bosses*, nehme man es als eigne Inconsequenz:

jedenfalls streitet, ein *vinculum substantiale* anzunehmen, wodurch der Körper ein *unum per se* und mehr werden soll als ein blosses Phänomen, völlig mit dem idealistischen Systeme Leibnitz's, nach welchem ausser den Monaden nur noch Gott Substanzialität zugeschrieben werden kann.

§. 8.

Pneumatologie. Der theoretische Geist. Die Erkenntnisstheorie und die philosophische Methode.

Es ist hergebracht zu behaupten, dass die Lehre vom theoretischen Geist und also, da er vom praktischen Geist wenig gesagt, der grösste Theil der Pneumatologie bei Leibnitz in keinem eigentlichen Verhältniss zu seinem übrigen System stehe, so dass mit diesem vielleicht auch eine andere Erkenntnisstheorie bestehen könne. Wäre dies der Fall, so hätte der Philosoph allerdings wenig Recht, sich eines so genauen Zusammenhanges aller seiner Principien zu rühmen, wie er es thut. So aber ist es nicht, vielmehr zeigt sich, dass die Hauptpunkte seiner Psychologie und Ethik entweder nothwendige Folgerungen aus seinem System sind, oder wenigstens eine entschiedene Analogie damit bilden. Dies zeigt sich deutlich, wenn man das theoretische Verhalten ins Auge fasst, welches Leibnitz dem Geiste zuschreibt.

Auch die menschliche Seele ist eine Monade, auch ihr Wesen besteht daher im Vorstellen und im

Streben nach neuen Vorstellungen, es ist aber ein, wenn gleich nur gradueller doch, unendlicher Unterschied nicht nur zwischen ihr und einer blossen Monas, sondern auch zwischen ihr und jeder Seele. Auch die Pflanze hat eine Seele, auch ihr Lebensprincip ist ein vorstellendes Wesen. In der Thierseele steigert sich das blosse Vorstellen zur Apperception und Empfindung, indem alle die Affectionen des Körpers (wie die Lichtstrahlen durch die Linse) sich in der Seele concentriren und deutlicher wahrgenommen werden. Im Menschen nun erhebt und steigert sich das Vorstellen zum Denken, d. h. ist es mit Vernunft verbunden und daher ist seine Seele ein Geist. Durch diesen Vorzug erhebt er sich über das bloss empirische Wissen, welches auch den Thieren zukommt zum Erkennen *a priori*, d. h. zum Wissen des Allgemeinen. Hiemit hängt nun zusammen, dass nur der Mensch wahres Selbstbewusstseyn hat, so wie die Erkenntniss der ewigen Wahrheiten und Gottes. Wenn aber das Vorstellen sich in der menschlichen Seele zum Denken steigert, so ist eine nothwendige Folgerung, dass das Denken der menschlichen Seele so wesentlich ist, dass einerseits nie ein Augenblick existiren kann wo der Geist nicht dächte, und andrerseits nur Geister denken, d. h. mehr als vorstellen. Wie es aber verschiedene Grade des Vorstellens gibt, so auch verschiedene Grade des Denkens, ein grosser, ja der grösste, Theil unserer Gedanken ist verworren, unbestimmt. Diese verworrenen Gedanken machen die

individuelle Verschiedenheit der Seelen aus, (wie sich ja ganz Aehnliches bei den Monaden überhaupt ergeben hatte). Wegen dieser Unbestimmtheit prägen sie sich nicht so aus, dass wir derselben uns bewusst würden; es geht uns da, wie es uns geht wenn wir in dem Rauschen des Meeres nicht das Geräusch der einzelnen Wellen unterscheiden. Weil wir uns nicht immer der einzelnen Gedanken bewusst werden, und demgemäss auch keine Erinnerung von ihnen haben, deswegen meinen Viele, es gebe Augenblicke in welchen wir gar nicht denken. Sie irren sich; wir denken immer, nur oft auf sehr verworrene Weise. Solche verworrne Gedanken sind z. B. alle unsere sinnlichen Empfindungen, hätten wir nur deutliche und bestimmte Gedanken, so gäbe es keine sinnlichen Perceptionen. Eben so beruht jedes Gefühl der Lust und Unlust nur auf confusen Gedanken; Leibnitz führt als Beispiel einer solchen die Lust an der musikalischen Harmonie an, welche auf einem unbewussten Zählen der Seele beruhe. Nur in der Verworrenheit unseres Denkens besteht darum was man wohl ein passives Verhalten unserer Seele genannt hat, streng genommen ist alles Denken eigne Selbstthätigkeit. Er ist deswegen so weit davon entfernt mit Locke den Geist als *tabula rasa* zu fassen, dass er im Gegentheil behauptet, selbst seine sinnlichen Empfindungen bringe der Geist nur durch seine eigne Thätigkeit hervor, ganz dem analog was oben (s. *p.* 88.) behauptet ward, dass der Körper nicht bewegt werde, sondern sich

bewege. Ein grosser Theil der *Nouveaux essais* welche, gegen Locke gerichtet, den einzelnen Capiteln in des Letztern berühmtem Werke nachgehn, sucht daher die angebornen Ideen in Schutz zu nehmen. Alle Gedanken sind eigentlich angeboren, d. h. sie kommen nicht von Aussen an den Geist, sondern werden von ihm producirt. Man muss die Lehre von dem Angeborenseyn der Ideen darum nicht so nehmen, als seyen sie explicite im Geiste enthalten, vielmehr existiren sie in ihm virtualiter, sofern er die Fähigkeit ist, sie hervorzubringen. Darum fügt Leibnitz zu dem berühmten: *Nihil est in intellectu quod non ante fuerit in sensu* die Beschränkung hinzu *nisi intellectus ipse*, darum vergleicht er, wenn Locke den Geist dem unbeschriebnen Blatt gleichstellte, den Geist mit einem Marmor in welchem die Adern die Gestalt der Bildsäule präformiren. Darum ist die Seele in ihrem Erkennen viel unabhängiger als man denkt, selbst ihr Lernen ist nur Hervorbringen von neuen Vorstellungen, ein Hervorbringen, das aber nicht als ein Act regelloser Willkühr anzusehn ist, vielmehr wachsen die neuen Vorstellungen gleichsam aus den frühern, welche oft ganz verworren und darum unbewusst sind. Wiederum kann man deswegen jedes Mal aus dem Daseyn einer (bewussten) Vorstellung mit Sicherheit darauf zurückschliessen, dass (wenigstens unbewusste) Vorstellungen ihr vorausgegangen sind. Dieses Arguments bedient sich Leibnitz oft, um zu zeigen dass der traumlose Schlaf kein Cessiren der Denk-

thätigkeit sey. Wäre er dies, so könnten wir beim Aufwachen keinen Gedanken haben, und nach demselben zu keinem kommen. Auch hier gibt es keinen Sprung vom Nichts zum Seyn sondern nur von der mindern zur grössern Deutlichkeit. Die unbewussten Vorstellungen aus welchen sich die deutlichen entwickeln sind deswegen in der Pneumatologie von derselben Wichtigkeit wie die unsichtbaren kleinen Körperchen in der Physik. Welche Wichtigkeit ihnen für das Praktische eingeräumt wird, davon nachher. 21).

Der eigentliche Unterschied zwischen einem Geist also und einer Pflanzen- oder Thier-Seele besteht darin, dass der erstere die Fähigkeit des Vernunftraisonnements hat. Zwar treten auch bei dem Thier Erscheinungen hervor, welche auf etwas dem Raisonnement Aehnliches schliessen lassen, allein bei ihnen gründet sich dies Alles nur auf das Gedächtniss und die Gewohnheit, wie denn auch wir selbst bei Allem, was wir rein empirisch thun, nur dem Gedächtniss und der Gewohnheit folgen. Das eigentliche Vernunftraisonnement gründet sich auf zwei grosse Principien. Das erste derselben ist der Satz des Widerspruchs *(principium contradictionis)*, welcher sagt, dass Alles falsch sey, was einen Widerspruch involvirt. Dieses Princip ist das Princip aller Möglichkeit, weil Alles was auf einen identischen Satz zurückgeführt werden kann oder, was dasselbe heisst, keinen Widerspruch enthält denkbar, d. h. möglich ist. Da der Begriff der Mög-

lichkeit mit dem der formellen oder metaphysischen Nothwendigkeit aufs Genauste zusammenhängt, indem Alles nothwendig ist, dessen Gegentheil undenkbar ist, so beruhen alle Wahrheiten der metaphysischen Nothwendigkeit, z. B. alle mathematischen Sätze auf diesem Princip. Alle diese werden auch rationale Wahrheiten *vérités de raisonnement* genannt, oder auch metaphysische Wahrheiten, und dabei gesagt, dass wenn man nur diesen Satz anwende, man sich als blosser Metaphysiker verhalte. Da aber aus der blossen Möglichkeit die Wirklichkeit nicht folgt, so bedarf der Geist, um über das Wirkliche zu einer Erkenntniss zu kommen, eines zweiten Princips, und dies ist der Satz des zureichenden Grundes (*principium rationis sufficientis*). Dies Princip ist eben sowol ein logisches als ein reales. Nach demselben ist Nichts wirklich und kein Ausspruch wahr, wenn nicht ein zureichender Grund vorhanden ist, dass es sich gerade so und nicht anders verhalte. Es muss aber dabei bemerkt werden, dass der zureichende Grund bei Leibnitz immer mit dem Zweck zusammenfällt, so dass das *principium melioris* und das *principium rationis sufficientis* dasselbe ist, und der metaphysischen Nothwendigkeit oder *nécessité* die *convenance*, d. h. die Zweckmässigkeit entgegen gestellt wird. Dieser zweite Satz ist nun das Princip der Wirklichkeit, (oder wenn man will der *compossibilité*). Beruhten nun auf dem Satze des Widerspruchs oder der Identität die metaphysischen oder rationalen Wahrheiten, so auf dem Satze

thätigkeit sey. Wäre er dies, so könnten wir beim Aufwachen keinen Gedanken haben, und nach demselben zu keinem kommen. Auch hier gibt es keinen Sprung vom Nichts zum Seyn sondern nur von der mindern zur grössern Deutlichkeit. Die unbewussten Vorstellungen aus welchen sich die deutlichen entwickeln sind deswegen in der Pneumatologie von derselben Wichtigkeit wie die unsichtbaren kleinen Körperchen in der Physik. Welche Wichtigkeit ihnen für das Praktische eingeräumt wird, davon nachher. 21).

Der eigentliche Unterschied zwischen einem Geist also und einer Pflanzen- oder Thier-Seele besteht darin, dass der erstere die Fähigkeit des Vernunftraisonnements hat. Zwar treten auch bei dem Thier Erscheinungen hervor, welche auf etwas dem Raisonnement Aehnliches schliessen lassen, allein bei ihnen gründet sich dies Alles nur auf das Gedächtniss und die Gewohnheit, wie denn auch wir selbst bei Allem, was wir rein empirisch thun, nur dem Gedächtniss und der Gewohnheit folgen. Das eigentliche Vernunftraisonnement gründet sich auf zwei grosse Principien. Das erste derselben ist der Satz des Widerspruchs *(principium contradictionis)*, welcher sagt, dass Alles falsch sey, was einen Widerspruch involvirt. Dieses Princip ist das Princip aller Möglichkeit, weil Alles was auf einen identischen Satz zurückgeführt werden kann oder, was dasselbe heisst, keinen Widerspruch enthält denkbar, d. h. möglich ist. Da der Begriff der Mög-

lichkeit mit dem der formellen oder metaphysischen Nothwendigkeit aufs Genauste zusammenhängt, indem Alles nothwendig ist, dessen Gegentheil undenkbar ist, so beruhen alle Wahrheiten der metaphysischen Nothwendigkeit, z. B. alle mathematischen Sätze auf diesem Princip. Alle diese werden auch rationale Wahrheiten *vérités de raisonnement* genannt, oder auch metaphysische Wahrheiten, und dabei gesagt, dass wenn man nur diesen Satz anwende, man sich als blosser Metaphysiker verhalte. Da aber aus der blossen Möglichkeit die Wirklichkeit nicht folgt, so bedarf der Geist, um über das Wirkliche zu einer Erkenntniss zu kommen, eines zweiten Princips, und dies ist der Satz des zureichenden Grundes (*principium rationis sufficientis*). Dies Princip ist eben sowol ein logisches als ein reales. Nach demselben ist Nichts wirklich und kein Ausspruch wahr, wenn nicht ein zureichender Grund vorhanden ist, dass es sich gerade so und nicht anders verhalte. Es muss aber dabei bemerkt werden, dass der zureichende Grund bei Leibnitz immer mit dem Zweck zusammenfällt, so dass das *principium melioris* und das *principium rationis sufficientis* dasselbe ist, und der metaphysischen Nothwendigkeit oder *nécessité* die *convenance*, d. h. die Zweckmässigkeit entgegen gestellt wird. Dieser zweite Satz ist nun das Princip der Wirklichkeit, (oder wenn man will der *compossibilité*). Beruhten nun auf dem Satze des Widerspruchs oder der Identität die metaphysischen oder rationalen Wahrheiten, so auf dem Satze

des zureichenden Grundes alle die, welche bald als *verités de fait*, bald als zufällige Wahrheiten bezeichnet werden. Da namentlich die Naturbetrachtung uns solche Wahrheiten finden lässt, so werden sie auch physische genannt, und behauptet, dass man in der Naturbetrachtung ohne das Princip des zureichenden Grundes nicht ausreiche. Wollte man es vernachlässigen, so würde mau die Physik in Mathematik verwandeln, und sogleich auf alle dynamischen Begriffe verzichten. Wie aber diese die eigentliche Basis aller Physik ausmachen, wie andrerseits die Gesetze der Bewegung ohne den Zweckbegriff absolut unverständlich bleiben müssen, ist in der Kosmologie gezeigt worden. (Nicht mit Unrecht hat man in dem Unterscheiden dieser beiden Principien schon den Keim entdecken wollen zu dem so wichtigen Unterschiede von analytischen und synthetischen Urtheilen. Man hat ferner an die Lehre von diesem Unterschiede oft die Bemerkung angeknüpft, dass hier Leibnitz und Wolf auseinander gingen, indem der Letztere versucht habe, den Satz des zureichenden Grundes aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten. Hierin hat man aber nicht ganz Recht, denn obgleich eine solche Ableitung mit dem sonstigen System Leibnitz's streitet, namentlich mit der specifischen Würde des Zweckbegriffs, so findet sich ein Versuch dazu schon bei Leibnitz selbst, freilich in einer Stelle die sehr vereinsamt vorkommt. In einem der Aufsätze nämlich über die philosophische Methode, die ich aus den Hannöverschen MSS. her-

ausgegeben habe, No. XI. meiner Ausgabe, sagt er, nachdem er als das eine Princip den Satz des Widerspruchs angeführt hat, *alterum est: omnis veritatis reddi posse rationem, hoc est notionem praedicati semper notioni sui subjecti vel expresse vel implicite inesse etc.)* Alles was bisher über die Erkenntniss und ihre beiden Principien gesagt ist, zeigt wie darin sich die Monadenlehre abspiegelt. Wenn die Monas idealiter Alles in sich enthält und Nichts von Aussen in sie hineintritt, so ist die Lehre vom Angeborenseyn der Ideen eine nothwendige Folge. Eben so consequent aber nimmt der Monadolog gerade diese beiden Grundsätze an. Zwei Bestimmungen traten in der Monas hervor: einmal dass sie das ganze Universum ist, aber als blosse Möglichkeit, zweitens dass sie in Wirklichkeit zu einem bestimmten Grade entwickelt ist, welcher durch den Zweck des Ganzen compossibel ist. Wenn diese beiden Momente aber in der Monade auseinander fielen, das Erkennen aber in nichts Anderem bestehen kann als darin, dass die Seele (selbst eine Monas) in sich selber liest was in ihr enthalten ist, so ergeben sich auch die beiden erwähnten Principien mit Nothwendigkeit, und die ganze Erkenntnisstheorie hängt bis dahin mit der Monadenlehre genau zusammen. 22).

Die Art und Weise nun, in welcher vermittelst der Erkenntnissprincipien alle Erkenntnisse abgeleitet werden sollen, ist die Methode. Auch hinsichtlich dieser ist die Lücke welche Leibnitz in seinem Sy-

stem gelassen hat, wenn gleich bedeutend, so d
nicht so gross, wie man sie zu machen pflegt.
schliesst sich dem, was *Des Cartes* und *Spin*
hinsichtlich der philosophischen Methode gesagt h
ten, dass man mit dem Einfachsten beginnen mü
als von dem Leichtesten, und dann übergehn
dem Zusammengesetzteren, theils ausdrücklich
namentlich in einer seiner frühern Abhandlungen
vita beata (No. VI. meiner Ausgabe), welche üb
haupt sehr viele Berührungspunkte mit *Spino*
tract. de intell. emend. zeigt, theils setzt er es w
nigstens stillschweigend voraus. Es fragt sich n
welches sind bei Leibnitz die einfachsten Erken
nisse? (Als die einfachsten werden sie die pri
tiven seyn, und werden eben deshalb von ihm Pri
cipien genannt.) Auch hier tritt wieder der G
gensatz gegen Locke hervor. Nach diesem gel
die sinnlichen Empfindungen die einfachsten Ide
Dem gegenüber behauptet Leibnitz dass alle sin
lichen Empfindungen vielmehr zusammengesetzter I
seyen, und nur einfach erscheinen, weil der V
stand in ihnen Nichts zu unterscheiden vermag. S
sind confuse Vorstellungen, während bei ein
deutlichen Vorstellung man alle einzelnen B
stimmungen des vorgestellten Gegenstandes angeb
kann. Wo wir von etwas wirklich Einfachem, P
mitivem, eine deutliche Vorstellung haben, oder w
Leibnitz es auch nennt eine intuitive Erkenntni
da allein kann man eigentlich von einer Idee spreche
Was man sonst so nennt, darunter ist häufig nur ei

wie zu einem philosophischen Wörterbuch zusammengestellt, das ihm überhaupt sehr wünschenswerth schien. Da die reale Definition nichts Andres ist als die Aussage über eine adäquate intuitive Erkenntniss so ist sie das Fundament einer jeden wahren Erkenntniss. Auf die Definitionen gründen sich die Beweise, und es bedarf bestimmter Vorschriften darüber, wie man sie daraus ableitet. Wenn auch die Form des Syllogismus nicht äusserlich hervortritt, so ist sie es doch immer, die jedem Beweise zu Grunde liegt. Leibnitz sucht — sein Brief an G. Wagner handelt nur über diesen Gegenstand — den Vorwurf von sich abzuwälzen, als sey er ein Verächter der Syllogistik oder überhaupt der gewöhnlichen Logik. Er definirt in diesem Briefe die Logik als „die Kunst, den Verstand zu gebrauchen“ und sagt, sie sey „aller Künste und Wissenschaften Schlüssel zu achten“. Er erklärt sich entschieden gegen diejenigen, welche darüber spotten, dass man die verschiedenen Schlussfiguren sorgfältig beobachte, vielmehr komme auf diese Form ausserordentlich viel an, denn „hat Herr *Hugens* mit mir beobachtet, dass gemeiniglich die mathematischen Fehler selbst, so man Paralogismen nennt, von verwahrloster Form entsprossen“. „Es ist gewiss kein Geringes, fährt er fort, dass Aristoteles diese Formen in unfehlbare Gesetze brachte, mithin der Erste in der That gewesen, der mathematisch ausser der Mathematik geschrieben“. Zwar sagt er von der Logik des Aristoteles, sie sey nur das Abc, und vergleicht die

Logik, wie sie nur den *syllogismus triterminus* kenne, mit dem Rechnen der Bauern und Kinder, welche an den Fingern zählen, während der Rechner viel höhere Künste habe, „doch ists bisweilen rathsam, dass man sich an solche Bauer-Rechnung und Kinder-Logik halte, weilen solche Rechnung zwar am sichersten ist, da hingegen je höher, künstlicher und geschwinder die Rechnung, je leichter auch sich zu verrechnen". Namentlich in wichtigen Sachen thue man wohl, wenn man Alles auf die handgreiflichen Schlüsse bringe. Deswegen polemisirt Leibnitz auch gegen das, was Locke über die Form der logischen Demonstrationen gesagt hatte. Vielmehr behauptet er, dass in den Lehren über den Syllogismus eine Art von allgemeiner Mathematik enthalten sey, eine Anweisung, allen Irrthum zu vermeiden. An vielen Orten lobt er deswegen die ältern, namentlich die römischen, Juristen, weil ihre Decisionen in der That nur Anwendungen der logischen Regeln seyen. Nicht allein aber eine Anwendung der logischen Methode, sondern völlig mit ihr zusammenfallend ist ihm die mathematische, sie ist ihm die eigentlich philosophische Methode. Auch in dem Briefe an G. Wagner nennt er die Mathematik immer die eigentliche Wisskunst, und alle die Hinweisungen Leibnitz's darauf, wie die Wissenschaft als ein methodisch geordnetes Ganzes darzustellen sey, so lückenhaft sie auch sind, zeigen deutlich, dass ihm was er *scientia generalis* nennt, mit der *mathesis universalis* zusammenfällt. 23).

Es ist hier auf die mathematische Behandlung der Philosophie, wie sie Leibnitz sich gedacht hat, näher einzugehn, nicht nur weil in der spätern Ausbildung durch Wolff die Leibnitz'sche Philosophie mathematisch behandelt wurde, sondern besonders deswegen, weil gerade dieser Punkt bei den Darstellungen der Leibnitz'schen Philosophie bisher immer mit Stillschweigen übergangen worden ist. Ist dies nun gleich erklärlich indem vor dem Erscheinen meiner Ausgabe Alles, was Leibnitz über diesen Gegenstand geschrieben hat, (ich kann nur die beiden Aufsätze in *Raspe's* Sammlung ausnehmen) noch nicht veröffentlicht war, so ist doch andrerseits dadurch in der Beurtheilung seiner Vorschläge Leibnitzen oft Unrecht geschehn, indem man ihm als Intention unterschob, was Andere gethan haben. Je mehr man nämlich in dem Inhalt der Wolffschen Philosophie nur Leibnitz'sche Lehre zu finden sich gewöhnt hat, um so mehr lag es nahe zu meinen, dass wenn Leibnitz die mathematische Methode anpreise, er darunter nur die verstehe, welche nach ihm Wolff wirklich angewandt hat, d. h. die geometrische. Man bedachte nicht, dass schon der Mathematiker Leibnitz nicht stehen geblieben ist bei der Geometrie und bei der Analysis, die er vorfand, sondern dass er einen ganz andern Calcul eingeführt hat, und dass dem noch mehr so ist, wenn man den Philosophen ins Auge fasst. Zwar hat dieser öfters für philosophische Untersuchungen auch die gewöhnliche Geometrie als Muster aufge-

llt, viel häufiger aber hat er angedeutet, dass in
sen Untersuchungen es eine Methode gebe, die
h zu allen gewöhnlichen mathematischen Opera-
nen so verhalte, wie die Rechnung des Unend-
hen zur gewöhnlichen Arithmetik, eine Mathematik
n der die Arithmetik und Algebra blosse Schatten
ren. Nach dieser Methode das Ganze der Wis-
schaft darzustellen, das war die Aufgabe, welche
ibnitz schon in frühster Jugend sich gestellt, und
er, wie seine Briefe zeigen, auch in seinen letz-
Lebensjahren nicht aufgegeben hatte, eine Auf-
be an deren Lösung er zu den verschiedensten
iten ernstlich Hand angelegt hat. Zwar sind es
r fragmentarische Versuche in dieser *scientia ge-
ralis*, welche uns vorliegen. Dennoch aber rei-
n sie aus, uns zu zeigen, was er eigentlich damit
llte. Die Erwartungen, die er selbst von ihr hegt,
d ausserordentlich. Er spricht es geradezu aus,
grosser Theil des menschlichen Elends und Un-
nachs werde verschwinden, wenn erst diese all-
meine Wissenschaftslehre aufgestellt sey.
t diesem Namen können wir sie füglich bezeich-
n, da nach Leibnitz ihr Zweck seyn soll alle
lern Wissenschaften zu begründen und ihr Gebiet
erweitern. Sie hat daher eine doppelte Auf-
be und ihre Darstellung zerfällt demnach in zwei
eile. Erstlich hat sie die Anweisung zu geben,
e das bereits Erkannte geprüft, wie es von Vor-
heilen u. s. w. gereinigt werden könne. Hierher
rden alle die gewöhnlichen logischen Regeln fal-

len, besonders aber die Anweisung, die Erkenntnisse zu analysiren u. s. f. Viel wichtiger aber ist die zweite Aufgabe, welche eine Darstellung der Wissenschaftslehre in ihrem zweiten Theile abzuhandeln hätte. Dieser nämlich würde die Anweisung enthalten, neue Erkenntnisse zu finden. Lehrte jener erste Theil zu beurtheilen, so dieser zu erfinden, die *ars inveniendi* bildet seinen eigentlichen Inhalt, und die wahre Logik wird deswegen auch als *l'art d'inventer* bezeichnet. (Ahndungen davon, sagt er, fänden sich bei den Mathematikern.) Augenblicklich verwahrt er sich bei diesem Ausdruck dagegen, als wolle er behaupten, dass diese Kunst lehren solle, ganz Neues aufzufinden, d. h. Solches, wovon auch nicht einmal der Keim in dem bisher Erkannten enthalten sey. Dem sey nicht so; sie solle nur das entwickeln lehren, was durch Gegebenes bestimmt sey, nur zeigen wie man aus *datis* entwickle. Sind die *data* der Art, dass durch sie allein ein Andres als sie bestimmt ist, so sind sie ausreichend *(sufficientia)*; muss man noch andre *data* hinzunehmen, so reichen sie nicht aus. Auch hier bedient sich Leibnitz bald eines geometrischen Beispiels, indem er drei Punkte als Data bezeichnet, welche zur Findung des Centrums eines Kreises, dessen Peripherie durch sie hindurchgeht, ausreichen, bald weist er auf die Dechiffrirkunst hin, in welcher oft einige Zeilen ausreichende Daten seyen um den Schlüssel zu finden. 24).

Zunächst also sind für die allgemeine Wissen-

schaft wichtig die *Data*. Diese sind von zweierlei Art, nämlich entweder Facta oder zufällige Wahrheiten, d. h. solche welche, wenigstens von uns, nicht *a priori* erkannt werden können, oder ewige Wahrheiten, von welchen, weil sie auf identische Sätze zurückgeführt werden können, es eine Erkenntniss *a priori* gibt. Den Unterschied zwischen beiden Arten von *datis* vergleicht Leibnitz oft mit dem Verhältniss zwischen incommensurablen und commensurablen Grössen. Wenn nämlich die ewigen und nothwendigen Wahrheiten auf ganz einfache Sätze zurückzuführen sind, so sind dagegen bei den factischen Wahrheiten auch die allereinfachsten immer noch etwas Complicirtes, nur muss man dabei als bei einem nicht Deducirbaren stehn bleiben. Auch hier aber gibt es eine Stufenfolge; einige Facta sind gleichsam Grundfacta (Urphänomene bei Göthe), aus welchen andere mit Hülfe der wahren Methode abgeleitet werden können. Absolute Grundfacta würden solche seyn, aus denen alle Erfahrungen *a priori* abgeleitet werden könnten. Solche primitive Erkenntnisse muss es geben, und eben darum eine solche Wissenschaftslehre möglich seyn. Denn da es ganz unmöglich ist, — und wollte ein Engel sie uns offenbaren, — dass wir in irgend Etwas zu einer demonstrativen Erkenntniss kommen, wenn nicht die Daten zu diesem Beweise in dem liegen, was wir schon wissen, so muss es auch möglich seyn sie darin zu finden. Diese Ur- und Hauptfacta bei der Hand zu haben, ist deswegen für die

Wissenschaft von der äussersten Wichtigkeit. Daher das Gewicht, welches Leibnitz auf Encyclopädien und Repertorien legt, die gleichsam die Quintessenz aller Entdeckungen enthalten sollten. Sie würden, sagt er, ganz den Nutzen von Logarithmentafeln haben, welche die Rechnung erleichtern. Mit diesem, aus seinem System folgenden, Verlangen nach Encyclopädien — er hatte früher selbst die Alstedsche verbessern wollen — hängt dann auch sein Interesse für Akademien zusammen (s. *p.*23.). Das ist nicht eine unfruchtbare Polyhistorie, sondern es sollen diese factischen Daten von Akademien herbeigeschafft und (in Repertorien) niedergelegt werden um die Möglichkeit zu gewähren, dass man ohne Zeitverlust weiter arbeite. Einige Männer von Talent und Eifer, meint er, könnten in kurzer Zeit ein solches Werk zu Stande bringen. Bei weitem wichtiger aber als die Facta sind für die Wissenschaftslehre die Daten der zweiten Art, die nämlich in reinen Vernunfterkenntnissen bestehn. Auch diese beruhen auf gewissen primitiven Vernunftwahrheiten, welche bald als das Alphabet der menschlichen Gedanken bezeichnet werden, welche man durch Reduction und Analyse aller andern erhalte, bald als die *elementa veritatis aeternae*, bald endlich als die allgemeinsten Axiome. Er sagt, dass sie die Begriffe der Congruenz, der Aehnlichkeit, der Ursache und Wirkung u. s. w., also das was man itzt Kategorien nennt betreffen würden. Sein *Specimen demonstrandi in abstractis* (No. 19. meiner Ausgabe) enthält einige Definitionen

die diesem Zweck entsprechen; Aehnliches findet sich in dem Fragment eines MS. der Hanöverschen Bibliothek unter dem Titel: *Idea libri cui titulus erit: Elementa nova matheseos universalis*, das mir zur Aufnahme in meine Ausgabe nicht geeignet schien. Er weist übrigens auf die Verwandtschaft hin, welche die Daten von beiderlei Art mit dem Satze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes hätten. 25).

Sind die gehörigen Daten gegeben, so handelt sichs nur darum, mit ihnen richtig zu operiren. Das methodische Operiren damit denkt sich nun Leibnitz in Weise des Rechnens und bezeichnet es deswegen gern als einen Calcul. Daher die Namen *calculus ratiocinator*, *mathesis universalis* u. dgl. für seine allgemeine Wissenschaftslehre. Als das Ziel derselben spricht er oft aus: es müsse noch dahin kommen, dass man bei jeder Streitigkeit sich einige, indem man nachrechne, um zu finden wo und von wem der Fehler begangen worden. Wenn es nun aber zweierlei Weisen des Rechnens gibt, ein Zusammenrechnen nämlich und ein Auseinanderrechnen, so müssen wir es ganz richtig finden, dass Leibnitz auch den philosophischen Calcul in zwei Theile zerfallen lässt. Der erste nämlich handelt von der Synthese (vgl. *Synopsis libri cui titulus erit: Scientia nova generalis*, No. 14. meiner Ausgabe) und begreift die *ars combinatoria* in sich. Es ist daher erklärlich wie Leibnitz dazu kam, seine Dissertation über Combinationsrechnung — er ist eigentlich der Erste der die Wichtigkeit derselben

geahndet hat — unter seine philosophischen Werke zu zählen, und warum er dieselbe so oft als einen Theil seines grossen Unternehmens bezeichnet. Die Combinationskunst wird zeigen, welches die möglichen und welches die zweckmässigen Combinationen der gegebenen Data sind, und in dieser Hinsicht wirklich ein Theil der Erfindungskunst seyn. Diese Seite der Combinationslehre wird oft von ihm hervorgehoben, so z. B. wenn er sagt, dass mit ihrer Hülfe es möglich seyn werde nicht nur die Zahl aller möglichen musikalischen Compositionen, sondern diese selbst zu finden. Vermittelst dieses synthetischen oder combinatorischen Theils würden, wenn nur alle Elemente der Erkenntniss gegeben wären, alle nur möglichen Erkenntnisse gefunden werden können. Zu ihm kommt nun als der zweite, eben so wesentliche, der analytische Theil hinzu, dessen Wesen noch gar nicht recht erkannt sey, da man Vieles analytische Untersuchungen nenne, was rein synthetischer Art sey. Wenn die Combinationskunst eine Erkenntniss mit andern Erkenntnissen zusammenbringt, um ihre Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit aufzufinden, so hat dagegen die Kunst der Analysis es mit den einzelnen Problemen zu thun. Diese sucht das analytische Verfahren zu lösen durch Zerlegung der Aufgabe in mehrere, deren jede eine geringere Schwierigkeit darbietet als die ganze, ferner dadurch, dass das Gemeinschaftliche der verschiedenen Daten aufgesucht wird u. s. w. Wenn auch die Analyse nicht bis zu einem wirklich Letz-

ten kommen sollte, so wird sie sich demselben wenigstens immer mehr annähern, und es ist keine geringe Aufgabe der Erfindungskunst, die Grade der Wahrscheinlichkeit einer Erkenntniss richtig abzuschätzen. Wie die Combinationsrechnung deswegen ein wesentliches Moment in dem synthetischen Theil der Wissenschaftslehre ist, so in dem analytischen Theil derselben die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Leibnitz nennt diese geradezu einen Theil der Logik. Zwar hat er über die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht, wie über die Combinationsrechnung, eine ausführliche Arbeit geliefert, doch zeigt seine häufige Andeutung, wie sehr es der Mühe lohne, die Hazardspiele einem Calcul zu unterwerfen, und die rühmende Anerkennung mit welcher er die Arbeiten von *Fermat*, *Pascal*, *Huygens* erwähnt, welches Gewicht er darauf gelegt hat. Wäre das gesuchte Alphabet der Gedanken gegeben, so könnte durch Zusammensetzung der einzelnen Buchstaben (Begriffe) und durch Analyse der aus ihnen gebildeten Worte (Sätze) Alles beurtheilt und gefunden werden, d. h. die Aufgabe der allgemeinen Wissenschaftslehre wäre gelöst. Uebrigens kommen bei Leibnitz Aeusserungen vor, welche zeigen, dass er das combinatorische Verfahren mit dem ersten Erkenntnissprincip zusammenstellt, während das analytische mehr auf den Zweck geht, und also mit dem *principium rationis sufficientis* zusammenhängt. Indess stehn sie sehr vereinzelt da, sind auch nicht mit solcher Präcision ausgesprochen worden, dass

man daraus schliessen könnte, er sey sich dieses Zusammenhangs immer klar bewusst gewesen. 26).

Nun ist aber für die Ausbildung eines jeden Calculs von der äussersten Wichtigkeit die Anwendung gewisser Zeichen, deren man sich bedienen kann, ohne dass man in jedem Augenblick nöthig hätte, sich ihrer eigentlichen Bedeutung zu erinnern. Solche Zeichen sind die Ziffern in der Arithmetik, die Buchstaben in der Algebra u. s. w. Diese Zeichen, wenn sie geschrieben werden, nennt Leibnitz Charactere, eine Verbindung von mehrern dergleichen aber eine Formel, eine Formel endlich, welche einem Character gleich ist, den Werth desselben. Da nun, wie oben gesagt worden, alle Erkenntnisse in gewisse Elemente zerlegt werden können, auf welchen sie beruhn, so kommt es darauf an, für diese Elemente Zeichen zu erfinden, um von einem jeden durch Combination derselben entstandenen Gedanken den wahren Werth, d. h. seine Definition zu haben, aus der dann wieder Weiteres abgeleitet werden kann. Nur als einen accidentellen Vortheil einer solchen Characteren-Schrift scheint es Leibnitz anzusehn, dass bei der Anwendung solcher Zeichen der Unterschied der Sprachen aufhören würde, indem bei einer solchen Pasigraphie Jeder die Zeichen in seiner Sprache lesen könnte; dagegen ist der Hauptpunkt, auf den er immer wieder hinweist dieser, dass jeder Fehler im Denken sich sogleich als eine fehlerhafte Combination der Charactere darstellen müsste, und also durch Anwendung der

racteristischen Schrift ein Mittel gegeben seyn
rde, bei einem streitigen Punkt wie bei jeder
lern Rechnung den Fehler zu entdecken. Eben
würde man, wo die gegebnen Data unzureichend
d gleich aus den Zeichen sehen, wo die nähere
stimmung mangelt, weil dieser Mangel sich, wären
Zeichen nur passend gewählt, als eine Lücke
er als ein Nichtpassen in denselben abspiegeln
isste. Besonders also kommt es darauf an, solche
griffszeichen oder Begriffshieroglyphen zu wählen,
dem Wesen des Bezeichneten wirklich analog sind.
länge dies, so hätte man wirklich, was gewisse
ystiker von einer *lingua Adamica* oder einer *signa-*
ra rerum träumen, man hätte eine Cabbala im
hren Sinne des Worts, und in diesen Schriftzügen
sgedrückt würde jeder Fehlschluss wie ein Barba-
mus oder ein orthographischer Fehler sichtbar wer-
n. Diesen Anforderungen entsprechen nun weder
chemischen Metallzeichen, noch die astronomi-
hen Zeichen für die Planeten, noch endlich die
eroglyphen der Sinesen. Nur die Geometrie, Arith-
tik und Algebra haben den grossen Vorzug, dass
re Zeichen, die Linien, Ziffern und Buchstaben
ren Begriffen gemäss und leicht zu handhaben sind.
enn Leibnitz bei dieser Gelegenheit andeutet, er
sitze die Kenntniss von noch andern Zeichen, wo-
rch eine höhere Analysis möglich werde, so hat
wohl darunter nur die Zeichen gemeint, deren
sich bei der Anwendung des Infinitesimalcalculs
dient, und nicht die Zeichen der characteristischen

Schrift, von der bis dahin die Rede war. Viel*m*
behauptet er von dieser letztern, dass er noch n
darüber ins Reine gekommen sey, welcher Art C
ractere man anwenden solle. Es scheint als h
er zwischen allen den Zeichen geschwankt, die e
angeführt wurden. Ich habe kleine Blättchen
seiner Hand auf der Hanöverschen Bibliothek gese
wo er Linien anwendet, und sich namentlich ga
und gebrochner Linien in Weise der chinesisc
Kua's bedient. Eben so finden sich dort Andeutung
dass er an eine Zifferschrift gedacht habe, und d
hat, wie es scheint, sein dyadisches Zahlensystem
mit vorgeschwebt. Besonders aber bedient er
der Buchstaben. Dies ist nun der Fall in allen l
gern Aufsätzen, die ich meiner Ausgabe einverl
habe. Was den Inhalt dieser Fragmente betrifft,
erscheint mir vor allen andern das wichtig, e
Leibnitz selbst den Titel gegeben hat: *Non ineleg*
specimen demonstrandi in abstractis, (No. 19. m
ner Ausgabe); es enthält Versuche aus aufgestell
Definitionen die der Mathematik zu Grunde liegen
Axiome, z. B. dass zwei die einem Dritten gl
sind, es auch unter sich seyen u. s. w., streng
demonstriren. 27).

Weiter ist auf die von Leibnitz versuchte, o
vielmehr angedeutete, allgemeine Wissenschaftsle
nicht einzugehn. Mit dem hier Gesagten aber schli
sich auch, was den Inhalt seiner Lehre vom th
retischen Verhalten des Geistes betrifft.

§. 9.

Fortsetzung.

Der praktische Geist. Die Ethik.

Anlangend das Praktische, so ist auch hier oft r Vorwurf ausgesprochen worden, Leibnitz habe gans vernachlässigt. Indess hat man dabei theils rsehn, was in bereits gedruckten Werken enthal- ist, theils nicht geahndet was in seinen Manu- ripten wenn auch nur fragmentarisch, so doch be- mmt genug, angedeutet ist. Dies ist hervorzuheben, d sein Zusammenhang mit dem ganzen Monaden- stem nachzuweisen.

Wie sich das blosse Vorstellen der Monade in m menschlichen Geiste zum Denken und zur Ver- nft erhob, so erscheint in ihm ihre zweite Bestim- ung, das Streben, gesteigert und verklärt zum Wollen. Der Wille ist von der blossen Sponta- eität, die allen einfachen Substanzen zukommt, un- erschieden, es steigert darin sich die Spontaneität zur Freiheit, d. h. zur Spontaneität eines denkenden Wesens, deren Begriff schon Aristoteles richtig er- nnt hat, wenn er die freien Handlungen nicht nur s der Spontaneität, sondern auch aus der Berath- hlagung hervorgehn lässt. Diese zur Freiheit ge- eigerte Spontaneität ist es, wodurch der Mensch icht nur thätig (praktisch im Aristotelischen Sinn), ndern schöpferisch (poetisch im Sinne des Aristo- les) ist; architectonisch nennt ihn Leibnitz und tzt darein seine Gottähnlichkeit. Die Freiheit ist

lensentschlüsse für diejenigen bleiben, in welchen wir uns der determinirenden Vorstellungen ganz deutlich bewusst sind. Hält man diesen Sprachgebrauch fest, so wird man sagen müssen, dass die Freiheit um so grösser ist, je mehr man sich durch die Vernunft, die Unfreiheit um so grösser je mehr man sich durch die Passionen bestimmen lässt. In diesem Sinn ist Gott der freiste, ja der einzig freie, weil er nur deutliche Vorstellungen hat. Wenn die Willensentschlüsse also ein nothwendiges Resultat der Vorstellungen sind, die Vorstellungen aber mit Nothwendigkeit aus frühern Vorstellungen hervorgehn, so folgt, dass die einzelnen Willensentschlüsse nothwendige Folgen der ganzen Natur des Wollenden sind. Leibnitz nennt daher den wollenden Menschen ein Automat und sagt, wer nur sonst diese Scharfsicht hätte könnte in ihm alle seine künftigen Entschlüsse und Handlungen voraussehen, weil sie als Keim schon in ihm liegen, und sich mit Nothwendigkeit daraus entwickeln werden. Diese Nothwendigkeit aber streite nicht mit seiner Freiheit, wie überhaupt den Gegensatz gegen die Nothwendigkeit nicht die Freiheit sondern die Zufälligkeit bilde. 28).

Betrachtet man Leibnitz's Lehre von der Freiheit, so ist er entschiedner Determinist. Er ist es nicht in geringerem Grade als Spinoza es war, und es können deshalb Berührungspunkte zwischen ihm und Spinoza nicht fehlen; solche kommen häufig vor, sogar in der Abhandlung *de libertate* (No. 76. meiner Ausgabe), welche doch gerade im Gegensatz gegen

pinoza geschrieben seyn möchte. Dennoch aber
terscheidet sich der Determinismus Leibnitz's und
pinoza's wesentlich. Dieser Unterschied liegt nun
icht etwa darin, dass Leibnitz manchmal auf Kosten
r Consequenz seinen Determinismus mildert, so
enn er sagt, dass die bewegenden Vorstellungen
r reizen und nicht zwingen, oder wenn er die
taphysische von der moralischen Nothwendigkeit
terscheidet u. s. w., — alle diese Inconsequenzen
d Milderungen stossen die Behauptung nicht um,
ss *jeder* Willensentschluss nothwendige Folge der
nsen Natur des Wollenden sey, dass er also um
nt's Formel zu brauchen dem Geist die Fähigkeit
spricht absolut *anzufangen*. Sondern der wahre
terschied zwischen beiden liegt darin, dass im
lligen Einklang mit seinem System, Spinoza *nur*
r allgemeinen Substanz zuschreibt durch sich selbst
terminirt zu seyn, während Leibnitz, eben so
nsequent *seine* Lehre festhaltend, dieses Deter-
inirtseyn durch sich in die Einzelwesen fallen lässt.
Venn daher Spinoza jedes Einzelwesen nur gehn
d handeln lässt, gemäss der ewigen Natur Gottes,
handelt dagegen bei Leibnitz jedes Einzelwesen
ch der Natur die *es selbst* in sich hatte noch
he es ward. Es ist deswegen diese Prädestina-
n eine Selbstprädestination. Das Einzelwesen kann
eilich nicht anders handeln als es *ist*, dass es aber
ist, ist nicht etwa Gottes Schuld, sondern so
ar *es schon*, noch ehe Gott es schuf. Der Ge-
nke, dass in der Schöpfung die *Natur* des Ge-

schaffnen dieselbe bleibe, dem wir schon in der Ontologie begegneten, spielt namentlich in seiner Theodicee eine sehr wichtige Rolle, und dient immer wieder dazu einmal einen absoluten Determinismus zu behaupten, dann aber zugleich die Determination in das wollende Subject selbst zu setzen. Wie darum bei entgegengesetzter Anschauungsweise Leibnitz sich dem Occasionalismus annähern konnte, ja musste, so zeigt sich hier oft ein scheinbares Zusammentreffen mit Spinoza. Characteristisch für das Verhältniss beider ist das Beispiel dessen sie sich bedienen, um gegen die Indeterministen den Wahn des *aequilibrium arbitrii* zu widerlegen. Spinoza vergleicht den Menschen der sich frei dünkt mit dem durch äussere Gewalt geworfnen Stein, der solchen Wahn hegte, Leibnitz (*Théod. I.* §. 50.) mit der durch eignen Trieb nach Norden sich wendenden Magnetnadel, welcher das Bewusstseyn über diesen Zug aufginge. Diese Beispiele sind gerade so verschieden wie der Determinismus Spinoza's und Leibnitz's, und mit Unrecht als gleich viel sagend angesehn worden.

Der Wille ist also determinirt durch die Vorstellung eines Zwecks; es fragt sich nun, was als der Inhalt dieses Zwecks bestimmt wird, eine Frage, die eben sowol das psychologische als das ethische Gebiet betrifft. Auch das letztere Moment ist von Leibnitz nicht so vernachlässigt, wie man meint. Hier erklärt er sich nun aufs aller Entschiedenste gegen die Ansicht, welche der Vernunft alle Auto-

sie abspricht, indem sie behauptet alle morali-
en Vorschriften seyen ganz arbiträre Vorschriften
tes. Wie die ewigen Wahrheiten nicht von dem
llen Gottes abhängen, eben so wenig auch die
ralprincipien. Worin bestehn sie nun? Schon die
ten Appetitionen, als die ersten Bewegungen des
llens haben kein andres Ziel als den Genuss
r das Vergnügen. Wenn in theoretischer Hin-
t die grössere Vollkommenheit eines Wesens in
ner grössern Thätigkeit besteht, d. h. darin,
s seine Vorstellungen deutlicher werden, so wird
Wesen in praktischer Hinsicht vollkommner,
nn seine Thätigkeit wächst, d. h. wenn seine
st zunimmt, dagegen leidet es, oder wird un-
kommner, wenn sein Schmerz grösser wird.
Lust aber wie der Schmerz ist etwas Momen-
es und Vorübergehendes. Sobald daher die Ver-
nft erwacht, lehrt sie und die Erfahrung, die Ge-
se gegen einander abwägen und die Glückse-
keit suchen. Die Glückseligkeit aber oder „den
nd einer beständigen Freude" zu suchen, darin
teht die wahre Weisheit. Indem aber nach
ibnitz die Freude nur ist Lust an Vollkommenheit
r, was dasselbe heisst, an wachsender Thätigkeit,
fällt ihm das Suchen der Glückseligkeit und
der Vollkommenheit zusammen, welche letz-
e er deshalb als „Erhöhung des Wesens" definirt.
r Wille sucht also, und muss vernünftiger Weise
chen die grösstmögliche Summe von Vollkommen-
it oder Thätigkeit. Da nun aber diese (von der

er darum sagt, dass darin die „Einigkeit in
Vielheit“ oder die „Uebereinstimmung“ enth
sey), wie oft gezeigt worden, realisirt wird in
allgemeinen Harmonie, so ist diese das eigent
Ziel alles Handelns. In dem Anstreben der a
meinen Harmonie beschränkt sich natürlich das
zelne Subject nicht darauf, seine eigne Vollkom
heit und Glückseligkeit zu suchen, sondern sein Z
ist eben so die Glückseligkeit oder Vollkomme
der Andern. Es ist daher eine nothwendige F
dieser ethischen Ansicht, dass darin auf die L
solches Gewicht gelegt wird. Leibnitz definirt
als die Freude an der Glückseligkeit Andrer,
hebt oft hervor, dass diese Definition die Mög
keit gebe, die intricatesten Fragen, zu welche
jener Zeit namentlich die gehörte, ob die Liebe
teressirt oder interesselos sey, zu lösen. Daher
Liebe zu Allen seine Hauptforderung. Da die
solute Harmonie der alleinige Zweck Gottes ist
heisst das allgemeine Beste suchen so viel, als
tes Zwecke realisiren, d. h. Gottes Seligkeit su
und befördern. Es zeigt sich daher, dass die E
Leibnitz's eben so in seinem absoluten Harmonis
aufgeht, wie wir es von seiner Ontologie und I
mologie gesehn haben. 29).

§. 10.

Theologie. Glaube und Vernunft. Beweise fürs Daseyn Gottes.

Es ist im §. 5. das Verhältniss berührt, in welchem Leibnitz's Theismus zu seiner Ontologie steht. Das Resultat war, dass diese im Wesentlichen dieselbe geblieben wäre, auch wenn die Gottheit aus dem Spiele gelassen wurde. Zugleich aber ward auch hervorgehoben, dass das Einführen dieses Begriffs durchaus nicht als eine blosse Accomodation angesehn werden dürfe, mit der es etwa Leibnitzen nicht rechter Ernst gewesen sey, sondern dass er es mit seinem Theismus ganz ehrlich gemeint habe. Wenn deshalb eine historische Darstellung seines Systems, wollte sie anders treu seyn, nicht einmal über solche Lehren hinweggehn durfte, welche mit seinem System streiten, wie z. B. über das *vinculum substantiale*, so wird sie die theologischen Vorstellungen dieses Philosophen viel weniger übergehen dürfen, sollten diese auch wirklich keine nothwendigen Folgerungen seines Systems enthalten. Hiezu aber kommt noch, dass, wenn auch der Zusammenhang der Theologie Leibnitz's mit seiner Ontologie ziemlich lose ist, sie dagegen in ein sehr nahes Verhältniss gesetzt wird zu der Erkenntnisslehre. Konnte man sich deswegen, ehe seine Erkenntnisstheorie aus einander gesetzt war, ziemlich gleichgültig gegen seine Theologie verhalten, so ist das, nachdem sie abgehandelt worden ist, ein Anderes.

In der That macht Leibnitz den Uebergang zu seiner Theologie immer so, dass, nachdem gezeigt worden ist, welches die Principien der Erkenntniss seyen, er nun nachweist, das Erkennen sey genöthigt zum Begriff der Gottheit fortzugehn. Daher besteht seine Theologie auch einem grossen Theile nach mehr in der Rechtfertigung des theologischen Standpunkts, als in der Betrachtung dessen, was auf diesem Standpunkt der Gegenstand der Betrachtung ist und was ihm für wahr gilt. Darum beschäftigt er sich eben so sehr, ja mehr mit der Religion und dem Glauben, als mit Gott und dem Glaubensinhalt. Dies ist der Fall auch in dem Werk welches vorzüglich, und mit Recht, als die Quelle für die Leibnitz'sche Theologie angesehn wird, in der Theodicee. Dies Werk ist sein schwächstes, weil es die schwächste Seite seines Systems behandelt, ferner weil es, zunächst durch das Verlangen einer Dame hervorgerufen, im Streben nach Popularität die Kürze und Schärfe verleugnet, welche bei Leibnitz's kleinern Sachen so anziehend ist. Trotz dem hat es für seine Lehre eine sehr grosse Bedeutung. Dass nun in diesem Werke die Untersuchungen über das religiöse Bewusstseyn, über das Verhältniss des Glaubens zur Vernunft u. s. w. einen so grossen Raum einnehmen, davon ist der Grund so eben angegeben: Leibnitz's Theologie muss, indem sie sich an die Erkenntnisstheorie anschliesst, namentlich die Seite an der Religion hervorheben, nach welcher sie Erkennen *(fides qua creditur)* ist, die Seite nach welcher sie

Dogma *(fides quae creditur)* ist, kann hier nicht das Uebergewicht bekommen. Dazu kommt nun noch, dass diese Schrift, wie die meisten von Leibnitz, eine Gelegenheitsschrift ist. Die geistreiche Königin von Preussen wünschte, was er gegen *Bayle* gelegentlich geäussert hatte, zusammengestellt zu haben. Diesem Verlangen sollte die Theodicee entsprechen. Wenn nun der Hauptpunkt bei Bayle (vgl. Bd. I. Abth. 2. p. 256. u. a. a. O.) eben das Verhältniss zwischen Glauben und Vernunft war, wenn er in den Untersuchungen über dies Verhältniss zu dem Resultat kam, dass die letztere nur fähig sey, den religiösen Inhalt zu zerstören, wenn er endlich um dies an einem bestimmten Beispiel zu erhärten, immer einen Punkt aus dem Glaubensinhalt hervorhob, die Lehre vom Bösen, um zu zeigen wie hier die Vernunft sich gerade für die Ansicht entscheiden müsse, welche mit dem Glauben streite, — so vereinigt sich Alles dazu, Leibnitz's Aufmerksamkeit besonders auf das Vermögen und die Art und Weise zu lenken, durch welches und in der das Göttliche erkannt wird. Das Göttliche selbst aber, oder der Inhalt jener Erkenntniss wird nur in so weit ausführlich erörtert werden, als es nöthig ist, um die von *Bayle* gegen die Vernunft zu Hülfe gerufne Ansicht vom Bösen zu widerlegen. Zunächst wird also die Aufgabe seyn den Standpunkt zu rechtfertigen und als vernunftgemässen nachzuweisen, auf dem der Mensch steht, wenn er das Göttliche percipirt, und nachher erst wird (mit der eben angedeuteten Beschränkung) das

Göttliche selbst betrachtet werden können. Jene erste Untersuchung selbst aber wird es mit einer doppelten Aufgabe zu thun haben; da nämlich die Vernunftmässigkeit des Glaubens nur dadurch dargethan werden kann, dass gezeigt wird, wie die Vernunft zu demselben Resultate führe wie der Glaube, der erstern aber von *Bayle* die Fähigkeit abgesprochen war, jenes Gebiet zu berühren, so wird erstlich nachgewiesen werden müssen die Berechtigung der Vernunft, sich zum Göttlichen zu erheben, und zweitens gezeigt werden, wie diese Erhebung zu Stande kommt.

Den ersten Punkt hat nun Leibnitz besonders ausgeführt in dem *Discours de la conformité de la foi avec la raison*, welchen er der Theodicee vorausgeschickt hat. Ausserdem hat er ihn berührt, wo er Lockes Ansicht darüber kritisirt. Jener *Discours* und die letzten Capitel der *Nouveaux essais* sind daher hauptsächlich hier zu berücksichtigen.

Leibnitz beginnt jene Abhandlung mit der ausdrücklichen Erklärung, dass Beides, sowol die Wichtigkeit des Gegenstandes als auch der Umstand, dass *Bayle* ihn vorzugsweise berücksichtigt, ihn bestimmt habe, die Untersuchung über die Uebereinstimmung des Glaubens und der Vernunft, oder über den Gebrauch der Philosophie in der Theologie, seinem eigentlichen Gegenstande vorauszuschicken. Hier ist nun zuerst von Wichtigkeit, den Begriff der Vernunft zu fixiren, weil nur dadurch eine Frage erörtert werden kann, auf die natürlich sehr viel an-

kommt, nämlich ob man der Vernunft trauen könne, oder ob man ihr als einem täuschenden Vermögen misstrauen müsse. Versteht man nun unter Vernunft nur das Vermögen (richtig oder unrichtig) zu schliessen, so ist freilich kein Verlass auf dieselbe. Wenn man dagegen unter Vernunft versteht, was man darunter verstehen muss, die gesetzmässige Verknüpfung der Wahrheiten, so kann sie nicht täuschen. Ist sie aber dies, so kann eben deswegen auch kein Streit mehr Statt finden zwischen dem, was der Glaube, d. h. die von Gott geoffenbarte Wahrheit, lehrt und dem, was die Vernunft, die Kette der Wahrheiten behauptet. Vielmehr ist die wahre Religion ganz auf Vernunft gegründet, und wäre dies nicht, so wäre gar kein Grund vorhanden, die Bibel dem Khoran oder den heiligen Büchern der Braminen vorzuziehn. Auch ist in der That denen nicht zu traun, welche behaupten, sie glaubten, ganz unbekümmert darum, ob was sie glauben vernünftig oder unvernünftig sey. Dies ist ganz unmöglich, so lange sie nicht unter Glauben ein blosses Hersagen von auswendig Gelerntem verstehen. Wenn man aber dennoch oft Glauben und Vernunft sich gegenüberstellt, so geschieht es indem man das Wort Vernunft in etwas engerem Sinne nimmt, d. h. darunter die Verknüpfung der Wahrheiten versteht, welche die Vernunft nur aus sich, ohne fremde Beihülfe schöpft. Jener Gegensatz fällt dann ganz mit dem Gegensatz zwischen Vernunft und Erfahrung zusammen, denn in der That ist der Glaube,

sofern er sich auf Autorität gründet, eine Art von empirischer Gewissheit. Die Vernunft nun, welche wenn sie der Erfahrung entgegen gesetzt wird, als reine oder blosse Vernunft bezeichnet werden kann, hat es mit den Wahrheiten zu thun, die nicht von der sinnlichen Wahrnehmung abhängen. Dies sind die ewigen oder nothwendigen Wahrheiten; es sind die, deren Gegentheil unmöglich ist, die eine logische, metaphysische oder geometrische Nothwendigkeit haben, und die eben deswegen wirklich *a priori* bewiesen werden können und den eigentlichen Gegenstand des begreifenden Denkens ausmachen. Von den ewigen Wahrheiten sind nun diejenigen unterschieden, die man positive nennen kann, welche die Facta betreffen, welche von dem Wohlgefallen Gottes abhängen, z. B. die Naturgesetze. Diese erkennen wir durch die Erfahrung oder *a posteriori*. Es ist aber hinsichtlich ihrer die Vernunfterkenntniss *a priori* nicht abgeschnitten, nur hat diese hier einen andern Character als bei jenen erstgenannten Wahrheiten. Wenn nämlich alle Erkenntniss *a priori* darin besteht, dass man die Nothwendigkeit erkennt, so auch die Vernunfterkenntniss die wir von den positiven Wahrheiten haben. Nur erkennen wir bei diesen nicht die logische oder metaphysische Nothwendigkeit, sondern die physische, d. h. wir vermögen zu erkennen, nicht dass ihr Gegentheil undenkbar, logisch unmöglich, sondern nur dass es unzweckmässig wäre, so dass sich die physische Nothwendigkeit auf die moralische Noth-

wendigkeit in Gott, immer das Beste zu wählen, gründet. Indem wir diese moralische Nothwendigkeit der einzelnen Lehren des Glaubens nachweisen können, ist uns die Möglichkeit gegeben, dieselben wenn auch nicht zu begreifen oder zu beweisen, so doch zu erklären und gegen Einwände zu vertheidigen. Es ist nämlich nicht wahr, dass gegen eine Wahrheit unwiderlegbare Einwendungen gemacht werden können. Vielmehr können wir auch gegen die aller wichtigsten Zweifel, wenn sie nur wirklich aus der Vernunft hergenommen sind, die Wahrheit vertheidigen, wenn wir nur streng logisch in unserm Raisonnement verfahren. Meistens liegt, dass uns die Gegengründe unwiderleglich erscheinen, nur daran, dass uns die Mühe dieser strengen Consequenz schreckt. Sind aber die Zweifel, welche man gegen einen Glaubenssatz anführt wirklich ganz unwiderleglich, d. h. enthalten sie eine ewige, metaphysische Wahrheit, dann ist jener sogenannte Glaubenssatz allerdings zu verwerfen, er ist falsch. Anders aber verhält sichs, wenn ein Glaubenssatz mit einer positiven Wahrheit, sey es auch dass die physische Nothwendigkeit derselben dargethan wäre, streitet, wie dies z. B. bei den Wundern der Fall ist, welche physisch (aber nicht logisch) unmöglich sind. Gott kann Gründe haben, was er aus guten Gründen gesetzt hat, in einem einzelnen Moment aufzuheben, und so können die Naturgesetze allerdings von ihm aufgehoben werden, dagegen ewige Wahrheiten, z. B. die geometrischen, auf keine Weise, es kann des-

wegen keine Lehre wahr seyn, die einen Widerspruch enthält u. s. w. Die Unterscheidung zwischen dem Uebervernünftigen und Widervernünftigen kann deswegen einen ganz guten Sinn haben. Versteht man nämlich unter dem was über die Vernunft geht das was dem entgegen ist, was man gewohnt ist zu erfahren, unter dem was wider die Vernunft ist, was mit der Vernunft im eigentlichen Sinn, d. h. der unabänderlichen Folge der ewigen Wahrheiten streitet, so kann man sagen, dass zwar manche Glaubenssätze welche die Vernunft überragen, aber keiner, der gegen die Vernunft ist, wahr seyn kann. 30).

Der zweite Hauptpunkt in Leibnitz's Theologie betrifft nun die Art und Weise, wie sich die Vernunft, deren Berechtigung dazu eben nachgewiesen ward, zu dem Gegenstande der religiösen Vorstellungen, zu Gott, erhebt. Es bilden hier die Beweise für das Daseyn Gottes den eigentlichen Mittelpunkt. Er legt auf diese ein grosses Gewicht. Er habe gefunden, sagt er, dass alle, die man bisher aufgestellt habe, gut seyen, und höchstens einer Correctur bedürfen. Gehn wir nun zu den Beweisen über, welche Leibnitz selbst gegeben hat, so begegnet uns der Zeit nach zu erst der, welchen er seiner *Dissertatio de arte combinatoria* beigegeben hat, welcher in streng syllogistischer Form von der Erfahrung ausgehend, dass es bewegte Körper gebe, nun weiter schliesst, dass daraus die Bewegung aller Körper und also des Alls folge, welche selbst wieder zu ihrer Ursache nur eine bewegende Substanz,

die unkörperlich seyn müsse, d. h. Gott haben könne. Ganz ähnlich ist das Raisonnement welches uns in einem Aufsatz begegnet, der zwei Jahre nach jener Dissertation geschrieben wurde (No. 3. in meiner Ausgabe). Noch den Cartesianern sehr ähnlich, setzt er des Wesen des Körpers darein, im Raum zu existiren. Aus diesem seinem Begriff folge nur, dass er Grösse und Figur habe, nicht aber, dass seine Grösse und Figur eine bestimmte sey. Diese nähere Bestimmung erhält der Körper nur durch eine hinzutretende Bewegung; da aber aus dem Begriff der Räumlichkeit wohl Beweglichkeit nicht aber actuelle Bewegung folgt, so kann der Grund der Bewegung nicht in dem Körper liegen u. s. w. Noch enger sehen wir Leibnitz in der ersten Zeit seiner schriftstellerischen Laufbahn an *Des Cartes* sich anschliessen in dem ontologischen Beweise für das Daseyn Gottes. In dem Aufsatz *de vita beata* (No. 6. meiner Ausgabe) dessen Abfassezeit ich mit deswegen so früh setze, kommt der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes in folgender Form vor: Wenn wir Gott als das vollkommenste Wesen denken, d. h. als das, dessen Vollkommenheit durch keine Schranke begrenzt ist, so wäre dem vollkommensten Wesen die Existenz (d. h. eine Vollkommenheit) abzusprechen eben so widersinnig, als wollte man von einem Berge ohne Thal sprechen; zum Begriff Gottes gehört die Existenz so, wie bei einer Zahl oder Figur das, was wir daraus folgern, zu ihrem Begriff gehört. Hier ist es doch bis auf die Beispiele, als

hörte man *Des Cartes* selbst sprechen. Dies Verhältniss ändert sich aber bald, ja es scheint gerade der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes einer der Punkte gewesen zu seyn, in welchen Leibnitz zuerst von *Des Cartes* abgewichen ist. Schon im J. 1678 nämlich zeiht er, in einem Brief an *Conring*, den Cartesianischen Beweis einer Erschleichung, weil derselbe einen wesentlichen Punkt übergehe, nämlich ob die Idee Gottes in sich möglich sey. Merkwürdig ist, dass gerade in diesem Jahre *Cudworth* sein Intellectualsystem herausgab, wo er (vgl. Th. I. Abth. 2. p. 214.) dem ontologischen Beweis ganz denselben Vorwurf macht. Damals hatte Leibnitz gewiss keine Notiz davon. Ob dies auch noch der Fall war im J. 1684, wo er in seinen *Meditationes de cognitione etc.* oder 1701, wo er in einer Kritik dieses Beweises wie ihn der *P. Lami* gegeben hatte, diesen Mangel zu ergänzen sucht, ist bei der grossen Uebereinstimmung mit *Cudworth* schwer zu entscheiden. In dem ersten Aufsatz tadelt er gleichfalls, dass *Des Cartes* die Möglichkeit dieses Begriffs, indem er die Definition aufstelle, vorausgesetzt habe. Ehe dieselbe aber erwiesen sey, könne nichts daraus geschlossen werden, da wir uns einer Definition mit Sicherheit nur bedienen können, wenn sie real ist, d. h. keinen Widerspruch in sich enthält. Ist nämlich dies Letztere der Fall, so kann man daraus Entgegengesetztes, also Nichts, folgern. (Ein solcher sich widersprechender Begriff wäre z. B. der einer schnellsten Bewegung oder einer grössten Zahl u. s. w.)

Es gehört also zur völligen Beweiskraft jenes Arguments, dass der Begriff Gottes analysirt, und als keinen Widerspruch in sich enthaltend dargestellt werde. Leibnitz fügt selbst hinzu, dass keiner in ihm enthalten sey, und also jenes Argument Gültigkeit habe. Jedoch begnügt er sich nicht mit dieser blossen Versicherung, sondern gibt auch den Grund an, warum dieser Begriff keine Unmöglichkeit involviren könne: Was keine Schranke enthält, enthält auch keine Negation. Diese aber findet dort gewiss Statt, wo zwei sich Entgegengesetzte (d. h. sich Negirende) enthalten sind. Das Letztere also ist bei dem Wesen, das jede Schranke ausschliesst, unmöglich. Ganz eben so äussert er sich in den, 1696 geschriebnen, *réflexions sur l'essai de l'ent. hum.*; ganz so im J. 1701 in dem genannten Aufsatz gegen den *P. Lami*. In diesem letztern gibt er zugleich noch eine andere Form dieses Beweises, die sehr an Spinoza erinnert: Wenn wir Gott definiren als *ens a se*, d. h. als durch sein Wesen existirend, so ist klar und liegt eigentlich in der Definition, dass wenn es möglich ist, es auch existire. Definirt man nun gar das *ens a se* als das Wesen, das durch seine blosse Möglichkeit existirt, so erhellt noch deutlicher, dass man Gott entweder die Existenz zusprechen oder die Möglichkeit absprechen muss. Diese letztere Darstellung seines ontologischen Beweises hat auch noch das Eigenthümliche, dass darin das ontologische Argument unmittelbar mit dem kosmologischen verbunden erscheint. Er sagt nämlich,

dass wenn man den Satz so stelle: Wenn das nothwendige Wesen möglich ist, so ist es auch wirklich, dass dann die Lücke im Beweise sich leicht füllen lasse. Wäre nämlich das *ens a se* unmöglich, so müssten die Dinge die durch Anderes sind, es gleichfalls seyn, und so ergibt sich uns der Satz, der die Kraft jenes Beweises vollendet, nämlich: Wenn das nothwendige Wesen nicht existirte, so ist gar kein Wesen möglich, ein Satz welcher zeigt, dass die Behauptung der Unmöglichkeit eines nothwendigen Wesens zu Widersinnigkeiten führt. Gewöhnlich aber wird das kosmologische Argument für das Daseyn Gottes getrennt von dem ontologischen dargestellt, ja es ist das, dessen er sich am häufigsten bedient. Wie er selbst sagt, gründet sich dieser Beweis auf das Princip, dass nichts existiren könne ohne einen zureichenden Grund. Wenn man nämlich den ganzen Complex der zufälligen Dinge betrachtet, so hat jedes darin seinen Grund in einem andern; denkt man aber auch die Reihe derselben als unendliche, wie man es denn muss, so muss doch der zureichende Grund dieser Reihe selbst sich ausserhalb derselben finden in einer nothwendigen Substanz, welche eminenter alle Veränderungen jener Reihe in sich enthält, d. h. in Gott. Im Vergleich mit dem ontologischen Beweise nennt er diesen einen *a posteriori*. Endlich aber bedient sich Leibnitz auch des teleologischen Arguments fürs Daseyn Gottes. Sehr oft nähert sich dasselbe in seiner Form ganz dem kosmologischen an, was nicht zu verwun-

rn ist, da schon oben (s. *p.* 56.) darauf aufmerk-
m gemacht ward, wie die Begriffe des Grundes
d Zwecks bei Leibnitz zusammen fallen. Ja es
schieht hier manchmal, dass Leibnitz dem ganz
ahe kommt, Gott als den eigentlichen Weltzweck
i fassen. So in der oben (s. *p.* 55.) angeführten
elle wo die *aeterna vita*, oder auch der absolute
weck, mit Gott identificirt wird, so ferner in der
eichfalls erwähnten Behauptung, dass durch das
tliche Handeln die Glückseligkeit (dies hiess aber
ealität) Gottes gefördert werde. Gewöhnlich aber
gumentirt Leibnitz so, dass er von der wahrzu-
hmenden Zweckmässigkeit ausgehend, darauf zu-
ckschliesst, dass ein Wesen da seyn müsse, wel-
es solchen Zweck gesetzt hat. Wenn nun aber
ch, wie gezeigt worden (s. *p.* 53.) der eigentliche
weck des Universums in der absoluten Harmonie
steht, so ist es eine nothwendige Consequenz sei-
s ganzen Systems wenn Leibnitz dies Argument
rs Daseyn Gottes mit seinem Harmonismus in Ver-
ndung bringt. Dem gemäss behauptet er ausdrück-
ch, das System der prästabilirten Harmonie gebe
n neues Argument für das Daseyn Gottes. Indem
mlich die einzelnen Substanzen keinen Einfluss auf
ander äusserten, dennoch aber ein harmonisches
rhältniss zwischen ihnen Statt finde, so sey es
thwendig, dass ein Wesen existire, das solches
rhältniss hervorgebracht habe. Wenn ferner
zeigt worden, wie mit dem Begriff der Mo-
de und ihrer Harmonie auch der Gegensatz der

Möglichkeit und Wirklichkeit gesetzt war (s. p. 58.), so ist gleichfalls eine Consequenz seines Harmonismus, wenn er seine Argumentation so darstellt, dass ein Wesen existiren müsse, welches aus allen möglichen Combinationen der Monaden gerade die eine (zweckmässigste) verwirklicht habe. Er nennt übrigens diesen Beweis für das Daseyn Gottes aus der allgemeinen Harmonie eben wie den kosmologischen eine Demonstration *a posteriori* und stellt sie beide dem ontologischen als dem *a priori* entgegen. Es braucht nicht besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie genau diese beiden Arten der Argumentation mit den beiden Erkenntnissprincipien zusammen hängen. Was aber ihre Bedeutung für das ganze Leibnitz'sche System betrifft, so wird es wohl nach allem bisher Gesagten keine zu kühne Behauptung seyn, wenn man als das Argument, welches diesem System am meisten conform sey, das teleologische bezeichnet. 31).

§. 11.

Fortsetzung.

Das Wesen Gottes und seine Beziehung auf die Welt.

Wenn die Verwirklichung eines Zwecks nicht gedacht werden kann ohne eine Intention oder einen Verstand — Leibnitz hebt oft hervor, dass Beides bei Anaxagoras zusammen falle —, so bahnt das teleologische Argument auf eine natürliche Weise den

Uebergang dazu, dass nun auch die Natur dessen näher betrachtet werde, zu dem die Vernunft in jenen Argumenten geführt hat, also zu der zweiten Aufgabe, welche Leibnitz sich gestellt hat, den Inhalt der religiösen Vorstellung näher zu erörtern. Auch hier sind es wieder zwei Punkte, welche er nach einander abhandelt, erstlich nämlich das Wesen Gottes und zweitens seine Beziehung zu der Welt.

Wir beginnen mit dem Ersteren, mit dem Wesen Gottes. War einmal (s. p. 62.) die Gottheit als Substanz oder gar als Monas bestimmt, so müssen die Attribute der Monade auch von ihr prädicirt werden, ist sie aber die Substanz, welche eminenter, d. h. ohne alle Beschränkungen in sich enthält, was die derivirten Monaden enthalten, so werden auch die Attribute der übrigen Monaden im eminenten Sinne genommen werden müssen, um die ihrigen zu seyn. Dem zu folge wird der Gottheit erstlich zugeschrieben was in den Monaden überhaupt Vorstellen, was in dem geschaffnen Geiste Denken gewesen war; dies im eminenten Sinne genommen gibt den Begriff der Weisheit, oder des göttlichen Verstandes; es steigert sich ferner das Streben der Monade in dem Geiste zum Wollen, in der Gottheit wird es zum absoluten Willen oder zur Güte. Endlich aber weil Gott von jeder Schranke frei zu denken ist, deswegen kommt ihm zu, was den übrigen Monaden nicht zukam, das was negativ als die Unabhängigkeit, positiv

als die Macht bezeichnet wird; diese ist das, w
durch sein Verstand zur Quelle alles Möglichen, sei
Wille zum Ursprung alles Wirklichen wird. D
Macht befreit jene beiden Attribute von ihren Schran
ken, gibt ihnen ihre Absolutheit. Deswegen kan
er sagen, es beziehe sich die Macht auf das Seyn
die Weisheit auf das Wahre, der Wille auf das Gut
(Leibnitz erwähnt, und zwar nicht tadelnd, die Versu
che, diese drei Attribute dem Dogma von der Trinit
zu substituiren, so dass die Macht mit dem Vater, d
Weisheit mit dem Sohn, die Güte mit dem heilig
Geist identificirt werde.) Sehr oft werden alle d
Bestimmungen als ganz gleichartige Bestimmung
behandelt, dann aber scheint Leibnitz wieder zu fül
len, dass die Macht oder Unabhängigkeit sich spe
fisch von den andern beiden Attributen unterscheid
und daher nicht mit ihnen in einen Rang geste
werden darf. Wenn er nämlich das Wesen der U
abhängigkeit darein setzt, dass Gott durch si
selbst oder, was dasselbe heisst, durch seine Mö
lichkeit existire, oder dass in ihm Möglichkeit u
Wirklichkeit zusammen fallen, so erhellt daraus, da
die Macht ziemlich identisch ist mit dem, was Go
von allen andern Wesen unterscheidet, d. h. der Schran
kenlosigkeit oder Absolutheit (daher sie auch a
das Seyn geht), dass sie deswegen nicht als ein Attrib
neben den andern, sondern vielmehr als die Ba
aller Attribute angesehn werden muss. Sie ist selb
die Eminenz, die alle Attribute als göttliche erhalte
Dies, wie gesagt scheint er zu fühlen, wenn er i

iner *Causa Dei*, welche der Theodicee angehängt t, eine ganz andere Ableitung der göttlichen Eigenhaft versucht, so schon dort wo die *omnipotentia* d *omniscientia* aus der *magnitudo* abgeleitet ird, noch mehr aber, wenn er, wo die Abhängigkeit r Dinge von der göttlichen Macht dargestellt wern soll, dieselbe darein setzt, dass die Möglichkeit r Dinge von dem göttlichen Verstande, ihre Virklichkeit von seiner Güte abhänge. Hier erheint also die Macht als die Einheit der Güte und s Verstandes, d. h. sie geht ganz auf in die Attibute deren Basis sie bildet. Daher ist es nicht zu rwundern, wenn bei der Betrachtung des göttlichen Vesens (fast) allein jene beiden ins Auge gefasst erden. Wir werden hierin Leibnitz's Beispiel foln. 32).

Das Wissen welches Gott zukommt ist darin n dem Vorstellen aller andern Monaden unterschien, dass alle Verworrenheit daraus ausgeschlossen . Bestand nun einzig und allein in der Verwornheit der Vorstellungen die Passivität der Monan, so ist eine nothwendige Folge, dass das Wissen ottes ein actives ist, daher ist Gott nicht nur r Spiegel, sondern er ist Quell aller Wahriten, ohne dass man darum, mit *Poiret* z. B., beupten dürfte, dass alle Wahrheiten in dem Beeben Gottes ihren Grund haben; dies gilt nur von n zufälligen Wahrheiten; eine *veritas facti* hat lerdings ihren Grund nur in dem Wohlgefallen Gots. Aber mit den ewigen Wahrheiten hat es eine

andre Bewandniss. Diese existiren in dem göttlichen Verstande, dessen Objecte sie sind, und hängen nur ab von der Existenz dessen, in dessen Verstande sie existiren, d. h. wäre Gott nicht, so würden freilich keine ewigen Wahrheiten existiren, da der Ort derselben der göttliche Verstand ist. In sofern kann die Realität ewiger Wahrheiten auch einen Beweis für das Daseyn Gottes abgeben. Wenn daher die ewigen Wahrheiten als von ihrer *conditio sine qua non* von der Existenz Gottes abhängen, so muss man sie doch nicht von Gott oder seinem Willen als von ihrer *causa efficiens* abhängig machen. Das verschiedene Verhalten des göttlichen Wissens zu diesen beiden Arten von Wahrheiten liegt nun einer Eintheilung desselben zu Grunde, welcher Leibnitz bald als einer fremden erwähnt (so in der Theodicee selbst), bald als einer von ihm selbst adoptirten (so in der *Causa Dei*), bei der man immer dies im Auge behalten muss wie nahe sich einerseits die Begriffe der *aeternitas* und der auf der Identität beruhenden Denkbarkeit oder Möglichkeit, und andrerseits die *contingentia* und Wirklichkeit stehen. Das Wissen, indem es zu seinem Gegenstande die Möglichkeit hat ist *scientia simplicis intelligentiae*. Dieses Wissen wird an einer andern Stelle auch näher so bestimmt, dass es nur das Nothwendige in seiner idealen Möglichkeit betreffe. Von diesem Wissen ist nur die *scientia visionis* unterschieden. Diese geht auf das Wirkliche, und in ihr ist zugleich das Bewusstseyn Gottes enthalten, dass Er die Verwirk-

hung beschlossen habe. Wenn Einige ausser die-
n beiden Weisen eine *scientia media* angenommen
ben, so sucht Leibnitz auch diesem Begriff einen
rnünftigen Sinn unterzulegen, entscheidet sich aber
Ganzen gegen eine solche Annahme. 33).

Wie das Wissen oder die Weisheit Gottes die
chste Sublimation des Vorstellens und Denkens,
ist seine Güte der vollkommenste Grad des Wol-
ns. Sie ist nicht von seinem vollkommnen Wissen
abhängig, sondern hat dasselbe zu ihrer *conditio
ne qua non*. Wenn nämlich zum Wesen eines
len Willens Freiheit gehört, so auch zum Wesen
s göttlichen Willens. Er schliesst jede Nothwen-
gkeit aus, wenn man darunter die metaphysische
thwendigkeit versteht, moralische Nothwendigkeit
eitet mit der göttlichen Freiheit nicht, vielmehr
hört sie dazu. Es hatte sich nämlich gezeigt, dass
h der freie Wille determinirt war durch das, was
ällt, d. h. gut scheint. Dem analog ist auch der
tliche Wille determinirt, aber nicht durch das was
t nur scheint, sondern durch das was als das
ste erkannt ist, d. h. durch das absolut Gute.
ses muss Gott wählen. Man darf das nicht als
en Act grundloser Willkühr ansehn, sondern es
dies eine eben so entschiedne Nothwendigkeit,
es in der Mathematik eine Nothwendigkeit ist,
s dort wo kein *maximum* und kein *minimum* an-
ommen werden darf, indem kein Grund zu einer
rschiedenheit Statt findet, dass dort Gleichheit an-
ommen werde. Dieses behaupten heisst nicht Gott

einem Fatum unterwerfen, vielmehr wenn er ohne einen Zweck etwas thäte, wäre er dem Thier ähnlich und unfrei, (er unterläge einer *nécessité brute)*. Gott ist daher in Allem, was er thut durch einen Zweck determinirt, da aber dieser Zweck mit seiner eignen Natur zusammenfällt, so ist dieses Determinirtseyn gerade die wahre Freiheit. Wie daher bei der Lehre von der Freiheit des Menschen viele Berührungspunkte mit Spinoza uns begegneten, so auch, wo von der Freiheit Gottes die Rede ist, nur dass der wesentliche Unterschied bleibt, dass nach Spinoza die Gottheit nur den Gesetzen ihres Wesens gemäss wirkt indem sie jeden Zweck ausschliesst, nach Leibnitz aber ihr Handeln nur das Realisiren des ihr immanenten Zwecks ist. Ja dieses Gebundenseyn an den Zweck geht nach ihm so weit, dass wenn zwei unvereinbare Dinge gleich berechtigt wären, Gott keines von beiden realisiren könnte. 34).

Wenn aber nun das Realisiren des Zwecks das gibt, was wir mit dem Worte Welt oder Universum zu bezeichnen pflegen, so bahnt die Betrachtung des göttlichen Willens von selbst den Uebergang zu dem Zweiten was hier zu betrachten ist, zu der Beziehung Gottes zur Welt. Was Leibnitz über diese sagt, ist nur eine weitere Ausführung des bisher Gesagten. Er will in dieser Beziehung die Zweckmässigkeit nachweisen, Gott von dem Vorwurf des zwecklosen oder gar zweckwidrigen Handelns befrein, daher eine Theodicee geben. Diese ganze Rechtfertigung behandelt darum nur die beiden Fra-

n: Warum Gott überhaupt eine Welt geschaffen
t, dann aber: warum die Welt gerade die Be-
naffenheit hat, die sie eben hat. Da beide Fragen,
e Leibnitz das sehr häufig ausgesprochen hat, in
r Frage nach dem Grunde der Welt enthalten sind,
und aber und Zweck, wie oft gezeigt, zusammen-
len, so ist die ganze Theodicee nur eine Ausfüh-
ng seines durchweg teleologischen Standpunkts *in*
ncreto. Die erste dieser Fragen ist, im Vergleich
t der zweiten, von ihm sehr kurz behandelt. Er
stimmt als den eigentlichen Endzweck der Schöpfung
allgemeine Harmonie, so dass nicht sowol gesagt
rden dürfe, Alles sey um der Menschen willen,
vielmehr Alles sey um Alles willen da. Wenn
dann wieder von Andern spricht, welche als den
entlichen Endzweck der Schöpfung das Offenbar-
rden der göttlichen Vollkommenheit und die Ehre
ttes ansähen, und behauptet mit diesen ganz ein-
standen zu seyn, so kann uns dies nach dem,
s in der Darstellung seiner Ontologie über das
rhältniss Gottes und der absoluten Harmonie ge-
gt wurde, nicht befremden. Eine andere Wendung,
s nämlich auf möglichst einfachem Wege möglichst
eles hervorgebracht werde, ist gleichfalls von uns
ein synonymer Ausdruck für die allgemeine Har-
nie erkannt worden. 35).

Bei weitem ausführlicher behandelt Leibnitz die
eite Frage, warum nämlich die Welt gerade so
schaffen sey, wie sie es ist, da doch die Möglich-
it Statt gefunden habe, sie auch anders zu schaffen.

Diese Möglichkeit leugnet er nicht, vielmehr legt er auf sie ein grosses Gewicht, nicht nur weil dadurch die Schöpfung der Welt von jeder metaphysischen Nothwendigkeit befreit wird, sondern weil sie mit seiner Lehre von der idealen Existenz der Monaden zusammenhängt. Da nämlich unendlich viele Combinationen der Monaden denkbar sind, jede aber eine andre Welt gegeben hätte, so stellt Leibnitz die Sache so vor, dass in der *regio idearum* unendlich viele Welten als mögliche existiren. Da diese alle nach dem Maasse ihrer Vollkommenheit Verwirklichung prätendiren, nur eine Welt aber existiren kann — mehrere *universa* ist ein Widerspruch —, so musste Gott, weil er stets nach dem *Principium melioris* wirkt diejenige Welt auswählen, welche die grösste Vollkommenheit darstellte. Die Frage also, warum die von Gott geschaffne Welt gerade so beschaffen ist, wird so beantwortet: weil unter allen möglichen Welten die so beschaffene die vollkommenste ist. (Man muss bei diesen Vorstellungen immer den Mathematiker mit im Auge behalten. Wie in den Gleichungen, wo das Resultat verschiedne Werthe hat, der Mathematiker demselben den gibt, der als der passendste erscheint, so denkt sich Leibnitz die Auswahl aus den möglichen Welten. Daher einmal der Ausspruch: *dum Deus calculat, fit mundus.)* Dies ist nun die berühmte Lehre von der besten Welt, nach welcher keine bessere möglich ist, als die existirende. Da gegen diese Behauptung die mächtigste Instanz hergenommen wird

von dem Daseyn des Uebels, so beschäftigt sich Leibnitz in seiner Rechtfertigung Gottes vorzugsweise damit, den Begriff desselben, so wie seine Möglichkeit und resp. Nothwendigkeit darzulegen. Zuerst fixirt er nun verschiedene Klassen des Uebels, er unterscheidet das metaphysische Uebel oder die blosse Endlichkeit, Unvollkommenheit, Beschränkung, das physische Uebel, was man gewöhnlich unter dem Worte Uebel versteht, Schmerz u. dgl., endlich das moralische Uebel oder das Böse. Hinsichtlich der beiden ersten Arten des Uebels findet Leibnitz keine Bedenklichkeit darin, sie auf die göttliche Causalität zurückzuführen. Das metaphysische Uebel ist nothwendig, d. h. es ist nothwendig, dass es beschränkte Wesen gibt, und nicht lauter Götter. Daher muss man sagen dass das metaphysische Uebel unbedingt von Gott gewollt sey, oder in seinen vorhergehenden Willen falle, unter welchem der Wille verstanden wird, der auf jedes Einzelne geht, abgesehn von der Verbindung der Einzelnen unter einander. Was dann zweitens das physische Uebel betrifft, oder das Leiden, so kann man nicht von ihm sagen, dass Gott es unbedingt wolle, es fällt daher nicht in seinen vorhergehenden Willen, sondern er will es auf bedingte Weise, z. B. damit dadurch das Böse bestraft werde, oder damit es ein Mittel zum Guten werde. Daher fällt das physische Uebel in den nachfolgenden Willen Gottes, d. h. in den Willen, sofern er aus den einzelnen Acten des vorhergehenden Willens folgt, und gleich-

sam die Resultante derselben ist. Unter diesem (nachfolgenden) Willen wird daher der Wille Gottes verstanden, welcher das Ganze berücksichtigt, und auf das Beste geht, während der vorhergehende das Gute zum Ziel hatte. Bei weitem schwieriger wird indess die Sache hinsichtlich des moralischen Uebels oder des Bösen. Hinsichtlich dieses drückt er sich verschieden aus. Bald flüchtet er sich hinter den Begriff der Zulassung, und sagt: indem Gott das Böse zulasse, sey nicht eigentlich es, sondern vielmehr die Zulassung desselben das eigentliche Object des göttlichen Willens. Bald scheint er wieder zu fühlen, dass hier die Schwierigkeit nur durch ein Wort verdeckt ist, und sucht die Zulassung selbst zu motiviren. Dabei spricht er denn wieder (freilich als blosse Behauptung) aus, Gott habe gesehn dass diejenige Welt in welcher auch Böses gethan würde, dennoch die grösstmögliche Summe von Vollkommenheit enthalten würde, und so habe er es vorgezogen, sie statt einer minder vollkommnen zu schaffen, wie ein Feldherr, etwa um eine Schlacht zu gewinnen, einige Soldaten opfre, weil sie nicht erhalten werden können, wobei er denn sagt, dass das Böse nicht als Mittel, sondern nur als *conditio sine qua non* zugelassen werde. Noch weiter geht er, wenn er das moralische Uebel ganz auf das metaphysische zurückführt, und behauptet das Böse sey gar nichts Reales, sondern nur eine Abwesenheit der Vollkommenheit, welche, wenn anders die einzelnen Wesen Creaturen und nicht Götter seyn soll-

ten, unvermeidlich war. Er mildert zwar diese kühne Behauptung, indem er hinzusetzt: es sey nur die Möglichkeit des Bösen nothwendig, oder sein Grund, dagegen sein Ursprung oder seine sogenannte Wirklichkeit sey ganz zufällig, fügt aber dann sogleich wieder hinzu: freilich dass das mögliche Böse Wirklichkeit bekommen habe, dies sey geschehn, weil nur dadurch die beste Welt zu Stande kommen konnte. Am Entschiedensten endlich spricht er sich in einzelnen Stellen aus, wo er darauf hinweist, dass das Böse nicht nur vom Guten weit überwogen werde, sondern wirklich ganz dieselbe Rolle spiele, wie die Schatten in einem farbigen Gemälde oder die Dissonanzen in der Musik, welche die Schönheit nicht mindern, sondern durch den Contrast erhöhen. — Er bleibt aber nicht dabei stehn, Gott so zu rechtfertigen dass er den Blick aufs Ganze richten heisst, sondern auch hinsichtlich der einzelnen bösen Handlungen versucht er eine Vertheidigung. Es könnte nämlich scheinen, als wenn nach seiner Ansicht dem Menschen keine Schuld beigemessen werden könne, indem eigentlich in allen, also auch den bösen, Handlungen Gott Alles, der Mensch wenig oder nichts thue. Hiegegen erwidert er: Gott trage allerdings zum Materialen der Sünde bei, zu dem nämlich, was in derselben etwas Reales sey. Sein *concursus* bestehe darin, dass er dem Menschen die Kraft zum Handeln gebe, so dass freilich der Mensch, ohne dass Gott sie ihm gäbe, nicht einmal die Kraft zu sündigen hätte. Diese Kraft

setzen folgt, dennoch eine absolute Harmonie zwischen beiden gesetzt, die es z. B. möglich macht, dass physische Uebel moralischen Vergehungen folgen. Es kann diese Harmonie nicht fehlen, denn da Gott eben sowol die *causa efficiens* ist der Welt als ihre *causa finalis*, so müssen auch die beiden Reiche, deren eines uns die Verwirklichung der wirkenden Ursachen zeigt, während in dem andern sich die Endursachen realisiren, in völliger Harmonie und Uebereinstimmung seyn. 37).

Wenn dieser letzte Satz, mit welchem Leibnitz seine Monadologie schliesst, uns wiederum zeigt, wie nahe bei ihm der Begriff der Gottheit und des Endzwecks der Welt einander zu stehn kommen, so wird er wohl auch dazu dienen können die oben (s. *p.* 153.) ausgesprochne Behauptung zu rechtfertigen, dass Leibnitz's Theodicee nur eine populäre Ausführung sey seines durchweg teleologischen Standpunkts. Ist aber dies der Fall, so wird auch seiner Theologie zugestanden werden müssen, dass sie, sey immerhin ihre Form oft unsystematisch, nur eine Durchführung ist des absoluten Harmonismus. Dies wusste er, wenn er sich des organischen Zusammenhangs rühmt, der alle Theile seines Systems verbinde. Dieser findet nur Statt, wo in jedem Organ sich der ganze Organismus wiederholt. —

§. 12.
Kritik der Leibnitz'schen Philosophie.

Leibnitz ist einer der wenigen Philosophen, er über die historische Bedeutung seines Sy-tems ein deutliches Bewusstseyn gehabt hat, o weit diese durch das Verhältniss zu frü-eren und gleichzeitigen Leistungen bedingt st. Zusehn wie er selbst sich gegen sie stellt, eisst bei ihm erkennen, welche Stellung ihm lie Geschichte anwies. Seine Polemik gegen *Des Cartes* und Spinoza zeigt wie er den rühern Standpunkt überwunden hat und nüpft sich an den Punkt, worin derselbe ber sich hinauswies. Eben so aber stellt er ich denen entgegen, die gleichfalls über jenen tandpunkt hinausgehn, nur im realistischen nteresse. Indem er die bedeutendsten Skep-iker und Mystiker dieser Periode bestreitet, so vie die Hauptvertreter des Empirismus, trifft r darin die Hauptpunkte, in welchen die Ein-eitigkeit derselben eine, eben so berechtigte, Ergänzung postulirte und durch ihn erhielt.

1. Es liegt in der Natur der Sache, dass wer ein philosophisches System aufstellt die Stellung desselben in dem ganzen Gange der Geschichte nicht vollständig begreifen kann. Der, für welchen dieses System ein aufgehobnes Moment geworden, wird erst sein Verhältniss richtig würdigen können zu der Zukunft, und erkennen welche fruchtbaren Keime in demselben liegen. Die Bedeutung aber eines Systems ist nicht nur dadurch bestimmt, dass es in der Folge bedeutend wirkt, sondern eben so dadurch, dass es selbst als die Wahrheit früherer, oder überhaupt anderer, Bestrebungen erscheint, und zu diesen in einem gewissen Verhältniss steht. Dieses Verhältniss zu erkennen ist allerdings dem, der mit seiner Lehre auftritt, möglich, obgleich es gleichfalls selten ist. Eine wissenschaftliche Kritik eines Systems hat beides zu begreifen und beides hervorzuheben, das Verhältniss desselben zu seiner Vergangenheit in ihrem rechtfertigenden Theil, sein Verhältniss zu den folgenden Systemen indem sie es widerlegt (vgl. Bd. I. Abth. 1. Einl. §. 6.). Je weniger ein Philosoph auch in der erstern Beziehung sich selbst versteht, um so mehr wird das Bedürfniss entstehn, nachdem seine Lehre dargestellt worden ist, noch in den kritischen Bemerkungen dieselbe besonders zu rechtfer-

tigen (vgl. Bd. I. Abth. 1. p. 266., Abth. 2. p. 243.). Je richtiger er dagegen diese seine Stellung selbst zu würdigen vermag, um so mehr wird sich die Kritik in dieser Hinsicht darauf beschränken können, seinen eignen Aeusserungen darüber nachzugehn. Alles das, was im §. 1. entwickelt worden ist als das in diesem System zu Erwartende im Gegensatz gegen den frühern Standpunkt, und gegen die realistische Einseitigkeit, ist durch die Darlegung der Leibnitz'schen Lehre genug hervorgehoben, und bedarf daher keiner Wiederholung; die nachträglichen Bemerkungen werden hier nur in Erinnerung bringen, wie Leibnitz selbst seine Stellung in dem bis dahin vollbrachten Gange richtig würdigt. Zu solcher Würdigung war nun nur ein Mann geschickt wie er, dessen Eigenthümlichkeit (wie er selbst sagt) der Art war, dass sie ihn zur immanenten Kritik andrer Ansichten geschickt machte. Einmal characterisirt ihn der Respect vor andern Ansichten, der ihn in allen Gutes finden, eben darum mit allen einverstanden seyn lässt, während ein *Des Cartes* (wie es dem Epoche Machenden gewöhnlich geht) gern als der absolute Autodidact erscheint und Alles nur tadelt, oder ein Spinoza in erhabner Einsamkeit sich isolirt, und nicht tangiren lässt von dem was Andre vor und neben

ihm denken und erarbeiten. Zweitens aber kann Leibnitz nur aufnehmen indem er weiter verarbeitet. Keinem mochte je das in *verba magistri jurare* schwerer seyn als ihm, daher ist ihm mit der positiven Anerkennung des bereits Geleisteten zugleich das Hinausgehen darüber eine absolute Nothwendigkeit, und wenn zu einem Verhältniss Beides gehört, Unterschied und Identität, so empfängt er keine Anregung ohne zugleich über derselben zu stehn und über sie zu reflectiren.

2. Zuerst ist nun von Wichtigkeit wie Leibnitz sich dem Standpunkt entgegenstellt, den *Des Cartes* und Spinoza repräsentiren. Von allen Cartesianern fühlt Leibnitz auch später sich am Meisten mit Malebranche einverstanden. Natürlich, wegen der idealistischen Tendenz des Letztern, die freilich, weil er innerhalb des Cartesianismus steht, bei Malebranche ein Zurückbleiben gegen Spinoza ist, während Leibnitz durch sie über Spinoza hinausgeht. Dass die Lehre des Letztern mit der des *Des Cartes* in einem innigen Zusammenhange stehe, und dass der Spinozismus nur die Consequenz aus dem Cartesianismus gezogen hat, hat Leibnitz früh erkannt und ausgesprochen, wie der heftige Angriff von *Regis* zeigt. Er hat sich beiden nicht fremd gehalten, es

gab eine Zeit wo nach eignem Geständniss er mit *Des Cartes* ganz einverstanden war, ja stark zum Spinozismus hinneigte. Der Punkt nun, in welchem er zuerst die Mangelhaftigkeit dieses Standpunkts erkannte, war der Zweckbegriff welchen *Des Cartes* aus der Naturphilosophie, Spinoza aus der Philosophie überhaupt zu verbannen suchte. Leibnitz erkennt nun sehr gut, dass wo der Zweckbegriff wegfällt, es blosse starre Nothwendigkeit geben könne; es ist daher kein Zufall wenn in dem Briefe an *Nicaise*, in welchem er den *Des Cartes* tadelt, dass derselbe sich gegen die Endursachen erklärt habe, er zu gleicher Zeit ihm vorwirft, dass er die Möglichkeit und Wirklichkeit ganz identificire, und behaupte alles Mögliche sey (oder werde) auch wirklich. Diese Formel ist aber bekanntlich die Lieblingsformel des starren Nothwendigkeitssystems, und ist dieselbe, wie eben gezeigt wurde (s. *p.* 58.), in welcher Leibnitz zuerst von Spinoza abwich. Machte er nämlich den Begriff des Zwecks und also eines Sollens geltend, so musste er eine Trennung des Möglichen und Wirklichen annehmen. Wie aber diese Trennung der Möglichkeit und Wirklichkeit so vielen wesentlichen Bestimmungen der Leibnitz'schen Philosophie zu Grunde liegt, hat die Darstellung gezeigt.

stischen Standpunkt hinausgegangen sind, aber um den Realismus auszubilden, so haben wir auch hinsichtlich dieses nicht nur unsern Reflexionen zu folgen, sondern anzuerkennen wie er selbst es richtig würdigt. In dieser realistischen Tendenz haben wir zuerst ein negatives Moment hervortreten sehn in den Skeptikern und Mystikern dieser Periode, welche, indem sie die Schwäche der Vernunft und ihre Unfähigkeit die Wahrheit durch eigne Thätigkeit zu finden behaupten, dem Ziele entgegenarbeiteten, den Geist zum blossen passiven Empfangen zu verurtheilen. Gegen beide ist Leibnitz aufgetreten. Der Hauptrepräsentant der skeptischen Richtung, *Bayle*, hat an ihm einen unermüdlichen Gegner gefunden, der fortwährend darauf hinweist, dass die Vernunft mehr vermöge, als bloss niederreissen, dass eben deswegen es ihr nicht zugemuthet werden dürfe, sich gefangen zu geben, der ihre Rechte in Schutz nimmt, indem er behauptet dass, wer gegen irgend einen Glaubenssatz wirkliche Vernunftgründe anführen könne, darüber nicht mehr zweifelhaft seyn dürfe, dass derselbe aufzugeben sey, endlich dass es ein sehr verdächtiges Lob für die Offenbarung sey, wenn man um sie zu erheben auf die Vernunft verzichte. Eben so polemisirt er gegen die Mystiker dieses Zeitraums. *More*

l getadelt dass er alle Wesen als ausgedehnt fasst,
n Cudworth behauptet, dass es nicht nöthig sey
tische Naturen anzunehmen, besonders oft aber
misirt er gegen *Poiret.* Die Behauptung des-
en, dass sogar die ewigen Vernunftwahrheiten
das Product der göttlichen Willkühr seyen, war
natürliche Folge von dem Verlangen, den Geist
s auf eine äussere Offenbarung zu verweisen.
nitz erkannt dies. Das Interesse für die Selbst-
digkeit des Geistes lässt ihn immer und immer
ler darauf hinweisen, dass diese ewigen Wahr-
en so nothwendig seyen, wie die Gottheit selbst,
Gesetze für diese. Hatte darum Jener die activen
igkeiten des Geistes als die äusserlichen bestimmt,
Passivität gegen die Offenbarung als die höhere
igkeit, so behauptet dagegen Leibnitz, dass der
t Alles aus sich schöpfe und ein selbstthätiger,
itectonischer Spiegel der Gottheit und der er-
sten Wahrheiten sey.

4. Mit der Passivität des Geistes hatte nun
dlich Ernst gemacht Locke, indem er ihm nur
Rolle der *tabula rasa* übertrug, und zugleich die
ere Bestimmung hinzufügte, dass es die Eindrücke
materiellen Dinge auf den Geist seyen, durch
allein der Letztere zu Vorstellungen komme. Bei-

ten. Der Raum, den *More* ein Göttliches, *Newton* ein Sensorium der Gottheit genannt hatte, der Raum dessen Substanzialität *Clarke* retten wollte, um das *Vacuum* nicht aufzugeben, er sowol als die Zeit werden von Leibnitz, man möchte sagen verächtlich, behandelt. Natürlich, denn es sind Formen der äussern Welt. Ist aber diese in eine verworrne Vorstellung verwandelt, so müssen auch Raum und Zeit für etwas nur Ideales ausgegeben werden. Der Streit mit *Clarke* betrifft deshalb Lebensfragen beider Ansichten; den Zweckbegriff vertheidigt Leibnitz, Zeit und Raum der Lieblingsschüler *Newtons*. Wegen dieser Wichtigkeit für ihre Ansichten hat wohl auch der Streit nachher ein so gereiztes Ansehn bekommen. In der That kann auch der Gegensatz kaum grösser gedacht werden: Der Eine will nur die Anziehung in der Welt statuiren, und fasst das Verhältniss zwischen Gott und Welt so äusserlich, dass jener von Zeit zu Zeit gewaltsam eingreifen muss, um das Uhrwerk wieder zurecht zu stellen, der Andre leitet sogar die Gesetze der Dioptrik aus dem Zweckbegriff ab, und der immanente Zweck der Welt fällt ihm oft fast unwillkührlich mit der Gottheit zusammen. Dass hier der Streit zu keiner Einigung führen konnte, ist sehr erklärlich, er ist

wichtig, weil er den schneidenden Gegensatz zwischen den correspondirenden Antagonisten beider Reihen so hervortreten lässt.

§. 13.

Fortsetzung.

Uebergang zu dem subjectiven Idealismus Berkeley's.

Wie die positive Seite der Kritik die Stärke, so hat die negative die Schwäche des Leibnitz'schen Systems aufzuweisen, oder den Grund, warum weiter gegangen werden muss. Dieser kann nur in einem innern Widerspruch oder einer Inconsequenz gefunden werden. Die Inconsequenz, die Leibnitz mit seiner Bestimmung, wie mit sich selbst in Widerspruch treten lässt, ist eine doppelte. Einmal räumt er der körperlichen Welt noch zu viel Realität ein, und tritt, indem er zu sehr Realist bleibt, mit sich selbst in Widerspruch. Zweitens durch die Stellung welche er der Gottheit in seinem System einräumt, wird es unmöglich, mit der Substan-

rückbleiben hinter seiner Aufgabe zugleich ein Mangel an innerer Consequenz seyn, und wo seine Behauptungen dem widersprechen, was es nach seiner welthistorischen Bestimmung durchzuführen hatte, werden sie unter sich selbst in Widerspruch stehn. Es ist deshalb bisher in der Beurtheilung der philosophischen Systeme immer darauf hingewiesen, wo sie sich selber untreu wurden, und an diese Widersprüche der Fortgang geknüpft. Oft zeigen die Widersprüche sich nur als zerstreute Andeutungen dessen, was die Nachfolgenden durchzuführen hatten, Andeutungen, die auf dem Boden auf dem sie erwuchsen, Inconsequenzen sind — dergleichen ist uns bei den englischen Moralsystemen öfter entgegen getreten —, je mehr ein System das Bewusstseyn hat von seiner ganzen Stellung, um so schneidender wird der Widerspruch erscheinen in welchem es mit sich selbst steht, wenn es Anticipationen eines spätern oder Ueberbleibsel eines frühern Standpunkts in sich aufnimmt. Es ist nicht der kleinste Ruhm des Leibnitz'schen Systems, dass es wusste was es sollte. Eben darum erscheinen uns auch die Punkte, wo es seiner Aufgabe nicht ganz genügt, um so mehr als grelle Widersprüche. Sie sind Dissonanzen, die ihre Auflösung von der Folgezeit erwarten, daher sind sie hervorzuheben; über Widersprüche

e diese Bedeutung nicht haben sollten, ist hin-
egzugehn.

2. Es war ein grosser Schritt damit gemacht
orden, dass die körperlichen Dinge als solche
hänomene seyen, die nur in der verworrenen Vorstel-
ng existirten. Als solche, aber auch nur als solche,
an es liegt ihnen doch andrerseits eine wirkliche
ealität zu Grunde, eine gewisse Anzahl von Mo-
den. Diese Phänomene haben an den Monaden
r gutes Fundament, und sind darum nicht *entia*
entalia sondern *semimentalia*, sie sind zwar keine
bstantiae aber doch *semisubstantiae*. Dieses fa-
le *semi* bringt ihn aber in die grössten Schwierig-
iten. Er salvirt sich zwar sein idealistisches Ge-
ssen, indem er sagt, es sey ein ungenauer Sprach-
brauch wenn man vom Stoss der Körper u. s. w.
reche, als wenn dies reale Vorgänge wären, und
rgleicht sich mit dem Copernikaner welcher in der
rache des Laien rede. Allein dieses Vorrecht hätte
in der That nur, wenn er die Dinge als blosse
hänomene fasste, als *entia mentalia*. Denn wenn
n die Realität der einzelnen Dinge ganz leugnet,
lles was wir von ihnen wissen, als blosse sub-
tive Vorstellungen ansieht, dann ist es freilich
erlei ob wir sagen: wir haben diese Vorstellungen

von ihnen, oder: so sind sie, etwa so wie der Mensch, weil er Alles verkehrt sieht, Alles aufrecht sieht. Wie aber eine Ansicht welche behaupten wollte der Mensch sehe Manches (z. B. sich selbst oder auch die Umgebung seines Auges) aufrecht, in unauflösliche Zweifel sich verwickelte, so auch Leibnitz durch jenen Semi-Idealismus. Der Rest von Substanzialität, den er den körperlichen Dingen gelassen, dieser ist es, der ihn immer weiter bringt. Zwar ist ihm anfänglich der Begriff einer zusammengesetzten Substanz etwas Widersinniges, allein das blosse (mentale) Aggregat bekommt ihm wegen seiner substanziellen Grundlage immer mehr Substanzialität; er kann seinem Gegner Locke gegenüber schon nicht mehr die Undurchdringlichkeit (die Hauptkategorie der Realisten) in eine blosse Vorstellung verwandeln, er kommt dazu in der körperlichen Substanz (die zuerst nur *abusive* so genannt wird) eine Kraft des Widerstandes anzunehmen, wodurch die Körper sich gegenseitig gegen einander behaupten, die *Quasi*substanzen werden immer mehr zu wirklichen Substanzen, so dass sogar in dem *vinculum substantiale* welches im Grunde Eins war mit der *substantia composita*, nur das alleräusserste Extrem dieser Inconsequenzen erkannt wer-

den muss. Sobald aber der realistischen Ansicht so weit nachgegeben ist, so muss auch in der weitern Betrachtung der körperlichen Dinge eine Verwandtschaft mit ihrer Ansicht sich zeigen. Eine nothwendige Folge von der Ansicht, dass die Undurchdringlichkeit das Wesen der Materie ausmache, war (§. 1.) gewesen, dass keine andern als mechanische Verhältnisse statuirt werden durften. Als Idealist hält Leibnitz mit Recht an dem Zweckbegriff fest; er kann aber den Mechanismus wegen seines Semi-Idealismus nicht überwinden. Zwar will er, dass die Gesetze des Mechanismus aus dem Zweckbegriff abgeleitet werden sollen, sogar einzelne Phänomene leitet er aus dem Zweckbegriff ab, ja er sagt: Alle liessen sich eben sowol teleologisch als auch mechanisch erklären. Aber diese Behauptung wird wieder beschränkt, das Hineinziehen des Zweckbegriffes in die Erklärungen des Einzelnen mit dem *Deus ex machina* verglichen, und endlich die Teleologie darauf beschränkt nur die allgemeinen Gesetze des Mechanismus zu begründen, während sogar die Lebenserscheinungen im Einzelnen rein mechanisch erklärt werden mussten. Dies Schwanken ist eine nothwendige Folge davon, dass er sich mit den realistischen Bestrebungen, wie sie namentlich im Empi-

rismus uns begegnen, nicht gehörig auseinandergesetzt hat.

3. Neben der negativen Richtung gegen die körperliche Welt, war es die Substanzialität der einzelnen (vorstellenden) Wesen welche das Hauptthema von Leibnitz's Lehre ausmachte. Im vorigen § ist gezeigt, wie dies der Punkt war, in welchem sein und Spinoza's Wege sich trennten. Trotz der diametral entgegengesetzten Grundanschauung tritt aber immer wieder eine Hinneigung zum Spinozismus bei ihm hervor; der Grund ist im §. 5. ausführlich erörtert: Die Rolle welche dem Gottesbegriff in der Leibnitz'schen Philosophie eingeräumt ist, macht es unmöglich, dass die Einzelwesen als wirklich substanziell festgehalten werden. Ihr Wesen soll wohl in Selbstthätigkeit bestehn, dann aber sollen sie doch auch alle Activität von Gott haben, ja sogar fortwährend erhalten. Zwischen diesen entgegengesetzten Bestimmungen schwankt Leibnitz, der sich daher bald, indem er, was Spinoza von der einen Substanz gesagt hatte, von den einzelnen Monaden behauptet, jenem entgegenstellt, bald wieder sich ihm annähert, wenn er Ernst damit macht, sie als Fulgurationen der Gottheit zu fassen. War nun aber der Spinozismus die Basis, aus der die philosophischen Systeme

dieser zweiten Periode hervorzutauchen hatten, so erscheint Leibnitz hierin noch zu sehr von dem Geist der vorigen Periode gebunden, dem er sich doch andrerseits entwunden hatte, und mit dem er sich in Widerspruch wusste. Daher die Verwandtschaft mit Malebranche, die Viele verleitet hat, Malebranche eine Stellung über Spinoza anzuweisen, anstatt in dieser Annäherung ein Zurückfallen Leibnitz's zu erkennen.

4. Diese doppelte Inconsequenz wird vermieden, der doppelte Widerspruch gelöst werden müssen, um den Idealismus seinem Ziel näher zu führen. Es liegt in der Natur der Sache, dass der erstere Punkt es ist, der zunächst weiter geführt wird. Es muss erst der Geist alle andern Wesen vor den geistigen Einzelwesen haben verschwinden sehn, ehe er sie als das alleinig Wesentliche betrachten kann. Auch ist die Dissonanz die in den semimentalen Halbsubstanzen liegt, zu schneidend, als dass dieselbe lange unaufgelöst bleiben könnte. Dem Semi-Idealismus Leibnitz's lag die Consequenz eines völligen subjectiven Idealismus zu nah, als dass er nicht in der Geschichte bald hätte auftreten müssen. Der Mann, der ihn aufstellt, steht zwar nicht zu Leibnitz in dem Verhältniss des Schülers zum Lehrer; indess wird, auch rein historisch genommen, es keine Paradoxie

seyn, Berkeley mit Leibnitz zusammen zu stellen. Leibnitz's Lehre hat sich wenigstens zum Theil im Gegensatz gegen Locke ausgebildet, Berkeley's System ist aus demselben Gegensatz hervorgegangen und ruht auf ihm. Der gemeinsame Feind macht sie zu Verbündeten. Viel wichtiger aber als dieser Umstand, sehr viel wichtiger als der, dass Berkeley, wie aus seinen Schriften hervorgeht, Einiges von Leibnitz, freilich nur Physicalisches, gelesen hatte, ist für unsern Zweck die Verwandtschaft der Tendenz, das Zusammenstimmen in so vielen Resultaten. Man kann ihr Verhältniss füglich so bezeichnen, dass Berkeley der körperlichen Welt die halbe Substanzialität genommen hat, die ihr von Leibnitz noch gelassen war. Hatte der Letztere zu den Monaden, als der Grundlage, die Einheit durch die Vorstellung hinzutreten lassen, so wird itzt, consequenter, Alles der Vorstellung vindicirt und nur denkenden Wesen und ihren Vorstellungen wahres Seyn zugeschrieben. Eine nothwendige Folge davon wird seyn, dass itzt die Naturbetrachtung eine ganz verschiedene werden muss. Leibnitz hatte, weil den körperlichen Dingen noch zu viel Substanzialität zukam, natürlich darauf hinarbeiten müssen, aus dem Wesen der körperlichen Welt die Zusammenhänge in derselben abzu-

leiten. Mit einem Wort, er ist noch Naturphilosoph; Berkeley dagegen wird nur ins Auge zu fassen haben unsere Vorstellungen von den sogenannten Naturerscheinungen, und wie sie sich folgen, er ist deswegen blosser Selbst-Beobachter. Hatte Leibnitz noch über das Wesen des Lichtes nachgedacht, so tritt hier dagegen ein Mann auf, der über das Sehen seine Betrachtungen anstellt; war es bei Jenem eben deswegen erklärlich, wenn er darauf ausging einzelne Erscheinungen *a priori* zu bestimmen, so wird dagegen hier jeder Versuch der Art fehlen müssen. Daher dort die Versuche, aus dem metaphysischen Grundsatz, dass Jedes seinen zureichenden Grund haben müsse, abzuleiten, dass es nicht zwei gleiche Dinge geben könne u. s. w. Hier natürlich nichts dergleichen, nur die Frage: was haben wir für Vorstellungen, wenn wir von Körpern sprechen? Hierin liegt nun mit ein Grund, warum Leibnitz und Berkeley sich so verschieden zur Mathematik verhalten. Leibnitz sah in den Zahlen und ihren Gesetzen die Gesetze des objectiven Alls, ihm war deswegen Combinations- und Probabilitätsrechnung ein Mittel, gewisse objective Vorgänge voraus zu wissen. Alles was die Theorie der Zahlen betrifft ist ihm daher wichtig. Für Berkeley ist die Zahl nur ein Mittel

für das denkende Subject, mehrere Vorstellungen zusammen zu fassen, darum interessirt ihn nur das Gezählte, mit der Zahl als solcher sich beschäftigen, heisst ihm, Zeit verschwenden. Dem Erfinder der Infinitesimalrechnung steht (obgleich ihm dieselbe, wie sein Brief an *Molyneux* zeigt, nicht fremd war) ein fast barbarischer, Gegner der höhern Mathematik gegenüber. Natürlich, weil er viel weniger Physiker als Physiolog und Psycholog ist, weil ihm an die Stelle einer Theorie des Universums, eine Theorie des Vorstellungsvermögens tritt. — Indem aber die materiellen Dinge geleugnet werden, ist eine zweite nothwendige Folge, dass das Wesen der wirklich substanziellen Einzelwesen anders gefasst wird, als bei Leibnitz. Weil dieser noch nicht gewagt hatte die andere Seite ganz wegzuwerfen, konnte er nicht behaupten, dass nur Geister existirten. Vielmehr sind ihm die Monaden Wesen, die nur gleichsam Seelen genannt werden, ihnen kommt die Perception zu, die nur noch ein schwaches Analogon von Apperception ist, und durch welche sie Alles nur vorstellen, ohne noch es sich vorzustellen. Diesem Begriff der Vorstellung konnten auch die Monaden subsumirt werden, die den Körper bilden; werden aber die Körper geleugnet, so bedarf es

nicht mehr dieser Vorstellung die zwischen Bewusstseyn und Ausdehnung gleichsam die Mitte hält: es werden nur Geister angenommen, deren Wesen in dem besteht, was Leibnitz Apperception genannt hatte. Ausser ihnen existiren nur die ihnen wirklich bewussten Vorstellungen. Wenn nun aber sich doch bei Leibnitz gezeigt hatte, dass der niedere Grad der Vorstellung um so mehr Statt fand, je mehr das was bald als Materie, bald als Passivität bezeichnet wurde, das Uebergewicht hat, so ist es eine nothwendige Folge, dass als wahrhaft existirende Wesen nur solche angenommen werden, welche zu ihrer Natur reine Activität haben, und Alles von sich ausschliessen was den Character der Passivität hat. Wie viel weiter aber mit dieser Behauptung die Substanzialität dieser Wesen gebracht ist, bedarf keiner Erwähnung weiter.

Berkeley.

§. 14.

Berkeley's Leben [1]).

George Berkeley ward am 12. März 1684 in *Kilcrin*, nahe bei *Thomastown* in Irland geboren;

---

1) In: *The works of George Berkeley D. D. bishop of Cloyne etc.* ist: *the life of the author* nach Daten bearbeitet, die Berkeley's Bruder geliefert hatte.

nachdem er seinen ersten Unterricht in der Schule eines *Dr. Hinton* erhalten, kam er bei 15. Jahren ins *Trinity-College* nach *Dublin*, in welchem er auch nach mehrjährigen Studien im Jahre 1707 *Fellow* wurde. In diesem Jahre gab er seine Schrift über Arithmetik [2] heraus, die, schon früher verfasst, den Versuch macht die Arithmetik zu behandeln ohne geometrische und algebraische Kenntnisse vorauszusetzen. Dass er dabei bei der Entwicklung des binomischen Lehrsatzes nicht ausreicht ohne stillschweigende Voraussetzung geometrischer Sätze, ist erklärlich.) Dieser Abhandlung sind einige Miscellaneen mathematischen Inhalts angehängt, welche für den jüngern *Molyneux* verfasst wurden. In einem viel directern Zusammenhange mit seinen philosophischen Ansichten steht seine Schrift über das Sehen, die im J. 1709 erschien [3]. Den Hauptgegenstand derselben bildet der Beweis, dass wir vermittelst des Gesichts nur Farben, Licht und Schatten wahrnehmen, dagegen Entfernung, Grösse des Gesehenen u. s. w. nur percipirt wird, indem man Tastempfindungen mit Gesichtsempfindungen gleichzeitig gehabt hat, und nun gewöhnt ist, dass beide sich begleiten. Die Phy-

---

2) *Arithmetica absque Algebra et Euclide demonstrata, cui accesserunt cogitata nonnulla de radicibus surdis, de aestu aeris, de ludo algebraico etc. auctore *** Art. Bac. Trin. Col. Dub.* 1707.

3) *An essay towards a new theory of vision.* Die Schrift ist dem *John Percivale, Baronet*, gewidmet, einem der königlichen geheimen Räthe in Irland.

siologie unserer Tage ist in diesen Punkten ganz mit Berkeley einverstanden, nur dass sie nicht die idealistischen Consequenzen daraus zieht, auf welche Berkeley gerade durch diese Theorie gekommen ist. Was er in derselben mehr angedeutet hatte, wird nun ausführlich auseinandergesetzt in seinem Hauptwerk [4]), das ein Jahr nach der Theorie erschien. (Dass eine Ansicht welche behauptet, dass den Dingen keine reale Objectivität zukomme einem *Clarke*, dem Berkeley seine Schrift vor dem Druck mitgetheilt hatte, nicht zusagen konnte, war sehr erklärlich.) Er beruft sich in diesem Werk so oft auf seine Theorie des Sehens, dass man deutlich sieht, wie die Entdeckung von der blossen Subjectivität der Gesichtserscheinungen, und nicht, wie man wohl gesagt hat, Romanlectüre, ihm zu seinem Idealismus die erste Veranlassung geworden ist. Es folgte im J. 1712 eine Arbeit die mehr praktischen Inhalts ist [5]), und in dem darauf folgenden ein Werk, welches zur Absicht hat, seine idealistischen Lehren den Andersdenkenden gegenüber zu vertheidigen. Es sind dies seine Dialogen [6]) die fast noch berühmter geworden sind, als die *Principles*. Das Jahr 1713

---

4) *A treatise concerning principles of human Knowledge*, zuerst 1710, nachher öfter.

5) *Passive obedience or the christian doctrine of not resisting the supreme power etc.*

6) *Three dialogues between Hylas and Philonous in opposition to Scepticks and Atheists*. Zuerst 1713. Nachher u. a. London 1734.

war auch darin von Wichtigkeit für Berkeley, dass er mit dem Grafen von *Peterborough* bekannt wurde, der ihn, als er als Gesandter nach Sicilien ging zu seinem Caplan und Secretair nahm. Bald nach seiner Rückkehr in *London* übernahm er es einen jungen reichen Irländer auf einer Reise durch Europa zu begleiten. Auf dieser Reise machte er die persönliche Bekanntschaft von *Malebranche*, der einige Tage darauf starb; es scheint, dass sein Tod durch die Aufregung einer lebhaften Disputation befördert worden war. Berkeley besuchte auf dieser Reise einen grossen Theil von Italien, und hat namentlich Sicilien sehr sorgfältig durchforscht. Die gesammelten Materialien zu einer Beschreibung der Insel sind indess verloren gegangen. Wie sehr er auch in der Abwesenheit von seinem Vaterlande an der politischen Lage desselben Theil nahm, zeigt eine Schrift [7]), die er gleich nach seiner Rückkunft in England herausgab. Eine ganz unerwartete Erbschaft und, einige Jahre darauf, eine sehr einträgliche Pfarrstelle sicherten ihm endlich eine ruhige Existenz. Er gab sie indess auf, um einer langgehegten Lieblingsidee Realität verschaffen zu helfen. Er ging nach den *Bermuda*-Inseln um dort dem Unterricht der Jugend in den Colonien vorzustehn. Mit allem Eifer suchte er einen Plan durchzuführen, der endlich doch misslang. Nach mehrjährigem Aufenthalt jenseit des Oceans, der auch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ungenutzt

---

7) *An essay towards preventing the ruin of great Britain. London* 1721.

lieb, wie eine dort verfasste Schrift zeigt [8]), kam er im J. 1732 nach London zurück. Itzt ward er in den Kreis von Gelehrten gezogen, welchen Leibnitz's Gönnerin, die Königin *Caroline* um sich versammelte; ihrer Huld verdankte er das Amt eines Bischofs zu *Cloyne*, das er im Jahre 1734 antrat. Er setzte hier seine Studien fort. Die Angriffe des berühmten *Halley* gegen die Lehren der christlichen Religion veranlassten ihn zu einer Schrift [9]) gegen denselben, in welcher er nachzuweisen suchte, dass die Infinitesimalrechnung viel unbegreiflicher sey, als die Dogmen der Kirche. Nachher wandte sich seine Aufmerksamkeit mehr auf Gegenstände von mehr politischem Interesse [10]). Dabei war er eifriger Prediger in seinem Amt, das er auch nicht, ob er es gleich konnte, mit einem einträglichern vertauschte. Theils Kränklichkeit, theils der Wunsch die Erziehung eines seiner Söhne selbst zu leiten, bewogen ihn im Jahre 1752, um Entlassung von seinem Amt nachzusuchen und sich nach Oxford zu begeben. Die königliche Gnade liess ihm die Bischofswürde, und gewährte ihm zugleich die Erlaubniss sich einen beliebigen Wohnort zu wählen. Seinen Abgang von

8) *Alciphron or the minute philosopher in seven dialogues.* Lond. 1732.

9) *The analyst, or a discourse addressed to an infidel Mathematician.*

10) *Discourse addressed to magistrates,*
Letter to the Roman Catholicks
A word to the wise u. a.

seiner Gemeinde bezeichnet ein Act der Mildthä
keit gegen die Armen derselben. Am 14. Jan
1753 hat er ein frommes Leben fromm beschlos
und den Ausspruch Pope's

To Berkeley every virtue under heaven

nicht Lügen gestraft. — Die Liebenswürdigkeit
nes Characters spiegelt sich auch in seinem S
der, namentlich im *Alciphron*, sehr geschmackvoll

§. 15.

Berkeley's Philosophie.

Der Satz den wir als das eigentliche Th
dieser ganzen Periode bezeichnet haben, dass
den Einzelwesen eine wahrhafte substanzielle Exist
zukomme, ist bei Berkeley eine unzweifelhafte
Allen anerkannte Gewissheit. Er spricht ihn
ohne sich nur die Mühe zu geben ihn zu bewei
was er freilich um so eher konnte, als sein W
Leser voraussetzt, deren Anschauung auf der B
ruht, welche Locke gelegt hatte. Er geht abe
der Anwendung dieses Grundsatzes um Vieles we
als Locke, ja als irgend Einer vor ihm. Nach
er nämlich zugestanden hat, dass sich eine Me
von Irrthümern in die Philosophie eingeschlichen
ben, weist er die Ansicht derer zurück, die
auf die Schwäche unsres Erkenntnissvermögens sc
ben, da vielmehr ein grosser Theil der Schwie
keiten nur entstehe durch Vorurtheile von welc
wir nicht lassen wollen. Eine genaue Untersuch

über die ersten Gründe und Principien aller Erkenntniss zeige dies ganz deutlich. Es finde sich nämlich bei einer solchen Untersuchung, dass fast Alle die Ansicht hätten, dass unser Geist vermöge, sich abstracte allgemeine Ideen zu bilden. Dies sey aber nicht wahr; alle Ideen seyen particulare, Einzelbegriffe. Es dehnt also Berkeley jenen nominalistischen Grundsatz auch auf die Begriffe aus, und will, dass wie man keinen als den einzelnen Dingen, so auch keinen andern Ideen Realität zuschreibe als den einzelnen. Er fährt in dieser Behauptung so fort: Viele wollen behaupten, der menschliche Geist habe die Fähigkeit eine Qualität zu denken ohne ein Substrat derselben, oder auch einen Allgemeinbegriff ohne particulare Bestimmungen, z. B. einen Triangel überhaupt. Was ihn selbst betreffe, so habe er dies wunderbare Vermögen nicht, zweifle auch sehr daran, dass irgend ein Mensch es habe. Bei Locke, der dem Menschen dies Vermögen zugeschrieben, ja es zum Unterscheidungszeichen desselben vom Thier gemacht habe, lasse sichs sehr leicht nachweisen, wie er zu diesem Irrthum gekommen sey. Er habe nämlich auf die Sprache reflectirt, und da es Worte gebe, welche nicht einen einzelnen Gegenstand bezeichneten, habe er daraus gefolgert, dass der Mensch wie Sprache, so auch das Vermögen habe solche Abstractionen zu denken. Hier zeige sich aber, dass Locke nicht gehörig untersucht habe, ob es nicht möglich sey, dass in gewissen Fällen ein Einzelbegriff statt vieler oder

aller gleichen Begriffe gelten könne. Dies gehe s
wohl an, wie die Geometrie das deutlich ze
Diese beweise etwas von einer bestimmten Li
oder einem bestimmten Triangel, welche sie a
ansehe als einen Repräsentanten oder ein Sym
aller. Eben so werde nun der Name Linie, Tri
gel, der eigentlich nur Einzelname sey, Symbol o
Zeichen für alle Linien. Allgemeinheit drü
nämlich nicht sowol einen positiven Begriff aus,
vielmehr dies Wort das Verhältniss andeute, in w
chem wir ein Besonderes andern Besondern geg
über denken. Er sucht nun deutlich zu mach
wie es möglich sey, dass ein Einzelnes, (z. B.
Triangel) das doch als solches seine individuel
Bestimmungen habe (rechtwinklig, gleichschenkl
andere Einzelwesen vertreten könne, denen di
Qualitäten nicht zukommen, und fragt, ob nicht d
am Ende, wenn das, was vom rechtwinkligen Tri
gel bewiesen wurde, auch vom spitzwinkligen g
der Beweis von einem Triangel in *abstracto*,
weder jenes noch dieses sey geführt worden?
solcher Begriff enthält ihm aber einen völligen W
derspruch, ist daher unzulässig. Vielmehr verh
sich die Sache ganz einfach so: Wenn man
einem Triangel Etwas beweist, ohne in dem B
weise die Länge seiner Seiten, oder dass er re
winklig ist u. s. w., express zu berücksichtigen,
gilt der Beweis bei jeder Länge der Seiten u. s.
weil ja diese Eigenschaft nicht in Betrag kam. W
man sagen, man habe also von dieser abstrahi

mag man das immerhin, denn es soll gar nicht gegnet werden, dass man einen Gegenstand betrachn und denken könne, indem man eine oder die dere Eigenschaft ausser Acht lasse, nur soll man raus nicht folgern, dass vermittelst einer Abstraction an sich einen Triangel überhaupt, kurz einen genannten Allgemeinbegriff denken könne, der in r That ein sich widersprechender Begriff wäre. 1).

Eben so wie Locke in seiner Untersuchung über ie Erkenntniss dazu gekommen war, die Sprache ner genauen Erörterung zu unterwerfen, so thut es auch Berkeley. Er ist um so mehr dazu veranlasst, als ja gerade die Reflexion auf die Worte ocke und seine Anhänger bewogen hatte, wirkliche llgemeinbegriffe in unserm Denken anzunehmen. der That sey auch, sagt er, die Sprache die Veranlassung zu diesem Irrthum geworden, der nun icht allgemein herrschend werden konnte, da die rache eben so weit verbreitet ist, wie die Vernunft. herrschen aber hinsichtlich der Worte einige falhe Ansichten, die jenes Vorurtheil entstehen liesn: Erstlich meint man nämlich jedes Wort sey r der Name einer ganz bestimmten Idee, und schliesst n so: wir sprechen Worte aus, welche nicht nur nen particularen Gegenstand bezeichnen, also han wir wohl die Idee eines Allgemeinen. Die so rechen vergessen aber, dass es zwei ganz verhiedne Dinge sind ob man (richtig) behauptet, dass an dieselbe Idee immer mit demselben Wort beichnen müsse, oder ob man (falsch) sagt, jedes

Wort stehe immer nur für dieselbe particulare Idee. Indem nämlich gezeigt ist, dass wir die Fähigkeit haben einen Gegenstand zu denken, indem wir von der einen oder andern Qualität absehn, ist ja auch erkannt, in wiefern ein Name ein Zeichen seyn kann für viele Ideen, für alle nämlich, deren bestimmte Qualitäten in der Definition des Namens unbeachtet blieben. So bezeichnet man mit dem Worte Triangel unzählig viele, verschiedene Ideen, wenn man ihn als dreiseitige Figur definirt etwa nur und dabei die nähern Bestimmungen über Länge der Seiten, Verhältniss der Winkel u. s. w. übergeht. Zweitens hegt man ziemlich allgemein das Vorurtheil, dass man sich der Worte nur bediene um andern Menschen Ideen mitzutheilen, dass man daher im Sprechen immer eine bestimmte Idee habe, welche man mittheile. Da wir nun im Gespräch allerdings Worte brauchen welche nicht Zeichen einer einzelnen Idee sind, so kam man durch jene Voraussetzung immer wieder auf jenes alte Vorurtheil zurück. Allein eine genaue Selbstbeobachtung zeigt, dass wir oft sprechen ohne eine bestimmte Idee in uns hervorzurufen, indem wir uns der Worte wie der algebraischen Formeln bedienen, bei denen man gar nicht in jedem Augenblick sich des Werthes bewusst ist. Dazu kommt noch etwas Andres: Es wird sich später zeigen, dass wenn wir Geister, Seelen u. dgl. denken, wir keine Ideen von ihnen haben, dennoch sprechen wir von ihnen. Unsere Absicht kann dabei doch unmöglich darauf gehn, dem Andern mitzuthei-

, was wir selbst nicht haben. Endlich aber ist
ıer Zweck beim Sprechen zum grossen Theil, die
dern zu einer Handlung zu bestimmen, Leiden-
ıaften in ihnen zu erregen u. s. w., also gleich-
s eine Wirkung hervorzubringen, die mit Ideen
hts zu thun hat. Worte sind also nicht im-
ır Zeichen für Ideen. Diese beiden Punkte
s, welche in der Einleitung von ihm durchgeführt
rden, diese sagt Berkeley müsse man stets im
ge behalten. Einmal dass wir nur Einzelbe-
ffe haben können, dass wir uns also, im Fall ein
ort einen wirklichen Allgemeinbegriff bezeichnen
lte, nicht die unnütze Mühe geben einen solchen
uns bilden zu wollen. Dann dass überhaupt
orte nicht immer Ideen bezeichnen und dass wir
um nicht immer nach Ideen suchen, die ihnen
respondiren sollen. Wegen dieses Verhältnisses,
es zweckmässig in der Untersuchung über die
cenntniss immer, so viel als möglich, von den
orten abzusehn und die Ideen selbst ins Auge zu
sen. Die Untersuchung über die Erkenntniss ist
wegen grossentheils eine über den Ursprung und
ı Inhalt der Ideen. 2).

Wenn bis dahin noch eine grosse Aehnlichkeit
ischen dem, was Locke und was Berkeley lehrt,
h gezeigt hat, so geht diese noch weiter indem
rkeley unter Idee ganz dasselbe versteht wie
cke. Ausdrücklich sagt er, dass er sich der moder-
ı Behauptung anschliesse, nach welcher unter Idee
; unmittelbare Object unsres Verstandes zu

verstehn sey. Hier beginnt aber auch sogleich der Gegensatz gegen Locke nicht nur, sondern gegen die ganze realistische Richtung. Reflectiren wir darauf, was wir für Ideen haben, so sind diese theils solche, die wir durch sinnliche Empfindung haben, theils solche, die wir durch unsere Einbildungskraft hervorbringen. Dass diese letztern nur in uns existiren, und keine Realität ausser dem Geiste haben, wird von Allen zugestanden. Allein genauer betrachtet, zeigt sich dies auch hinsichtlich der erstern. Von allen sinnlichen Empfindungen hat nun Berkeley am Ausführlichsten die Gesichtsempfindungen behandelt. Das erste Werk welches er schrieb, *an essay towards a new theory of vision*, bildet, obgleich von mehr physiologischem Character, die Grundlage seiner ganzen Ansicht, und er weist in allen seinen philosophischen Werken darauf zurück. In diesem Werk zeigt er, dass man weder die Entfernung noch die Grösse und Form von Gegenständen sehe, sondern dass man auf dieselbe schliesse, weil man die Erfahrung gemacht habe, dass eine gewisse Gesichtsempfindung mit gewissen Empfindungen des Tastsinns begleitet sey. Das was man sehe — *visible ideas* — seyen nur Farben, Hell, Dunkel u. s. w. Es ist deswegen falsch zu sagen, dass man dasselbe sehe und fühle. Was man sieht und was man durch den Tastsinn percipirt sind ganz verschiedene Dinge. Man hält beides für dasselbe weil man die Erfahrung gemacht hat, dass gewisse *visible ideas* mit gewissen *tangible ideas* stets begleitet sind. Also

auch bei den Empfindungen, welchen wir einen am Meisten objectiven Character zuschreiben, treten wir aus uns selbst nicht heraus. Das eigentliche Object unseres Verstandes sind nur unsre eignen Affectionen, alle Ideen sind daher nur unsre eignen Empfindungen. So wenig aber Empfindungen ausser dem Empfindenden existiren, eben so wenig kann eine Idee ausser dem, der sie hat, Existenz haben. Ihr Seyn ist *percipi* und nur dies. Mehr als blosse Ideen aber haben wir nicht, wenn wir mit den Sinnen einen sogenannten Gegenstand percipiren. Der Unterschied zwischen diesen Ideen und den, welche wir durch unsere Einbildungskraft hervorrufen, und die wir gewöhnlich Bilder nennen, besteht nur darin, dass die letztern weniger lebhaft sind, beide aber können als Ideen nur in dem vorstellenden Geiste existiren. Wenn wir nun gleichzeitig mehrere sinnliche Ideen haben, und sich dieses Aggregat von Ideen immer zusammen findet, so nennen wir es ein wirkliches Ding. Unter einem solchen ist nichts Andres zu verstehn, als sich zusammenfindende Ideen. Deswegen existiren die sogenannten Dinge nur in unserer Vorstellung, auch ihr Seyn ist blosses Percipirtwerden. Es gehört die Erkenntniss, dass was wir körperliche Dinge nennen, nur unsere Vorstellungen sind, zu den, die uns so nahe liegen, dass man kaum begreifen kann, wie man sie nicht haben mag. Der Beweis dass es ein offenbarer Widerspruch ist, die körperlichen Dinge als ausser dem vorstellenden Verstande existirend anzusehn, hat nicht die

geringsten Schwierigkeiten. Wir sagen von dem körperlichen Dinge es habe Farbe, Figur, Bewegung, Geschmack u. s. w. Da aber alle diese Bestimmungen Ideen sind, die durch die Sinne wahrgenommen werden, Ideen aber doch nur ein Wesen haben kann, das vorstellend ist, so ist es ein offenbarer Widerspruch zu sagen ein Körper, d. h. ein nicht vorstellendes Wesen sey das Substrat dieser Ideen. Das eigentliche Substrat derselben ist nur der vorstellende Geist. Es ist ein Grundirrthum der meisten Philosophen, dass sie die körperlichen Dinge ausser dem vorstellenden Geiste existiren lassen, und es nicht einsehn, dass die Dinge etwas nur Mentales *(notional)* sind, und es ist daher wichtig zu untersuchen, wie sie zu diesem Irrthum kommen, und was sie zu Vertheidigern der Realität der Körperwelt *(materialists)* macht. Indem man nämlich die Erfahrung macht, dass es gewisse Ideen in uns gibt — eben die Sinnesempfindungen —, die wir nicht beliebig in uns hervorbringen, sondern die ohne unser Zuthun in uns entstehn, schrieben die weniger Gebildeten diese Ideen selbst als sogenannte Qualitäten gewissen ausser uns existirenden nicht denkenden sondern bloss gedachten Gegenständen zu, ohne zu merken, dass sie den eben gerügten Widerspruch begingen. Diejenigen aber, welche wohl einsahen, dass die sogenannten Qualitäten nur Ideen in uns seyen, wollten wenigstens die Dinge zu Ursachen der Ideen machen, indem sie sagten, dass die letztern durch den Eindruck der Dinge auf unsere Sinne hervorge-

bracht würden. Sie bedachten aber nicht, dass überhaupt gar nichts Thätigkeit hat als ein wollendes, d. h. geistiges Wesen. Man muss daher den Wahn aufgeben, dass körperliche Dinge existiren. Dieser ganze Wahn hilft auch durchaus nicht, die Erkenntniss etwa besser zu begreifen. Denn würde es reale Dinge geben, für uns wären sie gewiss nicht da. Wie sollten wir sie percipiren? Durch die Sinne? Das ist unmöglich, da wir durch diese nur unsere Empfindungen oder Ideen wahrnehmen. Durch Raisonnement? Welches Raisonnement würde aber dazu führen, dass unwahrnehmbare Dinge angenommen werden müssen, denen wahrnehmbare Empfindungen in uns correspondirten? Kommt nun noch dazu, dass wir z. B. in Träumen eben so deutliche sinnliche Wahrnehmungen haben, als im Wachen von den sogenannten Eindrücken der Dinge, — so sehn wir, dass die ganze Annahme sich auf gar Nichts gründet. Ja es involvirt eine unwürdige Vorstellung von Gott, wenn man ihm zumuthet, dass er eine Menge von Dingen hervorgebracht habe, ohne welche dasselbe erreicht werden konnte. Man hält freilich oft die Annahme von äusserlich existirenden Dingen für das einfachste Auskunftsmittel bei gewissen Erscheinungen, ohne dass dem aber so ist. Wenn ich z. B. eine Gesichtsempfindung habe, und bald darauf eine gewisse Empfindung des Tastsinns, so hält man es für die einfachste Erklärung, dass ich einen herannahenden Gegenstand gesehn habe und darauf den Stoss desselben fühle. Allein abgesehn von den Widersprü-

chen, dass Bewegung (eine Idee) einem sogenannten Körper zukommen soll, abgesehn von dem Widersinn, dass ich Bewegung mit dem Farbensinn wahrnehmen soll, abgesehn von allen diesen Schwierigkeiten, ist es nicht nur der Wahrheit gemässer sondern auch einfacher, in dieser bestimmten Gesichtsempfindung nur ein Zeichen zu sehn, dass (wie ich oft erfahren) ihr sehr bald eine Empfindung des andern Sinns folgen werde. Der sogenannte Gegenstand ist eine müssige Annahme. Man muss deswegen auch nicht sagen, zwei Menschen sehen einen und denselben Gegenstand, sondern nur sie haben gleichzeitig dieselben Ideen. Man muss deswegen nicht zweierlei Wesen annehmen, geistige und materielle, sondern es existiren nur Geister, d. h. denkende Wesen, deren Natur in Vorstellung und Wollen besteht. Sie sind die einzigen Substanzen, sie die einzigen wirklich activen Wesen. Sie sind percipirende Wesen. Will man ihnen etwas gegenüber stellen, so kann dies nur das seyn, was gar nicht percipirt, sondern nur percipirt wird, die Ideen, diese sind aber natürlich nicht etwas Substanzielles ausser den Geistern, sondern Producte ihrer Thätigkeit, selbst aber eben so sehr das Un-Active, wie die Geister Thätigkeiten sind. 3).

Vergleicht man diesen Idealismus mit dem Leibnitz's, so treten uns der Berührungspunkte viele entgegen. Einmal schon der nominalistische Grundsatz, dass nur Einzelnes real sey, dann aber auch die Bestimmung, dass die substanziellen Wesen als Thä-

iten gefasst werden müssen; wenn ferner ihr
m als *perception* und *volition* bestimmt wird,
rstere aber ganz im Sinne der *apperception* bei
nitz genommen wird, so sehen wir hier allen
elwesen zuschreiben was Leibnitz nur den hö-
entwickelten Monaden. Natürlich, denn der
ismus ist hier höher gesteigert, es existiren wirk-
nur Geister. Dem gemäss ist auch an die
e des Semimentalen hier das bloss Mentale getreten,
Leibnitz die Materie als *phaenomenon bene fun-*
n genommen, so hat sie hier ihr substanzielles
lament eingebüsst, sie ist nicht einmal mehr
antiatum, sondern blosses Phänomen, blosse
tellung. Berkeley's Idealismus geht weiter, weil
ie Halbheit von Leibnitz's Lehre vermeidet.
de darum schon bei Leibnitz darauf aufmerksam
icht, dass er, was Spinoza von der einen Sub-
, von jeder Monade behauptet, so gilt dies hier
mehr: Es existiren nur die Substanzen (Gei-
und ihre Modificationen (Ideen). Bei den vie-
Berührungspunkten die beide Lehren zeigen, ja
sogar bis auf einzelne Ausdrücke geht, wird man
icht an einen historischen Zusammenhang zu
en. Indess scheint dieser nicht Statt zu finden.
r erwähnt Berkeley Leibnitz's und führt bei der
genheit an, dass Leibnitz die Aristotelische En-
hie wieder geltend gemacht habe; allein er scheint
von seinen Streitigkeiten mit *Papin* und andern
esianern über die Schätzung der lebendigen Kraft
z genommen zu haben; dass Leibnitz die Materie

idealistisch fasst, dass ihm Bewegung, Ausdehnung u. s. w. nur Phänomene sind, davon scheint er gar nichts zu ahnden; bei der Neigung die er hat, sich auf frühere Ansichten — namentlich Plato — zu berufen, hätte er dies anerkennen müssen. Vielmehr, will man den historischen Anknüpfungspunkt hervorheben, so ist dieser gewiss in Locke's Unterscheidung der primären und secundären Qualitäten der körperlichen Gegenstände zu suchen, wie leicht erhellen wird, sobald man sieht, wie Berkeley auf dieselbe eingegangen ist.

Nachdem nämlich zuerst seine Ansicht über die Körperwelt ausgesprochen ist, ist nun zu sehn, wie er alle Gegengründe die man dagegen anführen kann, zu widerlegen sucht. Wenn schon seine *Principles* sich diese Aufgabe mit gestellt haben, so ist sie dagegen das Hauptaugenmerk geworden in den drei Gesprächen zwischen Hylas und Philonous; schon die gewählten Namen deuten an, welche Ansicht jeder der Unterredenden zu vertreten hat. Nachdem nämlich Philonous dem Hylas nachgewiesen hat, dass Hitze, Süssigkeit u. s. w. nur Bestimmtheiten unserer Sinnesorgane sind und also fälschlich einem Substrat ausser uns zugeschrieben werden, macht dieser endlich den Einwand, welchen Berkeley sich schon in den *principles* gemacht hatte, dass man hier primäre und secundäre Eigenschaften verwechsle. Die erstern seyen (nach Locke) wirkliche Beschaffenheiten der Körper. Waren nun von Locke als solche Qualitäten des Körpers Ausdehnung, Be-

regung, Solidität bestimmt, so werden sie alle einer Kritik unterworfen. Die Ausdehnung kann nichts Objectives seyn, denn da sie nicht anders gedacht werden kann als gross oder klein, diese Bestimmungen aber, wie Experimente dies beweisen, ganz relativ sind und nur von der Situation unserer Sinnesorgane abhängen, so müsste man entweder die abstracte Idee einer Ausdehnung die weder klein noch gross sey statuiren, was unmöglich war, oder aber man muss eingestehn, dass Ausdehnung keine Qualität eines Gegenstandes ausser uns seyn kann. Damit aber fällt auch die Behauptung zusammen, dass die Bewegung eine dergleichen sey. Sie ist ein blosses Phänomen, deswegen wird sie auch gemessen nach der Zeit, d. h. nach der Zahl der Vorstellungen die wir haben. Hatte von der Ausdehnung und Bewegung schon Leibnitz gesagt, dass sie nur Vorstellungen seyen, so war dagegen dieser inconsequent, oder wenigstens schwankend, gewesen hinsichtlich der Undurchdringlichkeit und Resistenz der Körper, wie er denn überhaupt in der Kritik des Unterschiedes, den Locke zwischen primären und secundären Qualitäten gemacht hatte, zwar Anstalt macht diesen auf Verschiedenheit der Vorstellungen zurückzuführen, aber bald davon absteht. Berkeley dagegen streitet mit allen Waffen gegen die äussere Realität undurchdringlicher oder solider Körper. Auch die Solidität ist nur Empfindung eines Widerstandes den wir fühlen, sie unterliegt darum den nähern Bestimmungen der Härte und Weichheit und es gilt

von ihr, was von allen andern sogenannten Qualitäten gilt, sie ist eine Idee, existirt darum nur in dem percipirenden Geiste, da der Widerstand den ich fühle nur in mir sich findet. Alle sogenannten Qualitäten sind also secundäre in Lockes Sinn. — Die Vertheidiger der äussern Realität der Materie ergreifen nun ein anderes Auskunftsmittel, sie behaupten nämlich, es sey allerdings richtig, dass die Ideen nicht den Körpern zukämen, allein diese möchten etwas enthalten, wovon die Ideen Bilder oder Copien seyen. Dies ist ein wahrer Unsinn; eine Idee kann nur Copie einer Idee, Farbe nur Copie einer Farbe seyn u. s. w., man steht also auf dem frühern Fleck, ganz abgesehn davon, dass unsere Ideen, welche wechseln, dann Copien wären von Etwas, von dem man voraus setzt, es sey unveränderlich. Es bleibt ihnen deshalb kaum etwas Andres übrig, als dass die äussern Dinge ein unbekanntes Ding seyen, von dessen Beschaffenheit wir gar nichts wissen, welches aber die Veranlassung oder Gelegenheit sey, dass wir gewisse Ideen haben; allein ein solches, von dem man nicht weiss was und wie es ist, und dem alle perceptiblen Eigenschaften nicht zukommen, sollte man billig, wie alle andern Menschen, mit dem Worte Nichts bezeichnen, ein Name den dieses Ding, das man nur negativ bestimmen kann, vollkommen verdient. Wozu auch wäre eine solche Gelegenheit nöthig? Doch nicht etwa damit Gott in uns Ideen hervorbrächte? Dies kann er ohne ein solches undenkbares Etwas eben so gut. Endlich aber, wollte man

behaupten, dieses unbekannte (Ding an sich) wirke auf uns ein, so würde zu allen andern Schwierigkeiten noch der Widerspruch hinzukommen, dass man einem Wesen Thätigkeit zuschriebe, das kein Geist wäre. Dies ist undenkbar, da Thätigkeit und Wollen nicht von einander getrennt werden können. Alle Gründe also die man anführt um das Daseyn körperlicher Substanzen zu beweisen, sind unhaltbar, es existiren nur Geister und in ihnen ihre Ideen. 4).

Es entsteht nun aber das Bedürfniss einen Unterschied anzugeben zwischen den Ideen deren Aggregat wir reale Dinge nennen, und denen, die wir beliebig hervorrufen. Mit andern Worten, wie unterscheiden sich die realen Dinge von blossen Chimären? Beobachten wir uns selbst, so finden wir, dass wir eine Menge von Ideen beliebig hervorrufen können. Andere aber, die Empfindungen der Sinne, kommen uns ohne unser Zuthun, sie sind also nicht Product meines Willens. Da aber eine Idee producirt werden kann nur durch ein thätiges Wesen, d. h. einen Geist, so muss es ausser mir einen Geist geben, der diese Ideen hat und in mir hervorbringt. Dieser Geist ist uns so weit überlegen, wie die Sinnesempfindungen stärker, deutlicher, geordneter sind als unsre Phantasiebilder. Dieser Geist ist Gott. An dem Daseyn Gottes zu zweifeln ist deswegen viel unverständiger, als das Daseyn anderer Menschen zu leugnen. Von diesen wissen wir, indem wir ihre Werke sehn, oder sie sprechen hören. Eben so aber spricht Gott zu uns, ja vernehmlicher als sie, denn

könne. Ein grosser Theil der drei Dialoge ist bestimmt, zu zeigen, wie man bei diesem von ihm aufgestellten Immaterialismus durchaus gar nichts verliere. Das selbe sucht er in den *Principles* nachzuweisen: Wir verlieren bei solcher Ansicht erstens theoretisch gar nichts. Wir machen, eben so wie alle Andern, einen Unterschied zwischen wirklichen Dingen und blossen Ideen die nur in uns selbst sind, wie z. B. unsre Phantasiebilder. Wir können uns darum ganz getrost dem gewöhnlichen Sprachgebrauch anschliessen und können von körperlichen Substanzen sprechen, indem wir darunter einen Complex von Ideen verstehn. Mehr meint auch der gemeine Mann nicht darunter, der an dem Körper nur Ausgedehntes, Schweres u. s. w. zu haben meint, von einem Substrat aber, das von diesen seinen Accidenzien unterschieden sey, nichts träumt. Wir sind hinsichtlich unsrer Erkenntniss der realen Dinge, wie alle Andern, ganz an die Erfahrung gewiesen, und beweisen wie sie, Alles aus den vorgefundnen Naturgesetzen; wir wissen dass die Sonne wärmt, weil wir erfahren haben, dass Gott die Idee des Lichts von der Empfindung der Wärme stets begleitet seyn lässt, wir wissen freilich, dass diese Beweise nur Kraft haben unter der Voraussetzung, dass die von Gott befolgte Ordnung so bleibt, wie sie ist. Deswegen haben alle unsere Deductionen hinsichtlich der Naturerscheinungen nicht die schlagende Beweiskraft einer wirklichen Demonstration *a priori*. Die Natur ist uns deswegen nicht unbekannt, wir kennen ihre

Gesetze, ja weil diese nichts Andres sind als die Maximen des weisen Gottes, so sind wir berechtigt den Zwecken in der Natur nachzuforschen. Wir werden aber in unserer Naturphilosophie nie dazu kommen, die Bewegung für etwas Anderes zu halten als für Veränderung der Relation zu uns, oder für ein Phänomen, und werden darum nicht (mit *Newton*) in Gefahr gerathen den absoluten Raum anzunehmen oder gar für etwas Göttliches anzusehn. Eben so werden wir uns in dem zweiten Haupttheil der Philosophie, der Mathematik, der Zahlen und Linien bedienen, ohne dass wir uns in unnütze Abstractionen einlassen werden. Es gibt keine abstracten Ideen also auch nicht eine Einheit in Abstracto, sondern ein bestimmter Gegenstand ist einer. Da nun eine Zahl aus vielen Einheiten zusammengesetzt ist, so hat die Beschäftigung mit Zahlen nur dort einen Sinn, wo es sich um viele gezählte Dinge handelt. Die Beschäftigung mit den Zahlen als solchen (unbenannten Zahlen) in denen man Wunder was für Geheimnisse hat entdecken wollen, ist verlorne Zeit. Eben dasselbe gilt von der Geometrie. In welche Schwierigkeiten hat man sich nicht verwickelt, indem man von der unendlichen Theilbarkeit der Linie spricht. Man meint da die Linie in *abstracto*, die nicht existirt. Nur eine unendliche Linie würde eine unendlichen Theilung unterliegen, eine wirkliche Linie aber (und nur solche betrachtet der Geometer, wenn er sie auch durch eine oben beschriebne Abstraction alle andern vertreten lässt) ist nur so

weit theilbar, als wir Theile in ihr wahrnehmen können. (Ueberhaupt ist das Hineinziehen des Unendlichen in die Rechnung ihm ein grosser Anstoss, und er hat es unter Anderm gegen *Halley* geltend zu machen gesucht, dass die Mathematiker am Wenigsten Recht hätten, wegen der Unbegreiflichkeit der christlichen Mysterien sie zu verwerfen, da sie in den *Newton*'schen Fluxionen u. dgl. bei weitem grössere Unbegreiflichkeiten, ja wirkliche Widersinnigkeiten sich gefallen liessen.) Eben so wenig soll durch einen solchen Idealismus oder Incorporealismus zweitens in praktischer Hinsicht eingebüsst werden. Wir wissen, dass wenn wir eine bestimmte Gesichtsempfindung haben (Feuer sehn z. B.) bei grösserer Annäherung wir Schmerz empfinden werden. Diese Erfahrung lehrt uns, nicht näher zu gehn u. s. w. Dies bleibt richtig, obgleich der Schmerz nur eine Empfindung in uns ist. Für unser praktisches Verhalten also brauchen wir die Realität der Dinge ausser der Vorstellung eben so wenig, wie, um die Erkenntniss zu erklären. Darum verwahrt sich auch Berkeley entschieden gegen den Vorwurf des Skepticismus, den nur der verdiene, welcher sich den Ansichten des gesunden Menschenverstandes entgegen stelle, vielmehr sey sein Idealismus trotz seines anscheinenden Skepticismus das beste Gegengift gegen denselben. Die aber von einer Realität der Dinge ausser allem Verstande träumen, das sind die, die nothwendig zum Skepticismus kommen müssen. Denn so lange man meint die Dinge, die wir uns

vorstellen, existirten ausserhalb der Vorstellung, muss immer wieder der Zweifel daran entstehn, ob die Vorstellungen auch den Dingen conform sind, ja wir müssen uns endlich überzeugen, dass eine Uebereinstimmung gar nicht Statt finden kann. 6).

Die Unsicherheit aber aller Erkenntniss und der Skepticismus, zu welchem die entgegengesetzte Ansicht führt, ist nicht einmal das schlimmste Resultat derselben. Berkeley weist auf andre Folgen hin, die sie, consequent durchgeführt, haben müsse; es sind dies solche, die in der That auch vom consequenten Realismus zugestanden werden, und betreffen die Punkte in welchen der Idealismus sich am Feindseligsten ihm entgegenstellt. Einmal nämlich, sagt er, müsse aus der Annahme von Körpern, die auf uns einwirken, nothwendig auch die Materialität der Seele gefolgert werden. (Wie in der That schon — der spätern Materialisten zu geschweigen — Locke zu dieser Ansicht neigte, wie andrerseits Leibnitz sich ihr entgegen gestellt hatte, ist gezeigt worden.) Eben so werde die Ansicht der Corporealisten gewiss, und müsse, zum Atheismus führen. Nicht nur indirect, indem die Schwierigkeit eine Schöpfung aus Nichts zu begreifen, Viele zur Annahme einer ewigen Materie bringe, sondern auch direct. Indem sie nämlich den Dingen zuschreiben, was göttliche Wirksamkeit ist, machen sie diese zur eigentlichen Gottheit. Ganz anders verhält sich dagegen die idealistische Ansicht. Sie setzt das Wesen der Geister oder der Seelen in die reine Thätigkeit, deswegen ist

die Vorstellung der Passivität, wie sie z. B. dem Ausdruck Gemüthsbewegung zu Grunde liegt, zu entfernen, die Seele ist nicht einem durch eine äussere Gewalt geschlagenen Ball zu vergleichen, sondern sie ist thätig, sie ist wollend. Die Natur der Seele ist uns daher gar nicht so unbekannt, wie Manche meinen. Freilich ist die Art und Weise, wie wir von dem Daseyn von Geistern uns überzeugen eine andere, als die, durch welche wir das Daseyn der Dinge percipiren. Von diesen nämlich wissen wir durch Ideen. Eine Idee nun können wir freilich von einem Geiste nicht haben, denn wie sollte eine Idee (d. h. etwas rein Passives) uns ein actives Princip wie ein Geist ist, wie eine blosse Affection des Geistes uns den Geist vorstellen können? (Eine Idee ist nur ein Percipirtes, während der Geist das Percipirende.) Von einem Geist eine Idee zu haben ist darum eben so unmöglich, als einen Ton zu sehen. Das Daseyn der Geister erkennen wir deswegen auf eine andre Weise, das Daseyn unseres eignen Geistes durch eine unmittelbare Gewissheit und durch Reflexion, das Daseyn andrer Geister indem wir gewisse Thätigkeiten an ihnen wahrnehmen, welche ganz analog sind dem, was wir thun und nun mit einer grossen Wahrscheinlichkeit schliessen, dass sie eben solche Wesen sind wie wir. Wir haben darum nicht sowol eine Idee als einen Begriff von ihnen. Dagegen von ihren Thätigkeiten haben wir wirkliche Ideen im eigentlichen Sinn. Eben so wenig wie von den Geistern überhaupt, habe ich

von Gott eine Idee, und zwar aus demselben Grunde. Wohl aber weiss ich, dass er existirt und zwar viel sichrer, als ich die Existenz andrer Geister weiss, da jede Idee die ich habe, ohne dass ich sie beliebig hervorbringe, mir ein Beweis für das Daseyn Gottes ist. Und wenn ich nun aus dem Unterschiede der von ihm und der von mir hervorgebrachten Ideen auf den Unterschied der Hervorbringenden zurückschliesse, so bin ich genöthigt in ihm Alles was ich in mir finde, im vollkommensten Grade anzuerkennen. Die Erkenntniss Gottes gründet sich daher wie die Gewissheit unsrer selbst auf die Reflexion und wie die Gewissheit von der Existenz andrer Geister auf das Raisonnement. Eine Ansicht aber, welche in jeder Idee ein Wort anerkennt, das Gott redet, in jeder sinnlichen Empfindung seine, und nicht eines körperlichen Dinges, Wirksamkeit, tritt siegreicher als jede andere allem Atheismus entgegen. Nach ihr vernimmt man jedes Mal, wo wir eine Gesichtserscheinung haben, auf welche eine Tastempfindung folgt, die Ankündigung der letztern durch die erstere, vernimmt die niemals trügende Stimme Gottes. Berkeley bleibt nun aber nicht dabei stehn, zu zeigen, wie man zu dem Begriff Gottes komme, sondern sucht auch diesen Begriff näher zu bestimmen. Da es besonders der stetige Zusammenhang und die unabänderliche Ordnung der verschiednen Ideen ist, durch welche Gott sein Daseyn beweist, so liegt es in der Natur der Sache, dass er — eben wie Leibnitz — immer die Weisheit als das Hauptprädicat

Gottes hervorhebt. Er ist der Urheber des zweckmässigen Zusammenhanges. Eben wie wir dann ferner bei Leibnitz, und auch nicht zufällig, die Vorstellung der grundlosen Willkühr von Gott entfernen sahen, so pocht auch Berkeley immer auf die Unveränderlichkeit Gottes, die sich in der Unveränderlichkeit der Naturgesetze zeige. Er leugnet nicht die Möglichkeit, dass der Naturlauf im Wunder unterbrochen werden könne, aber er weist darauf hin wie die Wundersucht sich selber entgegen arbeite, indem je mehr und je öfter Wunder geschehn, um so weniger sie Verwunderung erregen, und wie Zweifel oder ein gelinder Spott klingt es wenn er sagt: Gott wolle durch die unveränderte Beobachtung seiner Gesetze unserer Vernunft sich offenbaren *rather than to astonish us into a belief of his being by anomalous and surprising events.* Wo er endlich das Verhältniss der Gottheit zu den einzelnen Geistern erwähnt (es wird immer nur kurz berührt, nie ausführlich erörtert), da nähert er sich oft den Vorstellungen eines *Malebranche* an, und streift oft an den Pantheismus heran: Auf unbeschränkte Weise soll in der Gottheit enthalten seyn, was in den einzelnen Geistern begrenzt erscheint, sie schaue Alles in sich selbst, sie enthalte im eminenten Grade Alles in sich u. s. w. Gern kommt er hier auf den Spruch zurück, dessen Anwendung eben so oft verdient als unverdient den Vorwurf des Pantheismus erfahren hat: In Ihm leben, weben und sind wir. 7). —

§. 16.
Kritik des Berkeley'schen Standpunkts und Uebergang zu Wolff.

Der Idealismus hat in der Gestalt welche ihm Berkeley gegeben, gegen Leibnitz genommen den grossen Fortschritt gemacht, dass er sich der äussern Natur ganz entledigt hat. Eben so aber wie bei Leibnitz ist auch bei Berkeley die theologische Färbung seines Systems nicht nur, wenn es mit dem Ziel der realistischen Tendenz verglichen wird, ein Mangel desselben, sondern auch die Veranlassung zu mannigfachen Widersprüchen. Indem in diesen letztern der Ansatz dazu genommen wird, die vollen Consequenzen dieser Richtung zu ziehn, wird (was sonst ein grosser Schritt wäre), dass der Gottesbegriff eben so, wie schon die Natur, ganz auf die Seite geschoben wird, zu etwas ganz nahe Liegendem. Materiell ist deswegen hier nur sehr wenig zu thun übrig, und die dies Wenige thun, werden deshalb als Philosophen nicht sehr

bedeutend seyn. Wo aber ein wirklich bedeutendes philosophisches Talent sich dieser Richtung hingeben sollte, wird es zu seiner vorzüglichen Aufgabe machen, das Formelle der Philosophie auszubilden und sie zu dem philosophirenden Subject in Beziehung zu setzen. Jenes geschieht durch das Abschliessen des bereits Gewonnenen zu einem System, so wie durch die methodische Ausbildung desselben, welche freilich — eben des vorwiegenden Formalismus wegen — zur immanenten Methode nicht kommen kann, dieses, indem die Resultate der Philosophie dem Volksbewusstseyn näher gebracht werden. Die hervorgehobnen Punkte geben die historische Bedeutung Christian Wolff's und seiner Schule an, deren Verdienst darum nicht dadurch geschmälert wird, dass ihre Philosophie die Leibnitz-Wolff'sche genannt wird, oder dass man die Anfänge zu dem, was sie in methodologischer Hinsicht leisteten, bei Tschirnhausen findet.

1. Betrachtet man die Stellung, welche Berkeley den materiellen Dingen angewiesen hat, so ist er zu einem Punkt gekommen, welcher vollkommen dem entspricht, welchen in der Entwicklung des Realismus des *Système de la nature* einnahm. Hatte dieses behauptet jeder Gedanke sey ein Resultat sehr feiner Bewegungen oder auch ein Eindruck im Gehirn, der durch einen Körper bewirkt werde, so verwandelt dagegen Berkeley jedes körperliche Ding in eine Summe von Vorstellungen, und der Stoss durch welchen eines das andere fortbewege, ist ihm nur die Folge eines Gedankens auf einen andern Gedanken. War dort Alles, was mehr ist als materielle Natur und ihre ewigen Gesetze, geleugnet, so wird dagegen hier behauptet die Natur selbst sey nur eine Reihe von unsern Gedanken und ihre sogenannten Gesetze nur die Ordnung in dieser Reihe. Er bedarf deswegen nicht, wie noch Leibnitz, ausser dem denkenden Geiste wirklich existirende Wesen die keine Geister (höchstens *Quasi*-Seelen) sind, sondern hat sich auch dieser entäussert. In dieser Hinsicht hat er deswegen sich weit über Leibnitz erhoben, indem er bis an die äusserste Grenze des Idealismus gegangen ist. Nur das *minimum* von Realität ist den Dingen gelassen, welches ihnen freilich bleiben muss

(s. II. Abth. 1. p. 305.), dass sie stärkere Ideen seyen als blosse Phantasmen, wie ja ganz analog das *Système de la nature* das Denken als einen feineren Gährungsprocess angesehn haben will. Weiter kann in diesem Punkt nicht gegangen werden und die Entwicklung ist darin beschlossen.

2. Dies kann aber nicht gesagt werden hinsichtlich des zweiten Punkts in welchem Leibnitz (s. §. 13.) hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben war. Auch bei Berkeley werden wir uns nicht damit begnügen dürfen zu behaupten, zum ganz durchgeführten Idealismus passe es nicht, der Gottheit die Stelle zu lassen welche Berkeley ihr anweist. Sondern wir werden zeigen müssen wie er, indem er es thut, sich in Widersprüche mit sich selbst verwickelt. Sie müssen hier noch mehr hervortreten als bei Leibnitz. Dieser hatte sich allerdings hinsichtlich des Verhältnisses der Monaden zur Gottheit in Widersprüche verwickelt, indem er seine Monaden Substanzen und zugleich geschaffen seyn liess. Indess kann er zu seiner Entschuldigung anführen, dass im Begriff seiner Monade doch liegt nicht reine Thätigkeit zu seyn, da sie ja ein Princip der Passivität in sich einschliesst. Dies aber ist bei Berkeley nicht mehr der Fall, die Geister sind wahrhafte Substanzen

weil sie wirkliche, reine Thätigkeiten sind. Passivität des Geistes ist eben ein solcher Widerspruch, wie dass den Dingen ein anderes Seyn zukäme als Passivität, nämlich Percipirtwerden. Trotz dem aber, dass so Ernst gemacht wird damit, dass die Geister wirklich activ, dass die Ideen nur Producte ihrer Thätigkeit seyen, trotz dem sollen wieder die Geister von Gott geschaffen und determinirt und die Ideen in ihnen durch Gott gewirkt seyn. Wenn wir darum Leibnitz, wo er Ernst macht mit der Dependenz der Monaden von Gott sich dem Spinozismus annähern sahen, so zeigt sich bei Berkeley etwas Analoges. Es sind in der Darstellung seines Systems die Aeusserungen angeführt, welche eine Verwandtschaft mit den Ansichten des Malebranche enthalten. Dass es gerade diese Form des Pantheismus war, zu welcher Berkeley sich hinneigt und nicht die Spinozistische, das findet seine Erklärung in dem idealistischen Princip, welches wir in Malebranche's Lehre anerkannt haben. Eben so ferner, wie sich Leibnitz in dem widersprochen hatte, was er von der Gottheit gesagt hatte, eben so zeigt sich bei Berkeley der Gottesbegriff als sich widersprechend. Gott wird als Geist gefasst, und weil er die Ideen den andern Geistern mittheilt, muss er selbst Ideen (wie wir) haben.

Andrerseits aber soll er die Ideen auf ganz andere Weise haben wie wir, er hat die Ideen ohne sinnliche Empfindung u. s. w.; hält man aber dies fest, so hat er keine sinnlichen Ideen, also kann er sie auch nicht geben. Was aber wieder unter ganz andern Ideen, als wir haben, zu verstehn seyn soll, das ist nicht abzusehn. Alle Versuche helfen nicht dazu, den Widerspruch wegzuschaffen, dass Gott ein Geist sey (also gleich uns), und doch ganz anders als wir (also kein Geist), in welchen sich Berkeley verwickelt hat, indem er nur selbstthätige Einzelwesen und doch einen Gott, gegen den sie sich passiv verhalten sollen, gleichzeitig annimmt.

3. Dass bei diesen sich aufdrängenden Widersprüchen das Verlangen entsteht sich derselben zu entledigen, das liegt in der Natur der Sache. Kann die Substanzialität der Einzelwesen nicht aufgegeben werden, weil sie durch die ganze Richtung gefodert ist, vermag andrerseits das philosophirende Subject, durch sein religiöses Gefühl beherrscht, nicht den Gottesbegriff aufzugeben, so bleibt nur übrig, dass demselben eine Fassung gegeben wird, in welcher er ziemlich müssig dasteht. Etwas der Art zeigte sich bei Leibnitz. Indem Gott zum blossen Executor

der Harmonie gemacht wurde, konnte ein absoluter Harmonismus mit theistischen Vorstellungen vereinigt werden. Dem ganz Analoges begegnet uns auch bei Berkeley. Sieht man nämlich zu, welches die Bestimmungen des göttlichen Wesens sind, auf welche als die wesentlichen Berkeley immer wieder zurück kommt, ja von denen er eigentlich allein spricht, so sind es die Weisheit und Unveränderlichkeit mit welcher er die Naturgesetze, d. h. die Gesetze unsrer Ideenassociationen erhält. So erscheint hier Gott nur, oder doch vorzugsweise, als der Executor dieser Gesetze. Wenn aber dies der eigentliche Inhalt des Gottesbegriffs wird, so erhellt auch, dass hinsichtlich ihres Inhalts die Philosophie keine grosse Veränderung erfahren wird, wenn nun das, was doch eigentlich allein an der Gottheit interessirte, als das alleinige Object des philosophischen Interesses angesehn, und daher der Gottesbegriff auf die Seite geschoben wird. Es wird sich später zeigen, wie die Philosophie zu ihrer Hauptaufgabe macht, die Ideen (subjectiven Gedanken, Empfindungen u. s. w.) als solche und die Gesetze ihrer Associationen u. s. w. zu erforschen, und darüber Gott und Natur vergisst. Dies ist, nachdem Berkeley den Begriff der Natur ganz eliminirt und den Begriff der Gottheit

darauf reducirt hatte, dass sie in uns Ideen wirke und verkette, ein ganz kleiner Schritt; wären von ihm jene Vorschritte nicht gemacht, so wäre er vielleicht unermesslich zu nennen. Wenn nun aber die Bedeutung eines Philosophen als solchen nur davon abhängt, um wie viel er die Philosophie dem Ziel ihrer Entwicklung näher bringt, so ist eine unmittelbare Folge davon, dass ein bedeutendes philosophisches Talent sich zur Lösung der Aufgabe, die itzt vorliegt, nicht hergeben wird. Die sich dazu hergeben, werden hinsichtlich ihres philosophischen Talents nicht sehr bedeutend seyn. Dies schliesst aber ihre sonstige geistige Bedeutung nicht aus. (Man wird kaum leugnen können, dass *Rousseau* eine grössere Persönlichkeit ist als Locke, dennoch ist der Letztere als Philosoph bedeutender geworden und also gewesen.) Die Entwicklung des Realismus und Idealismus bilden deswegen einen Gegensatz. Bei jenem begann sie mit kleinen Schritten, daher treten gegen das Ende der Entwicklung ein *Hume* und ein *Diderot* auf, bei diesem nehmen Leibnitz und Berkeley ihren Nachfolgern so Alles vorweg, dass die ganze Richtung in der deutschen s. g. Aufklärung ausläuft.

4. Es ist aber damit nicht gesagt, dass kein

bedeutendes philosophisches Talent überhaupt sich mehr der Ausbildung des einseitigen Idealismus werde widmen können. Nur dies ist ausgeschlossen, dass ein solches darein seine einzige Aufgabe setze, ihn materiell weiter zu führen. Eine grosse Aufgabe aber, und eben darum ein würdiges Feld wahrhaft philosophischer Thätigkeit bietet sich in der formellen Ausbildung des bereits gewonnenen Inhalts dar. Ja diese wird um so mehr nothwendig seyn, als gerade durch das rasche Erobern unmöglich geworden war, was ein langsameres Weiterdringen erlaubt hätte. Der Character der Leibnitz'schen Werke ist früher angegeben worden. In dem steten Rücksichtnehmen auf andere Ansichten, so wie in den verschiedenen Verhältnissen in welchen er lebte und philosophirte, musste ihm, wenn auch nicht als minder bedeutende Aufgabe erscheinen — denn dagegen spricht Alles was bei Betrachtung seiner Methode erörtert wurde —, so doch factisch unmöglich werden, Alles in den gehörigen strengen Zusammenhang zu bringen, in welchem es ihm selbst vorschwebte. Zunächst handelte es sich darum den Inhalt zu bestimmen; dazu, diesen in einer streng systematischen Form darzulegen, dazu ist der Erfinder der Monadologie nicht gekommen. Der subjective Idealismus

des Berkeley zeigt uns gleichfalls kein wahrhaftes System. Zum Theil liegt dies in der Natur der Sache. Das Resultat desselben war, und darum verträgt er sich in Vielem so gut mit dem Empirismus, dass man auf die Beobachtung (der Ideenassociationen) angewiesen sey; mit diesem Resultat stimmte ein unsystematisches Sammeln von Erfahrungen sehr gut zusammen. Anderntheils aber vermisst man doch, was hier füglich erwartet werden konnte, eine systematische Zusammenstellung der verschiednen Vorstellungen oder Ideen, sey es nun in solcher Weise, wie Leibnitz sie versucht hatte, sey es in einer andern. Kurz, die Resultate des Idealismus liegen, wenigstens auf den ersten Anblick scheint es so, wie ein noch ungeordnetes Material da, und es ist keine unwürdige Aufgabe, hier den Architekten zu machen. In dieser architektonischen Aufgabe wird es nicht sowol darauf ankommen, in den vorgefundnen Resultaten viel zu ändern; höchstens wo eine fühlbare Lücke bei der Zusammenstellung sich zeigt, wird neues Material herbeigeschafft werden müssen, sondern es wird sich besonders darum handeln das, was vorliegt systematisch zu ordnen. Je mehr diese Ordnung die natürliche, das heisst hier: die von dem ersten Urheber selbst angedeutete ist, um so mehr

wird der hinzukommende Systematiker zu loben seyn. Je weniger er in den Geist desselben eingedrungen ist, um so mehr wird er von jener abweichen, um so mehr aber auch genöthigt seyn, dem Stoff selbst Gewalt anzuthun und ihn also zu ändern, aber weil hier materielle Veränderung nicht die Aufgabe ist, so würde seine Originalität in dieser Hinsicht dem zu formenden Stoff nur schaden.

5. Mit dem Abschliessen zu einem systematischen Ganzen hängt aufs Genauste zusammen die Ausbildung der Methode. Leibnitz hatte die verschiedensten, das heisst keine, angewandt, obgleich er wohl wusste wie viel auf sie ankomme. Itzt wird der unmethodisch erworbne Stoff methodisch reconstruirt werden müssen. Weil aber der Stoff bereits als gegebner da ist, so wird die Methode keine mit dem zu entwickelnden Inhalt identische seyn können, sondern wird sich äusserlich zu demselben verhalten. Wie die Methode der Scholastiker eine abstracte, raisonnirende, war, weil ihre Aufgabe war, über einen fertigen Stoff (die Dogmen, die Aristotelische Philosophie u. s. w.) zu denken, statt ihn ganz mi dem Denken zu durchdringen, d h. ihn wirklich erst hervorzubringen, so wird auch hier das verständige Raisonnement als die einzige Methode sich zeigen.

Und wenn nun dieses seinen eigentlichen Triumph in der (niedern) mathematischen Form feiert, so wäre, auch ohne den Umstand, dass Leibnitz selbst so viel von der mathematischen Methode in der Philosophie gehofft hatte, es erklärlich, dass diese angewandt wurde. Wenn man daher es Wolff tadelnd vorgeworfen hat, dass eine Neigung zum leeren Formalismus durch ihn in die Philosophie eingeführt sey, so vergisst man, dass hier der Formalismus seine historische Berechtigung hatte; wenn man damit die Anklage verbunden hat, dass von ihm Manches, was gerade vom speculativsten Gehalt bei Leibnitz war, auf die Seite geschoben sey, so hat man nicht beachtet, dass dies sich der abstract verständigen Betrachtung entziehen m u s s t e, die ihrerseits selbst wieder nothwendig war. Wenn überhaupt das Wesen der raisonnirenden Betrachtung darin besteht, dass, indem sich das Denken nur an dem Gegenstand herum bewegt, nicht sowol eine Bewegung des Objectes dadurch hervorgebracht wird, sondern nur eine Bewegung des betrachtenden Subjectes, welche ihm verschiedene Seiten abgewinnt, indem es bald auf die eine bald auf die andere Seite tritt, so ist es consequent, wenn eine solche Betrachtung mehr als jede andere darauf ausgeht, nicht sowol den Gegenstand

zu entwickeln, als ihn dem betrachtenden Subjecte nahe zu bringen. Hierin liegt die historische Berechtigung für Wolff, die Philosophie zu popularisiren, kein Schritt aber hat dies so sehr erreicht, als das Ueberführen der Philosophie in die Sprache des Volks. Wäre Wolff's Verdienst auch nur, dass er zuerst in deutscher Sprache philosophirte, so wäre er schon dadurch für die Philosophie so wichtig geworden wie *Bruno*, *Des Cartes*, *Locke*. Auch hier ist der erste Anstoss allerdings von Leibnitz ausgegangen, nicht nur dass er die deutsche Sprache als die zu philosophischen Untersuchungen geeignetste rühmt, er hat auch Philosophisches (wenn gleich nicht Bedeutendes) deutsch geschrieben, und wie sehr unter allen ihm nahe Stehenden das Gefühl rege war, dass es deutscher Geist sey, den sein System athme, das zeigt, um nur Eins anzuführen, die gleich nach seinem Tode erscheinende deutsche Uebersetzung seiner Monadologie, so dass sein Hauptwerk wirklich zuerst deutsch, wenigstens gedruckt ist. Das Verdienst aber für immer die deutsche Sprache zum Organ philosophischer Untersuchungen gemacht zu haben, gebührt Wolff. Wenn er aber zu diesem wichtigen Schritt durch die historische Nothwendigkeit getrieben wird, den Inhalt der Philosophie dem Volksbewusst-

seyn näher zu bringen, d. h. zu popularisire
ist es eine Gedankenlosigkeit von diesen beid
trennbaren Punkten den einen zu erheben un
andern herabzusetzen. Es ist ganz richtig, d
Wolff die erste Wurzel der auf ihn folgenden
larphilosophie zu finden ist, und dass diese zi
abgeschmackt ist, aber wollte man wünschen
halte sich anders, so müsste man consequenter
auch tadeln, dass Wolff deutsch schrieb, und
ders, dass er deutsch lehrte. Dieser Schritt
so bedeutender, wenn man bedenkt, dass the
Gewohnheit des Gegentheils, theils die erst zu
fende deutsche Terminologie, Wolff nöthigte
oft seine deutschen Ausdrücke lateinisch zu
ren, weil er selbst die Ansicht hatte, welche
die philosophische Facultät in Tübingen aus
dass die schwersten Lehren in *rebus philos*
im Lateinischen ungleich besser zu fassen sey
im Deutschen.

6. Wenn gleich Wolff selbst, aus einer
vorkommenden Eitelkeit, sich sehr dagegen ge
hat, dass man hinsichtlich des Inhalts seine
sophie mit der Leibnitz'schen identificire, w
in diesem Interesse oft gar so weit geht,
fast verächtlich von der letztern spricht, so in

der genaue Zusammenhang zwischen beiden von ihm selbst nicht geleugnet. Er sagt einmal, das Leibnitz'sche System fange da an, wo das seine aufhöre, — (ganz so hat später in der Wissenschaftslehre am Schlusse Fichte das Verhältniss derselben zur Kritik der reinen Vernunft bestimmt) — um anzudeuten, dass er dem Systeme Leibnitz's die Begründung gegeben habe. Nicht nur die ausserhalb seines Systems stehende Mit- und Nachwelt hat die Aehnlichkeit des Inhalts beider Systeme in der Bezeichnung der Wolff'schen Lehre angedeutet, sondern der Name der *Philosophia Leibnitio-Wolffiana* ist derselben von einem Manne gegeben, dem Wolff zwar hier vorwirft eine Confusion gemacht zu haben, von dem er aber doch sonst sagt, dass derselbe seine Sätze immer erklärt habe, wie er selber sie erkläre, und geantwortet habe, wie er selbst geantwortet haben würde, von Bilfinger. Es ist derselbe, für dessen gründliches Verständniss der Wolff'schen Philosophie noch ausserdem der Umstand spricht, dass seine Werke mit am Meisten zur Verbreitung derselben beigetragen haben, und im Vaterlande wie im Auslande als die am Meisten authentische Quelle dieser Lehre angesehen worden sind.

7. Man pflegt zu den Vorgängern Wolff's auch

Tschirnhausen

zu zählen und nicht mit Unrecht. *Ehrenfried Walther* von *Tschirnhausen*, geboren 1651 zu Kieslingswalde in der Lausitz, gestorben 1708 als auswärtiges Mitglied der Pariser Akademie, ist, obgleich er vorzugsweise als Mathematiker und Physiker geachtet war, doch nicht nur durch Arbeiten in diesen Fächern, sondern auch durch seine philosophischen Leistungen bekannt, und durch den Einfluss den er namentlich auf Wolff geübt hat, für die Folgezeit bedeutend geworden. Er selbst hat den Anstoss zu seiner Philosophie von den Schriften des *Des Cartes* und *Spinoza* erhalten, und an die Schrift des Erstern *de methodo* so wie des Letztern *de intellectus emendatione* erinnert fast jedes Blatt seines Werks. Dieses erschien unter dem Titel *Medicina mentis* ohne den Namen des Verfassers zuerst 1687 in Amsterdam, dann 1695 und öfter in Leipzig, und hat sich ungefähr dieselbe Aufgabe gestellt wie Leibnitz in seiner *Mathesis universalis* oder *Ars inveniendi.* Ja diese Verwandtschaft geht bis auf die einzelnen Ausdrücke, sein Ziel ist die *praestantissima via, quam in hac vita inire licet, veritatis per nos ipsos inventio*, er nennt sein Werk bald *Ars inveniendi* bald *tentamen ingenuinae logicae ubi disseritur de methodo detegendi incognitas veritates.* Diese wahre Logik oder wahre Erfindungskunst ist ihm die eigentliche Philosophie und nur der ein wahrer Philosoph *(philosophus realis)* welcher nach ihr strebt, während die sonst so genannten Philosophen nur *philosophi verbales* seyen

oder höchstens nur eine historische Kenntniss von der Philosophie haben. Sie ist die allgemeinste und darum die wahre Grundwissenschaft, in welcher alle andern Wissenschaften wurzeln, sie die Wissenschaft welche den Menschen der Gottheit am ähnlichsten macht. Zwei Punkte sind es nun, welche in dieser allgemeinen Wissenschaftslehre — wir nennen sie absichtlich so, wie wir Leibnitz's *ars inveniendi* genannt hatten — besonders hervorgehoben werden müssen. Es ist erstlich der Anfangspunkt zu betrachten, welcher die ganze Basis derselben bildet, dann aber die Methode, welche Tschirnhausen befolgt wissen will. Was nun zuerst jenen betrifft, so stellt er sich in sofern auf denselben Punkt wie *Des Cartes*, als er die Sicherheit des Selbstbewusstseyns als den festen Punkt bezeichnet, von dem ausgegangen werden müsse. Dies wird von ihm in verschiedenen Weisen ausgesprochen. So sagt er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe, nachdem er behauptet hat, es müssten solche *principia* festgestellt werden, *quae absque ulla erroris suspicione vel rigorosissimo Sceptico indubia* seyen, dass das erste derselben sey: *Me variarum rerum conscium esse, quod principium primum et generale totius nostrae cognitionis est.* In einer andern Form spricht er dasselbe aus, wenn er sagt, das einzige Postulat welches er an den Leser stelle sey dieses, dass er dem *dictamen propriae conscientiae* nicht widerspreche, wie er sagt *ne sibi ipsi videatur injuriam facere.* Noch anders drückt er sich aus, wo er den ganzen Gang seines Werks

recapitulirt: Er sagt, diejenigen hätten nicht Unrecht, welche sagten, dass man die Philosophie auf Erfahrungen gründen müsse. Nur hätten sie hinzufügen müssen, dass dies diejenigen Erfahrungen seyn müssten, welche man in jedem Augenblicke anstellen, die Experimente die man stets ohne Kosten machen könne, nämlich die Beobachtungen unserer selbst. Sobald wir nämlich uns selbst beobachten so sehen wir, dass das Sicherste, Gewisseste nichts Anderes ist als das, was wir Ich, Wissen, Bewusstseyn oder auch mit *Des Cartes* Denken nennen können. Dieses ist das, was jedem andern Wissen vorhergeht, und an dessen Existenz nicht einmal der übertriebenste Skeptiker zweifeln kann. Beobachtet man nun das Selbstbewusstseyn genauer, oder analysirt man, was darin enthalten ist, so ergeben sich folgende Thatsachen, die weil aus jener ersten abgeleitet, so sicher sind wie sie selbst, und gegen welche, wer nur gegen sich selbst ehrlich ist, Nichts wird einwenden können: 1) Ich habe ein Bewusstseyn von angenehmen und unangenehmen Affectionen, — dies ist ein feststehendes Axiom, an dem man nicht zweifeln kann. Auf diesem Axiom aber beruhen die Begriffe des Wohls und des Uebels und also die Wissenschaft, welche das Wohlseyn des Menschen und seine Glückseligkeit betrachtet, d. h. die Moralphilosophie. 2) Ein eben so entschiedenes und unzweifelhaftes Bewusstseyn habe ich darüber, dass ich Einiges begreifen kann, Anderes aber nicht. Dies kann Keiner leugnen, der nicht seinem eignen

Bewusstseyn widersprechen will. Auf dieses Axiom gründet sich unsere Unterscheidung des Wahren und Falschen und darum die eigentliche *philosophia prima* oder wahre Logik. 3) Endlich aber wird man eben so wenig leugnen können, denn unser Bewusstseyn sagt es uns, dass wir Eindrücke von Aussen bekommen, und Vorstellungen haben, bei welchen wir uns passiv verhalten. Dieses Axiom nun liegt dem zu Grunde, was wir über Erfahrung und empirisches Wissen zu sagen haben. Indem die Philosophie auf jene angeführten Thatsachen sich gründet, ist ihr Anfang, wenn man will, einer *a posteriori*. Jene Axiome bilden die Voraussetzung der Philosophie, und werden nicht von ihr deducirt, wie der Mathematiker auch nicht die vernünftige Natur des Menschen deducirt, sondern voraussetzt. Sobald aber diese Axiome festgestellt sind, hört auch das Verfahren *a posteriori* auf, aus ihnen allein muss Alles *a priori* abgeleitet werden. Diese Deduction ist beschlossen und also das System des Wissens abgeschlossen, wenn Alles, was in jenen Fundamental-Erfahrungen enthalten ist, erschöpft worden ist. Das Verhältniss zwischen dem Anfang und Ende des Systems drückt er deswegen so aus, dass er sagt es sey, wenn seiner Aufgabe genügt wurde *totus philosophiae circulus absque circulo (illum puta quem improbant Logici) absolutus*, oder er sagt auch: am Ende werde man zu jenen Grund-Erfahrungen zurückgekehrt seyn, indem man die ganze Natur des menschlichen Bewusstseyns entwickelt habe. 1).

Von diesem System der Wissenschaft hat nun *Tschirnhausen* nach seiner eignen Erklärung nur die Wurzel gegeben, die *philosophia prima.* (Von der *medicina corporis*, welche nach dem oben angegebenen Schema in den letzten Theil des Systems Wissenschaft gehört, sagt er selbst, sie beruhe mehr auf hypothetischen Voraussetzungen.) Diese seine „wahre Logik" ist näher zu betrachten. Die Darstellung derselben zerfällt in drei Theile, von welchen der zweite (*p.* 22—271) nicht nur an Ausdehnung sondern auch des Inhalts wegen der wichtigste ist, da der erste mehr nur eine Einleitung ist, und theils die Veranlassung zur Abfassung des Werks, theils die Wichtigkeit und Schwierigkeit eines solchen Unternehmens bespricht, der dritte wiederum nur sehr kurz (*p.* 272—296) die Frage behandelt: *in quo praecipuo objecto perscrutando vitam suaviter et cum maximo oblectamento consumere liceat?* —

Es handelt sich nun zuerst darum, ein Kriterium der Wahrheit zu finden, oder sich die Frage zu beantworten: was ist wahr und was ist falsch? Da sich die ganze *philosophia prima* an das (oben als zweites bezeichnete) Axiom anschliessen muss, dass wir Einiges begreifen, Andres aber nicht, so ist es nöthig erst deutlich zu machen, worin das Wesen des Begreifens (*concipere*) bestehe, denn daran, dass wir ein Vermögen zu begreifen (*intellectus*) haben, daran können wir nach jenem Axiom nicht zweifeln. Das Wesen nun des *concipere* wird fixirt im Gegensatz gegen das blosse *percipere*, und

zwar wird ihr Verhältniss so gefasst, dass das *concipere* eine wirkliche Thätigkeit, reine Activität des Geistes sey, während das *percipere* (Wahrnehmen) ein passives Verhalten involvire. Das Vermögen nun der Perception wird *imaginatio* genannt, während das der Conception *intellectus* ist. Bei dieser Bestimmung aber bleibt er nicht stehn, sondern sucht nun die specifische Natur dieser Thätigkeit auch näher zu bestimmen. Diese findet er nun darin, dass das Begreifen ein Zusammenfassen sey. Es ist deswegen ein grosser Unterschied, ob man etwas begreift, oder einen sogenannten Begriff von Etwas hat. Den letztern Ausdruck braucht man gewöhnlich für das blosse Bekanntseyn. Darum sagt er ausdrücklich, dass ein wirklicher Begriff immer etwas sage (nicht stumm sey), d. h. eine Behauptung (ein Urtheil) involvire, sey dies nun eine Bejahung oder eine Verneinung. Daher ist es auch möglich aus einem Begriff Etwas (d. h. ein Urtheil) zu folgern. Z. B. der Satz *ex nihilo nil fit* folgt in der That aus dem Begriff der Sache, denn da das Nichts kein Concept ist, ein Etwas aber wohl ein Begriff, so würde, wenn sichs anders verhielte aus einem *non conceptum* ein *conceptum* deducirt werden können. Begreifen ist also Zusammenfassen von Begriffen und das Vermögen dieses Zusammenfassens ist der *intellectus*. Dies bahnt nun einen Uebergang dazu ein (äusseres) Kriterium zu finden, wodurch man den *intellectus* von der *imaginatio* unterscheidet. Die Erfahrung lehrt uns nämlich, dass

wo wir etwas begriffen haben, wir es Andern durch Worte begreiflich machen, ja wie die Mathematik zeigt, ihre Einstimmung zu unsern Behauptungen erzwingen können, dagegen ist es uns ganz unmöglich eine Perception, z. B. die Empfindung einer Farbe ihnen beizubringen, ohne dass sie sie selbst schon haben. Es folgt daraus, dass das Vermögen der Conception bei Allen dasselbe ist, während die Imagination verschieden ist. Umgekehrt kann wieder geschlossen werden, dass überall wo wir dem Andern Etwas durch blosse Worte deutlich machen können, wir es begriffen, wo nicht, höchstens vorgestellt haben. Das Verhältniss beider Erkenntnissweisen bestimmt er dann auch so, dass das Unbegreifliche auch nicht vorstellbar sey, von dem Vorstellbaren dagegen könnten wir Einiges begreifen, Anderes nicht. An diese Bestimmungen nun über das Wesen des Begreifens schliesst sich die Behauptung welche die eigentliche Basis seiner *philosophia prima* bildet: den Maassstab des Wahren und Falschen trägt Jeder in sich selbst. Die Falschheit besteht nämlich nur in der Unbegreiflichkeit, Wahrheit darin, dass Etwas begriffen werden kann. Darum ist es ganz gleichviel ob wir sagen Etwas sey ein *non-ens*, oder unmöglich, oder es könne begriffen werden, wie auch *ens*, *possibile* und *quod concipi potest* Synonyma sind. Man muss nur hiebei immer den Unterschied festhalten zwischen dem *concipere* und der blossen Perception und Imagination. Er macht sich unter andern Einwänden auch den, den er selbst als den

keptischen bezeichnet, dass wo man dies Kriterium nwendet, man doch nur von einer Wahrheit in nserm Begriffe sprechen könne, nicht aber von ner Wahrheit *absolutè* genommen. Er sagt gegen iesen Einwand erstlich, dass die genauere Untersuchung über die Wahrheit in unserm Begriffe und i der Sache eigentlich nicht hierher gehöre, dann ber versucht er zu zeigen, dass doch auch die Skepker, wenn sie Allem nur eine subjective Gewissheit und keine objective Wahrheit zuschreiben, inigen Erscheinungen den Character der Beständigkeit zuschrieben andern aber nicht, und also Wirkches und Unwirkliches nur unter andern Namen nterschieden. Sie zeigten dadurch, dass sie sich lbst widersprechen, und also ihre Einwände nicht hr zu fürchten sind. Ferner versucht er zu zeien, dass wenn auch wirklich Alles, was wir bereifen nur subjective Vorstellungen wären, hinsichtch des praktischen Verhaltens dies gar keinen Unterschied machte. Wenn er aber endlich, mehr uf den Einwand eingehend, immer hervorhebt das, as *concipi potest* sey auch in *rerum natura possibile*, das Gegentheil unmöglich, wenn er immer ie *absurda* und die *possibilia* sich entgegen setzt, enn er fortwährend sich auf die Mathematik und ie Algebra insbesondre beruft, so sieht man deutch, dass er hier von einer andern realen Wahreit nicht spricht als von der, welche den reèllen rössen im Gegensatz gegen die imaginären zukommt. aher er auch ganz entschieden, wo er die *absurda*

und die *mera possibilia* sich entgegenstellt, hinzusetzt *tertium non datur i. e. concipi nequit.* 2)

Mit diesem Kriterium der Wahrheit ist nun aber auch das eigentliche Fundament des Wissens gefunden, und eine Regel wodurch wir überhaupt Falsches und Wahres sondern können. Es liegt nämlich in jenem Princip enthalten, dass aus Wahrem nur Wahres, aus Falschem nur Falsches folgen kann: Wahr ist was begriffen ist, es kann nun in dem, was begreiflich ist nur solches enthalten seyn (und also daraus folgen), was auch begreiflich, d. h. wahr ist, und umgekehrt. Halten wir dies aber fest, so werden wir, wenn wir nur richtig deduciren, selbst wo wir von einer falschen Voraussetzung ausgegangen sind, sehr bald dazu kommen dies einzusehn, da nur Unbegreiflichkeiten daraus folgen würden. Es fragt sich nun weiter, worin die richtige Ableitung aus dem Princip besteht, oder welches die eigentlich philosophische Methode ist. Zunächst nennt Tschirnhausen, ziemlich unbestimmt, die Methode die richtige, in welcher wir nur solche Operationen anwenden, die wir selbst begreifen. Er sagt dann ferner es sey diejenige Methode, welche vom Einfachsten ausgehe und sich dann zum Complicirteren erhebe, und zeigt wie dies eben von der mathematischen Methode geleistet werde. Die Mathematik sey deswegen ein steter Fingerzeig für den Philosophirenden, darum seyen die Philosophen die etwas geleistet hätten, immer auch Mathematiker gewesen, zumal da über gewisse Gegenstände, die Natur z. B., ohne Mathe-

matik zu philosophiren ein lächerliches Unternehmen sey. Ohne Naturphilosophie aber gebe es wiederum keine Philosophie. — Der zweite Abschnitt im zweiten Theil der *Medicina mentis* hat nun die Aufgabe das Wesen der philosophischen Methode deutlich zu machen, er stellt sich die Frage, wie man, wenn nun jenes Princip einmal gefunden ist, bei seinen Untersuchungen immer auf dem rechten Wege bleibe. Es entsteht hier zuerst das Bedürfniss, da nur aus Begriffenem Neues abgeleitet werden kann, zuerst sich die ersten möglichen Begriffe zum Bewusstseyn zu bringen, welche die einfachsten sind, und aus welchen alle andern zusammengesetzt werden. Da, wie oben gezeigt, ein jeder wirkliche Begriff einen Satz enthält, so sind die primitiven Begriffe, als Sätze auszusprechen, es sind die Definitionen. Die Definition also einer Sache ist ihr Begriff oder das, was an ihr begriffen wird, und zwar was an ihr begriffen seyn muss, ehe man andere Eigenschaften derselben begreifen kann. Da der Begriff einer Sache Product der Thätigkeit ist, wodurch wir sie (ihre Bestimmungen) begreifen, so wird jede wahre Definition die Sache als Product darstellen oder ihre Genesis *(generatio)* enthalten müssen. Tschirnhausen legt auf diese Forderung ein grosses Gewicht. Er spottet der Philosophen, die sich mit dem *genus* und der specifischen Differenz begnügen, und sagt, dass diejenigen seiner Ansicht näher kämen, welche sagten, in der Definition müsste auch die *causa efficiens* der erklärten Sache angegeben seyn. Allein

auch mit diesen ist er nicht zufrieden, da sie in der Regel die *causa efficiens* nur empirisch aufnehmen, und nur angeben woraus das Erklärte etwa zufällig hervorgegangen sey. Er verlangt mehr. Er will dass diejenigen Requisite angegeben werden, durch deren Zusammentreffen die erklärte Sache mit Nothwendigkeit in Wirklichkeit treten müsse. Dies ist der Grund warum er verlangt jene Requisite sollten *a priori* als solche erkannt werden, und warum er nicht genau sondert die (subjective) *generatio* des Begriffs in uns, von der objectiven *generatio* des Begriffs, der das Wesen des Gegenstandes ist. Eine richtige Definition eines Zustandes würde darum die seyn, welche zugleich enthielte, unter welchen Umständen dieser Zustand eintreten muss. (Das Beispiel dessen er sich bedient, ist auch noch dadurch interessant geworden, weil es dazu gedient hat, seine Meinung falsch zu verstehn: Er sagt nämlich: Wenn wir eine richtige Definition des Lachens hätten, so müsste, sobald nur gegeben wäre, was jene Definition als Requisite für das Eintreten des Lachens bestimmt, das Lachen selbst eintreten. Wer daher die Requisite des Lachens weiss, d. h. seine richtige Definition kennt, der kann leicht Lachen erregen. Dieses würde z. B. nach ihm der erreichen, welcher erzählte, er habe Etwas gethan, wovon er weiss, dass es gegen alle Gewohnheit und gesunde Vernunft ist. Ungewöhnliches, Vernunftwidriges erregt nämlich Lachen oder ist Requisit seiner Entstehung. — Dies haben nun Tennemann

L. so verstanden als sagte er, die Definition Lachens müsse Lachen erregen. Lachen erregend e ich hier nur — die Uebersetzung.) Enthält : die Definition so die eigentliche Genesis des inirten, so kann sie natürlich einem Zweifel an Möglichkeit desselben keinen Raum mehr lassen, s dieser Zweifel wäre nur ein Zweifel ob, was begriffen habe, auch begreiflich sey. Die erste gabe des Logikers ist also die allereinfachsten initionen und, da diese nicht anders gegeben werkönnen, ihre Requisite aufzusuchen, d. h. dasge mit dessen Gesetztseyn auch das *definitum* tzt ist. Um dies aber zu können, bedarf es r Classification der primitiven Begriffe. Zu diekommt man, wenn man zunächst die Begriffe, wir haben, ins Auge fasst, und dann zusieht sie sich von einander unterscheiden und in die- Trennen so weit fortschreitet bis man auf Be-'e kommt, welche eine so verschiedne Genesis en, dass man sie ganz verschiednen Classen zulen muss. Bei dieser Analyse finden wir nun, wir erstlich solche Gedanken haben, welche auch wider unsern Willen kommen, so dass wir dabei passiv verhalten, die Gegenstände nun dielossen Perceptionen nennen wir vorgestellte (*imabilia* oder auch *phantasmata*), zu welchen u. a. a die sinnlichen Gegenstände gehören. Mit ihnen es die Imagination zu thun. Zweitens haben Gedanken die wir, was ihre *generatio* betrifft, :h unsre eigne Thätigkeit hervorbringen, die also

wirkliche Begriffe sind, die aber das Eigenthümliche haben, dass man sie auf verschiedene Weise entstehen lassen kann (z. B. den Triangel durch Halbiren eines Quadrats, oder durch Bewegung zweier Punkte u. s. w.), diese Begriffe, deren abstracten Character wir sehr wohl erkennen, indem wir ihnen keine Existenz ausser unsern Gedanken zuschreiben, sind die mathematischen. Es sind dies die Gegenstände welche *rationalia* genannt werden; mit ihnen hat es der Verstand *(ratio)* zu thun. Drittens haben wir Gedanken, die eben wie die zuletzt genannten Begriffe sind, aber nicht, wie jene, beliebig von uns gemacht werden können, sondern ihre eigenthümliche Genesis haben, welche wir mit machen, indem wir sie denken. Es sind dies diejenigen Begriffe, bei denen wir zugleich wissen, dass ihnen wirkliche Gegenstände correspondiren, da wir einen solchen Begriff nur haben können indem wir den Gegenstand alle andern Gegenstände ausschliessend denken. (Diese Sprödigkeit gegen einander haben die mathematischen Begriffe nicht). Diese Gegenstände sind die, welche *realia* genannt werden oder auch *physica*, sie sind der Gegenstand der reinen Vernunft (des *purus intellectus.)* Es gibt also dreierlei Arten von Gedanken, solche welche die *imaginabilia*, solche die die *rationalia*, endlich solche welche die *realia* zu ihrem Gegenstande haben. Je nachdem nun der zu definirende Gegenstand einer oder der andern Classe angehört, werden auch die Requisite seiner Definition verschieden seyn, oder

h das was die Elemente derselben genannt wird.
verschiedenen Combinationen dieser Elemente
en die verschiedenen Definitionen. Alles Sinn-
e entsteht nun nur wo Flüssiges und Hartes ge-
en ist, dies sind darum die Elemente für die
initionen dieser Classe der *imaginabilia*. Für die
ionalia sind die Elemente der Punkt, die gerade
die krumme Linie. Endlich für die *realia* die
terie die zusammenhaltende Bewegung (die soge-
nte Ruhe, eine eigentliche Ruhe gibt es nicht)
die trennende Bewegung (was man gewöhnlich
regung nennt). Die möglichen Combinationen die-
Elemente sollen nun die Grundbegriffe oder Fun-
entaldefinitionen geben. Für diese Combinationen
stellt er folgende Regel auf, dass immer eines
er einige) dieser Elemente als fest, das andere
er andre) als beweglich genommen werde. Diese
is undeutliche Forderung sucht er näher zu be-
men. Wo er aber in das Detail geht, und Bei-
le solcher Definitionen gibt, sind dies immer nur
nematische; so zeigt er, dass die Kreislinie nur
eine, durch Drehung einer Geraden um einen
ten) Punkt entstandne Curve. (Punkt und Linie
hier die Elemente.) Er sagt nur ganz kurz
lich würden sich die Elemente in allen Defini-
en verhalten, wobei er an den Aristotelischen
anken erinnert, dass alles Werden Bewegung
oder sie voraussetze. Bei diesen Definitionen aber
iedigt er sich nicht damit, nur einzelne aufzu-
en, sondern er sucht dabei zugleich einer andern

Forderung nachzukommen, die er hinsichtlich der Definitionen sich gestellt hat: Es sollen nämlich im methodischen Fortgange die Definitionen in gehöriger Ordnung dargestellt werden, d. h. so, dass immer diejenigen später kommen, welche eine andere voraussetzen oder auf diese reducirt werden können. So stellt er denn eine Stufenfolge immer mehr complicirter Curven auf, beginnt mit dem Kreise, geht dann zur Ellipse über, die er sich entstehend denkt indem die Enden eines Fadens an die beiden Brennpunkte befestigt sind, und von der er zeigt, sie werde auf den Kreis zurückgeführt, indem man die beiden *foci* zusammenfallen lasse u. s. w. Dass die Tafel dieser Definitionen erschöpfend ist, wird dadurch gezeigt werden müssen, dass man entweder durch den unvermeidlichen Prozess ins Endlose, oder durch eine andre *demonstr. ad impossibile* zeigt dass es keine andre als diese geben könne.

Die Definitionen sind aber nicht das, wobei man stehen bleiben muss, sondern von eben solcher Wichtigkeit sind für das System der Wissenschaft die Axiome. Unter diesen versteht Tschirnhausen diejenigen Sätze, die sich aus der Analyse einer Definition ergeben, indem sie die nothwendigen Verhältnisse ihrer Elemente angeben. So zeigt er, dass aus der oben aufgestellten Definition des Kreises sich das Axiom ergebe, dass die Radien gleich seyen u. s. w., und versucht dann auch aus dem Begriff der Quantität und der Gleichheit die drei Axiome abzuleiten, worauf die Algebra beruhe, und bemerkt dann, dass je

complicirter eine Definition (oder ihre Genesis) sey, um so weniger sich die Zahl der daraus abzuleitenden Axiome bestimmen lasse. Entstanden aus der Analyse der Definitionen die Axiome, so sind von diesen unterschieden die Theoreme. Diese sind das Resultat von der Verbindung mehrerer Definitionen. In dieser Verbindung nämlich geschieht es, dass bis dahin getrennte Elemente mit einander in Verbindung treten und daraus ein neues Mögliches, eine neue Definition, kurz eine neue Wahrheit entsteht. Auch hier gibt er die Regel, dass man von den einfachern zu den zusammengesetztern übergehen solle, indem man zuerst wenige und einfache, dann mehrere und complicirtere Definitionen verbinde. Nachdem er dann noch den Begriff der Aufgaben erörtert und die Lösung einiger mechanischen Probleme gegeben, nachdem er dann ferner eine Parallele gezogen hat zwischen dem, was seine Methodenlehre sagt und den Regeln welche *Des Cartes* gegeben hatte, schliesst er, auf den ganzen Gang zurücksehend, damit, dass in dem Gesagten angegeben sey, auf welche Weise wir durch uns selbst zu immer neuen Wahrheiten kommen können. — Von viel geringerem Interesse ist nun, was Tschirnhausen dem bisher Dargelegten hinzufügt, die praktischen Folgerungen. Er bahnt sich den Uebergang dazu durch die Bemerkung, dass es nicht genug sey, den Weg zu wissen, es bedürfe auch der Anweisung wie man auf die leichteste Weise das Ziel erreiche, und so gibt er denn einmal an, welches die Hinder-

nisse sind, die sich dem richtigen Denken entgegenstellen, untersucht **zweitens** worin die hindernden Irrthümer ihren Grund haben, und gibt **drittens** die Mittel an, welche gegen sie angewandt werden. Bemerkenswerth ist hier besonders dies, dass der Ursprung des Irrthums nicht in die Vernunft gesetzt wird, sondern in die Imagination, und zwar insbesondere darein, dass wir verwechseln was wir begriffen und was nur uns vorgestellt haben. Er weist dies in einzelnen Fällen nach, wieder vorzugsweise im mathematischen Gebiet, namentlich dort wo es sich um unendlich kleine Grössen handelt. Im Uebrigen sind hier gute praktische Bemerkungen über Unterricht in der Mathematik, Sprachen u. s. f. gegeben. 4).

Gehn wir nun zum Schluss zum dritten Theil des Tschirnhausenschen Werks über (*p.* 272—296), so sucht dieser einen Ueberblick zu geben über den ganzen Inhalt des Systems der Wissenschaft. Es schliesst sich diese Uebersicht, wie nicht anders zu erwarten war, an das bisher Gesagte an. Die Betrachtung der blossen *rationalia* gibt die **Mathematik**, die Betrachtung der *realia* dagegen ist die Aufgabe der **Naturphilosophie** oder Physik. In dem Studium derselben ist es eben sowol das *rationale* als das *imaginabile* als das *reale* womit man sich beschäftigt, denn unter der Physik ist zu verstehn die Wissenschaft des Universums, die durch ihr mathematisches Element eben so sehr *a priori*

als durch ihr empirisches *a posteriori* verfährt. Sie hat deswegen dieselbe Sicherheit wie die Mathematik, und dann doch nicht den abstracten Character derselben, welchen diese selbst eingesteht, indem sie ihre Zuflucht zu Figuren, d. h. *imaginabilibus* nimmt. Die Physik hat die höchste Dignität unter den Wissenschaften, denn alle Gegenstände womit es Ethik, Oeconomie, Medicin, kurz alle übrigen Wissenschaften zu thun haben, sind auch ihre Gegenstände. Sogar die Kenntniss unser selbst fällt in ihr Bereich. Aus ihr lassen sich daher alle Wissenschaften ableiten. Sie ist ferner darin allen andern Wissenschaften vorzuziehn, weil die letztern nur unsere Gedanken oder doch nur die Beziehung der Gegenstände auf uns betrachten, — also menschliche Wissenschaften sind, während die Physik indem sie die objective Beschaffenheit der Dinge und die ewigen Gesetze betrachtet nach welchen Gott dieselbe geschaffen die göttliche genannt werden kann. Für beide aber, für die Mathematik wie für die Naturphilosophie bildet die *ars inveniendi* die Grundlage und so kann er am Schluss seines Werks folgende Uebersicht des ganzen Systems der Wissenschaft geben: die Philosophie oder die Erfindungskunst gleicht einem Baum, an dem Wurzel, Stamm und die fruchttragenden Zweige unterschieden sind. Die Wurzel sind die ganz allgemeinen Lehren der Erfindungskunst, den Stamm derselben bilden die mehr besondern Lehren über die *imaginabilia*, *rationalia* und *realia*, endlich die Zweige werden gebildet durch die einzelnen

Lehren der Erfindungskunst, welche sich auf die Ethik, die die Gesundheit der Seele zu befördern sucht, beziehn, so wie auf die Medicin oder die Anweisung die Gesundheit des Körpers zu befördern, und endlich die Mechanik oder die Anweisung die Macht beider über die Natur zu erheben. In allen diesen Theilen, fährt er fort, wiederholt sich gewissermassen derselbe Inhalt. Denn wie in der Wurzel eben so wie im Stamm und den Zweigen sich Dreierlei unterscheiden lässt, das Mark, das Holz und die Rinde, so wird in der ganzen Philosophie nur von den drei Gegenständen alles Denkens gehandelt, den *imaginabilibus*, *mathematicis* und *realibus*, in der Wurzel am unvollkommensten, vollkommner im Stamm, am vollständigsten bei den Zweigen. Ein gewisses Schwanken ist bei diesem Gleichniss nicht zu verkennen. Denn unmittelbar darauf sagt er, er habe in seinem Werk, das doch nach seiner frühern Erklärung die ganze *philosophia prima* oder *ars inveniendi* enthalten sollte, eben nur die Wurzeln gegeben, so dass er den Leser ungewiss lässt, ob er — was ich für wahrscheinlicher halte und worin mich auch dies bestärkt, dass Tschirnhausen selbst einmal zu Wolff gesagt hat, er werde in dem zweiten *tomo* die gegebnen Regeln auf (nur) die Mathematik appliciren, im dritten (nur) auf die Physik. Ueber diesen werde man erstaunen — in diesem Vergleich das Wort *ars inveniendi* in einem weitern Sinn nimmt, so dass darunter Mathematik und Naturphilosophie mit befasst sind, oder ob (worauf freilich der Titel

auch deuten konnte) diesem allgemeinen Theil der Logik noch ein besonderer folgen sollte. 5).

Aus dem bisher dargestellten ergibt sich, dass die eigentliche Bedeutung welche Tschirnhausen für die Geschichte der Philosophie hat, darin besteht die Forderung einer mathematischen Behandlung ausgesprochen zu haben. In wie weit er in den Schriften, die er vor seinem Tode verbrannt hat, auch in materieller Hinsicht die Philosophie gefördert hat, ist nicht zu entscheiden. Factisch ist er hinsichtlich der Methode für Wolff der Anstoss geworden, die Philosophie in formeller Hinsicht zu dem zu machen, was Tschirnhausen von ihr erwartet hatte.

Wolff und seine Schule.

§. 18.

Christian Wolff's Leben [1]).

Christian Wolff wurde am 24. Januar 1679 in Breslau geboren. Er war der Sohn eines Lohgerbers,

---

1) Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolffischen Philosophie, zum Gebrauche seiner Zuhörer von *Carl Günther Ludovici etc.* Lpz. 1735. u. öfter.

(*Baumeister*) *Vita fata et scripta Christiani Wolfii philosophi. Lips. et Vratisl.* 1739. Für *Baumeister* schrieb Wolff selbst einige Notizen über sein Leben auf, welche in einer Umarbeitung dieses Werks benutzt werden sollten, diese kam nicht heraus, wohl aber benutzte jene Notizen:

Gottsched: Historische Lobschrift des Weiland Hoch- und Wohlgebornen Herrn Herrn Christians des H. R. R. Freiherrn von Wolff etc. Halle 1755. 4.

Disputiren überlegen zu seyn, die scholastische Philosophie fleissig studiren, die er trotz dem, dass sie ihm nicht genügte, gut inne hatte. Die Bemerkung aber, dass diese Disputationen zu keinem Ende führten, zugleich mit der Versicherung seiner Lehrer, die Mathematik habe eine zwingende Evidenz, so ward er, wie er selbst sagt, „begierig die Mathematik *methodi gratia* zu erlernen, um mich zu befleissigen, die Theologie auf unwidersprechliche Gewissheit zu bringen." So war es denn, obgleich er den Plan Geistlicher zu werden nicht aufgab, besonders das Verlangen Mathematik und Physik unter Hamberger zu studiren, was ihn im Jahre 1699 nach Jena brachte. Er ward in diesem Verlangen um so mehr bestärkt, als ihm in den theologischen Vorlesungen nicht mehr geboten ward als er ohnedies wusste. In der Philosophie wurden gleichzeitig Hebenstreit, ein Anhänger, und Treuner, ein Gegner der scholastischen Philosophie seine Lehrer, viel wichtiger aber ward für ihn das Studium des Tschirnhausenschen Werkes, so wie der naturrechtlichen Sachen des Grotius und Pufendorf. Bei dem erstern erschien ihm Vieles unbestimmt, namentlich der Begriff des *concipere*, den er zu erklären suchte durch *cogitationes mutuo se ponentes*, während *cogitationes mutuo se tollentes concipi non possunt*, so dass er also an die Stelle der blossen Vereinbarkeit (Möglichkeit) die Untrennbarkeit (Nothwendigkeit) setzte; eine Unterredung die er über diese Gegenstände mit Tschirnhausen hatte, gab ihm zwar wenig Aufklä-

hielt er eine Vocation nach Giessen; der Einfall der Schweden in Sachsen machte den Aufenthalt in Leipzig in jeder Art bedenklich, und so nahm er den Ruf an. Die Abwesenheit des Landgrafen von Darmstadt verzögerte die Bestallung, und während der Zeit liess Wolff sich bereden, die Giessner Vocation zurückzuweisen und die Professur der Mathematik in Halle anzunehmen. In den ersten Jahren hielt er auch nur mathematische Vorlesungen; als aber der berühmte Hoffmann als Leibarzt des Königs nach Berlin ging, übernahm er auch die Vorlesungen über die Physik und an diese schlossen sich dann Vorlesungen über andere Theile der Philosophie an. Auch datirt sich von da her seine Wirksamkeit als Schriftsteller im philosophischen Gebiet. Den Anfang machte er hier mit der Logik, welche zuerst deutsch herauskam [4]), obgleich der erste Entwurf dazu lateinisch verfasst worden ist. Dass er, gleich Thomasius, in deutscher Sprache, dass er dabei frei und in ungezwungner Weise vortrug, dass er sich die grösste Mühe gab deutlich und fasslich seine Lehre vorzutragen, dabei seine wiederholten Versicherungen, dass die Wahrheiten der Religion sich vor der Vernunft rechtfertigen liessen: alles dies bewirkte einen ausserordentlichen Zulauf zu seinen Vorlesungen. Bald ward sein Name auch in einem weitern Kreise

4) Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes und ihrem richtigen Gebrauche in Erkenntniss der Wahrheit. Halle 1712. 8. Achte Aufl. 1736.

bekannt, und verschiedene Aufforderungen e
an ihn, hinsichtlich dessen, was er lehrte, d
Nachricht zu geben. Sie waren mit die Veran
zur Herausgabe eines Werks, in welchem,
gleich einen mehr historischen Character hat
eigentlich eine encyclopädische Uebersicht
Systems enthalten ist [5]). Er war in dies
Mitglied der *Royal society* in London und d
demie zu Berlin geworden. Sehr früh aber
den auch die Misshelligkeiten mit den hallische
logen, welche auf das Schicksal Wolff's e
bedeutenden Einfluss gezeigt haben. Im Ja
war Joachim Lange, bisher Rector am Fri
Wilhelms Gymnasium in Berlin, als Profes
Theologie nach Halle gekommen, ein Mann
chem sich ein starrer Orthodoxismus mit Hin
zu den Ansichten einer *Bourignon*, eines *Poir*
paarte, und dem es ein feststehendes Axio
dass die Vernunft sich den kirchlichen und ge
theologischen Bestimmungen zu subordiniren
und der eben deshalb mit dem Wolff'schen
punkt sich nicht befreunden konnte. Eben
nig konnte es der fromme A. H. Francke, w
— wie sich ein solches Verhältniss sehr häu
det — der starrsystematische Lange in wi
schaftlichen Dingen bald zur grössten A
ward, welcher er nach seiner Meinung sich

---

5) *Ratio praelectionum Wolfianarum in Mathesin et phiam universam. Hal.* 1718. 8.

zuordnen hatte. So trat denn auch bei den Streitigkeiten mit Wolff Lange immer in den Vordergrund. Man thut ihm gewiss Unrecht, wenn man nur persönliche Gründe, wie die Abnahme der Frequenz in seinen Vorlesungen u. s. w. ihn bestimmen lässt. Bereits im Jahre 1712, wo dieselben am Meisten in Flor standen, warnte er die Studirenden unter der Hand vor dem Besuch der Wolff'schen Vorlesungen, und gab ihnen zu verstehn, dass dieselben vom wahren Glauben abführten. Es war das gewiss seine feste Ueberzeugung. Nachher hat sich dann freilich Vieles hineingemischt was der Sache diesen objectiven Character nahm. Wolff nahm sichs nicht übel auf seinem Katheder sich über manche abgeschmackte Predigt lustig zu machen, und rügte die Art, ohne sorgfältige Vorbereitung auf die Kanzel zu gehn. Eben so fehlte es nicht, dass bei Erörterung der Punkte in welchen er von der Ansicht der Hallischen Theologen abwich, obgleich er diese nie nannte, Manches gesagt ward, wobei die Beziehung leicht zu finden war. Zwischenträgereien fehlten denn auch damals nicht, und thaten ihr Bestes. Sogenannte eifrige Schüler von Lange und Francke erzählten ihren Lehrern, was sie bei Wolff im Collegio gehört hätten oder theilten ihnen Nachschriften mit; Francke bekennt ganz offen, dass er sich von den Zuhörern desselben habe geben lassen, was sie bei Wolff nachgeschrieben hatten, ein Verfahren welches, da doch die Absicht des Lernens nicht vorausgesetzt werden kann, eben nicht lobenswerth ist. So entstand denn

bei den Theologen immer mehr der Wunsch, dass Wolff genöthigt würde, seine philosophischen Vorlesungen einzustellen und sich nur auf die mathematischen zu beschränken. Endlich im Jahre 1721 brach der Kampf offen aus. Am 12. Juli gab Wolff das Prorectorat an Lange ab, und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede über die Moral der Chinesen, in welcher er den Confucius sehr rühmte, und zugleich bekannte, in vielen Punkten mit ihm übereinzustimmen. Gleich am folgenden Tage hielt der Senior der theologischen Facultät Justus Breithaupt eine Predigt gegen ihn, Francke aber, der Decan derselben, bat sich in ihrem Namen das MS. der Rede aus. Wolff verweigerte dasselbe in einem Brief, der um so verletzender wurde als er darin Francke seine Heterodoxie hinsichtlich einiger Dogmen vorrückte. Die Demonstration der Studirenden, welche Wolff mit einem Vivat beehrten, während „der alte Schulmajor" verspottet ward, mag auch nicht dazu beigetragen haben, Lange versöhnlicher zu stimmen, — kurz die theologische Facultät suchte um die Einsetzung einer Königlichen Commission nach, welche die Irrlehren Wolff's einer Prüfung unterwerfe. Der Zweck dieser Petition ward nicht erreicht, indem das Urtheil der Commission zu Gunsten Wolff's ausfiel. Dagegen fiel in Halle etwas vor, was in seinen Folgen für Wolff sehr verderblich wurde, weil es nicht nur Lange sehr verletzte, sondern auch alle andern Professoren mit Recht gegen Wolff sehr aufbrachte: bereits im Jahre 1721 hatte Wolff als Decan

: philosophischen Facultät seinem Schüler dem *M.* ümmig die Adjunctur in derselben verschafft, und nit Lange der ihn darum für seinen Sohn angegen hatte, sehr gekränkt. Als nun im J. 1722 ümmig ausserordentlicher Professor ward, gleichls auf Fürsprache Wolff's, erzürnte er dadurch, s er dies durch Einwirkung auf den Hof gegen n Willen der meisten Collegen durchgesetzt hatte, ne, durch den dem Thümmig gegebnen Vorzug er einen andern jungen Docenten, den *M.* Sträh-, der bis dahin über Wolff's Metaphysik gelesen tte. Dieser schloss sich itzt sehr an Lange an. ese Facta sind constatirt. Es wäre aber übereilt, t Wolff's enthusiastischen Verehrern, z. B. Hartnn, zu behaupten, nur jene Kränkung und die reizung Lange's hätten ihn bewogen gegen Wolff schreiben. Genug er that es, indem er eine „Prüng der vern. Ged. von Gott, der Welt und der ele des Menschen, u. s. w.“ herausgab. Wolff beügte sich nicht damit, über diese Schrift zu spotn, sondern forderte in einem Schreiben vom 8. März '23, welches sehr gereizt abgefasst ist, den Procetor zur Ahndung dieses „höchst strafbaren Frels“ auf, indem er sich auf einen Königlichen Befehl rief der Angriffe gegen ordentliche Professoren ber Professoren untersage. Damit nicht zufrieden ndte er sich an die Regierung in Magdeburg und rderte eine fiscalische Untersuchung, ein Verfahren gegen der gesammte Senat Protest einlegte, weil durch die Einmischung der Regierung die Rechte

der Universität gekränkt. Während von Seiten der Universität Strählern Mässigung anempfohlen wurde, erlangte Wolff vom Hofe ein Rescript, in welchem Strählern bei Verlust der Magisterwürde und ansehnlicher Geldstrafe Stillschweigen auferlegt ward. Auch den Professoren war unter ähnlicher Androhung untersagt, des Streites weiter zu gedenken. Wolff konnte sich also eigentlich nicht beklagen, wenn auch seine Gegner den Weg einschlugen, den er ihnen gewiesen hatte. Dies Mal waren sie schlauer. Zuerst suchten sie auch die übrigen Collegen ihrer Sache zu gewinnen. Mit dem „Bedenken“ welches die theologische Facultät nach Berlin schickte, ging gleichzeitig nach Langens Behauptung „eines von dem Herrn *Decano* und andern *Membris* der löblichen *Philosophischen* Facultät“, das in ganz ähnlichem Sinne abgefasst war, dahin ab. Da aber eine Commission, die wieder in Berlin niedergesetzt wurde, keinen bessern Erfolg zu versprechen schien, als die erstere, so ward versucht, den König mit Misstrauen gegen die Wolff'sche Lehre zu erfüllen. Gundling, der die traurige Rolle eines lustigen Rathes bei Hofe spielte, schien kein zu schlechtes Mittel für eine Sache die man für gut hielt! Freilich, was darauf erfolgte, hatte Niemand erwartet, geschweige denn gehofft; ihr Schreck war so gross, dass Lange als die Katastrophe erfolgte für drei Tage Schlaf und Appetit verlor. Am 13. November traf nämlich in Halle eine Cabinetsordre vom 8. November ein, durch welche Wolff, weil seine Lehren der im göttlichen Worte

geoffenbarten Lehre entgegenstünden, „seiner Profession gänzlich entsetzet seyn“, auch demselben angedeutet werden solle, „dass er binnen 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle unsere übrige Königliche Lande bei Strafe des Stranges räumen solle.“ (Zugleich ward Thümmig seiner Professur entsetzt, und ein ausserordentlicher Professor der Physik Fischer in Königsberg, ein Vertheidiger Wolff's, aus den Königlichen Landen verbannt.) Noch an demselben Tage verliess Wolff Halle, und das Königreich. Er übernachtete in Passendorf auf Sächsischem Gebiet. Hier empfing er noch zuletzt die Besuche seiner Anhänger — fast die ganze Stadt wollte ihn noch sehn, und reiste dann weiter. Das Ziel seiner Reise war ihm dadurch bestimmt, dass er bereits vor der Katastrophe eine Vocation nach Marburg erhalten, und dieselbe noch nicht abgelehnt hatte, als seine Verweisung erfolgte. Er begab sich zuerst nach Cassel um den Landgrafen zu fragen ob unter den obwaltenden Umständen die Vocation nicht etwa zurückgenommen werden würde, indess beruhigte dieser ihn darüber vollkommen. Ueberhaupt war das Interesse für ihn überall noch reger geworden als früher, und noch während seines Aufenthalts in Cassel erhielt er die Aufforderung sowol nach Leipzig als auch nach Holland zu kommen. Er blieb dabei nach Marburg zu gehn, obgleich er sich vornahm nach Verlauf von drei Jahren diese Universität mit der Leipziger zu vertauschen, was er nachher, weil es ihm in Marburg wohl gefiel,

eben so ablehnte, wie die wiederholten Aufforderungen Peters des Grossen, nach Petersburg zu kommen. Zeigten sich ihm die Fürsten günstig, so erfuhr er dagegen desto mehr Feindseligkeiten von Seiten der Gelehrten, namentlich der Theologen. Die Tübinger wie die Jenaer theologische Facultät erklärten sich ganz im Sinne der Hallischen. Die Universität Upsala that ein Gleiches. In Sachsen arbeitete Löscher fortwährend gegen ihn, und eine Menge von Schriften erschienen gegen ihn. (Hartmann führt deren 126 an, und gibt ihre Titel an, die bis zum J. 1737 erschienen sind.) Auch die Marburger Professoren protestirten gegen ihn, und der Landgraf Carl musste durch starke Drohungen ihm Ruhe verschaffen. Hier in Marburg entwickelte er nun eine grosse schriftstellerische Thätigkeit. Ausser den bereits genannten Werken sind von denen, die er vor seiner Vertreibung herausgab, besonders zu nennen seine deutsche Metaphysik [6]), welche besonders bei den Anschuldigungen seiner Gegner angeführt wurde, so wie seine deutsche Moral und Politik [7]), dann seiner

6) Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch aller Dinge überhaupt, den Liebhabern der Wissenschaft mitgetheilt u. s. w. 1719. 2te Aufl. 1722. 8.

7) Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit, den Liebhabern der Wissenschaft mitgetheilt u. s. w. 4te Aufl. Frkf. u. Lpz. 1733. 8.

Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen u. s. w. Halle 1721. 8.

Naturlehre erster Theil [8]). Hierzu kamen mehrere kleinere Schriften, welche auf seine Streitigkeiten Bezug hatten; diesen Gegenstand betreffen auch einige Schriften, welche er im Anfange seines Aufenthalts in Marburg verfasste. Unter diesen sind einige gegen den Jenaer Buddeus gerichtet, dem Wolff es nicht verzeihen konnte eine Erklärung im Sinne der Hallischen Theologen abgegeben zu haben, welche im Druck erschien, Lange sagt, er wisse nicht wie; die Wolffianer: weil er sie zu seiner Rechtfertigung habe drucken lassen. (Buddeus war selbst so unzufrieden damit, dass er die Exemplare in Jena confisciren liess, war aber doch genöthigt, um seine etwas zweideutige Rolle zu verdecken, sie nachher selbst zu ediren.) Nachher wandte er sich mehr auf streng systematische Werke. Der zweite und dritte Theil seiner Naturlehre [9]), eine andre deutsche Schrift [10]), von der ungefähr dasselbe gilt was von der Anm. 5. erwähnten gesagt wurde. Dann ging er zur ausführlichern Bearbeitung seines Systems in lateinischer Sprache über. Die Logik, die Ontologie,

---

8) Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur u. s. w. Halle 1723. 2te Aufl. 1725. 8.

9) Vernünftige Gedanken von dem Gebrauche der Theile der Menschen, Thiere und Pflanzen u. s. w. Frkf. u. Lpz. 1725. 8.

Vernünftige Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge u. s. w. Frkf. u. Lpz. 1724. 8. 2te Aufl. 1726. 8.

10) Ausführliche Nachricht von seinen eignen Schriften, die er in deutscher Sprache von den verschiedenen Theilen der Weltweisheit herausgegeben u. s. w. Frkf. 1726. 2te Aufl. 1733. 8.

die Kosmologie, die empirische Psychologie erschienen in den Jahren 1728—32 in Quarto; die rationale Psychologie und die natürliche Theologie im Jahre 1734. — Während Wolff im Auslande so viele Ehren genoss — im Jahre 1733 ward er nach dem Tode des Grafen *Pembroke* zum Mitglied der Pariser Akademie erwählt — fing auch in seinem Vaterlande seine Angelegenheit an, einen andern Character anzunehmen. Zwar war nach der Vertreibung Wolffs Lange's Sohn an seine Stelle gekommen und Strähler an die Thümmigs, zwar that der ältere Lange Nichts als den Studenten einprägen, ja nur bei den *Ordinariis* zu hören, welche bereit seyen die nöthigen philosophischen Wissenschaften in einem Semester zu absolviren, zwar wurden, nachdem im J. 1727 die atheistischen Bücher durch Cabinetsordre „bei Karrenstrafe“ verboten waren, durch eine andere vom 13. Mai desselben Jahres Wolff's metaphysische und moralische Schriften mit darunter gestellt, und bei Strafe der Cassation verboten über dieselben zu lesen, auch den Buchhändlern verboten, sie zu verkaufen. Es half Alles nicht. Der Geist liess sich nicht bannen. Die „jungen unbewährten Docenten“, wie Lange sie nannte, breiteten die ihm verhasste Lehre so aus, dass ihm das Uebel schlimmer erschien als je. Was aber bedenklicher für ihn wurde, war dass mit dem Jahre 1733 sich die Stimmung am Hofe sehr zu Gunsten Wolff's gestaltete. Reinbeck und Manteuffel haben wohl mit am Meisten dazu beigetragen. Ja auf den Rath des Ministers von

Cocceji und des Fürsten von Dessau forderte der König Wolff auf, nach Halle zurückzukehren. Zwar schlug Wolff das Anerbieten aus, allein der Schreck bei der andern Parthei war doch so gross, dass sie öffentlich zwar aussprach jene Aufforderung habe gar nicht Statt gefunden, zugleich aber um eine neue Commission in Berlin hinsichtlich der Wolff'schen Lehren nachsuchte. Eine Commission ward niedergesetzt und sprach ein Urtheil zu Gunsten der Wolff'schen Philosophie aus. Lange's Gegenerklärungen halfen Nichts. In demselben Jahre wurde Strählern vom Hofe angedeutet, er dürfe nicht erst um seinen Abschied nachsuchen, wenn er etwa Halle verlassen wolle. Lange bekam einen Wink, dass gar leicht der Lauf Rechtens über ihn ergehen könne, wenn er in der Sache noch weiter schriebe. Er hat seitdem über diesen Streit nichts mehr geschrieben, nicht einmal in seiner eignen Biographie. Die günstige Wendung welche seine Angelegenheit erhielt wurde von Wolff dadurch noch verstärkt, dass er von Marburg aus den zweiten Band seiner Moralphilosophie — der erste war dem damaligen Kronprinzen gewidmet — dem Könige von Preussen dedicirte. Im Jahr 1739 gebot eine Cabinetsordre den Candidaten des Predigtamtes das Studium der Wolff'schen Philosophie, und er selbst erhielt einen Ruf nach Frankfurt an der Oder unter sehr glänzenden Bedingungen. Dieser Ruf erschien um so lockender, als Wolff seit dem Tode des Landgrafen sich in Marburg nicht mehr recht gefiel: wäre es Halle ge-

wesen, wäre er ihm gewiss gefolgt. Indess lehnte er, namentlich auf Manteuffels Rath, die Aufforderung ab, und blieb in Marburg. Indess wurde ihm der Aufenthalt daselbst immer unangenehmer, und er würde wahrscheinlich im Jahr 1740 einen Ruf nach Utrecht an *Muschenbroeck's* Stelle angenommen haben, wenn nicht gleich nach dem Regierungswechsel in Preussen Unterhandlungen andrer Art mit ihm angeknüpft wären. Friedrich II. wollte Wolff durchaus im Lande haben, die Absicht aber die er mit ihm hatte, war eine ganz andre als wohin die Wünsche Wolff's gingen. Sein Verlangen zog ihn nach Halle, während der König an eine Umgestaltung der Akademie dachte, in welcher Wolff Vicepräsident neben Maupertuis seyn sollte. Wolff sah theils die Unausführbarkeit des Unternehmens ein, theils war ihm der Gedanke unangenehm mit *Maupertuis*, *Algarotti* u. A. in ein näheres Verhältniss zu kommen, bloss um in Berlin zu figuriren. Er klagt deswegen wiederholt in seinen Briefen darüber, dass man ihm nicht statt dessen eine Professur in Halle gebe. Endlich ward er ruhig, als er interimistisch nach Halle gerufen wurde, bis jene Umgestaltung erfolgt sey. Er wusste wohl, das sie nie erfolgen würde. — Der Einzug Wolff's in Halle, war ein wahrer Triumphzug. Er glaubte darin die Garantie zu haben, dass seine akademische Wirksamkeit die alte seyn würde. Er irrte sich. Siebzehn Jahre hatten Vieles geändert. Was er vortrug, war durch seine Bücher und seine Schüler bekannt, er selbst

war nicht mehr der rüstige Mann, der seine Hauptfreude im mündlichen Dociren hatte, und dennoch war sein Selbstgefühl noch gesteigert. Es machte einen sehr unangenehmen Eindruck als er erklärte, er werde seine übrige Zeit mehr als den akademischen Vorträgen dem widmen, als Schriftsteller und so als *professor universi generis humani* zu wirken. Er musste es erleben, dass seine Auditorien leer wurden. Bei allen Ehren die ihm erwiesen wurden — er ward in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und erhielt noch in Halle einen neuen Ruf nach Dänemark — blieb er missmuthig. Das Verfahren der Berliner Akademie, welche eine Preisschrift gegen Wolff's System gekrönt hatte, diente nicht dazu ihn zufriedner zu machen, und so hat er die letzte Zeit seines Lebens in missmuthigen Klagen verbracht. Er starb am 9. April 1754, im sechs und siebenzigsten Jahre seines Lebens. — Wie Wolff während seines Lebens die mannigfachste Beurtheilung erfuhr, so ist dies auch nach seinem Tode geschehn. Es war als sollte die übertriebene Ehre die er in seinem Leben genossen hatte, und das Ansehn welches er bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts in der Philosophie genoss, abbüssen durch die eben so übertriebene Herabsetzung, die er in unserm Jahrhundert erfahren hat, indem es wirklich Mode wurde den Namen Christian Wolff zu einem Scheltwort zu machen. Es scheint als besönne man sich itzt. Bereits lobt man ihn; vielleicht kommt man gar so weit, ihn — zu lesen! Man kann zugestehn, dass er ein

eitler Mann war, man kann eben so zugebe
seine Schriften etwas Schleppendes haben — de
matiker zeigt sich auch in seinem Styl — m
aber zwei Dinge nie vergessen dürfen: dass
Philosophie deutsch reden lehrte, was sie
nicht wieder verlernt hat, und dass er wie
ganze Gebiet des Wissens der Philosophie v
und so eine wahrhafte Encyclopädie im grösste
des Worts versucht hat. Seit Wolff gibt es
mehr, von dem die Philosophie sagen kön
gehöre gar nicht in ihr Bereich. Die Be
denheit der Philosophie war damit für imı
hin, zugleich aber damit auch dem Streit
cultäten Raum gegeben. Und wenn nun un
Philosophen selbst Viele die Philosophie mi
eignen Person verwechselten und von sich p
ten, was von ihr galt, so war diese selb
wechslung den Gegnern kaum zu verdenken.
nur die Theologen, vielmehr fast Alle, die ni
rade zur Schule gehörten, sahen in jedem I
phen einen Menschen, der sich göttliche All
heit zuschreibe. Noch im Jahre 1739 hat di
tenberger Universität ein Urtheil darüber a
müssen, ob ein Candidat, der Wolff's Schriften
Prediger werden dürfe?

Die Wolff'sche Philosophie.

§. 19.

Begriff der Philosophie. Eintheilung. Methode. Wolff's Logik.

Wenn oben als eine Hauptaufgabe für Wolff dies bestimmt war, dass er die Philosophie als ein ganzes System darzustellen hatte, so wird sich zuerst die Betrachtung auf die Systematik richten müssen, welche er eingeführt hat. Er hat sich vielfältig damit beschäftigt, der Wissenschaft eine Gliederung zu geben, indem er die einzelnen Parthien von einander sonderte. Nicht nur dass er in den beiden Schriften die (Anm. 5. und 10.) genannt wurden eine encyclopädische Uebersicht der einzelnen Theile seines Systems gegeben hat, sondern er hat auch seiner lateinischen Logik eine eigne Untersuchung über diesen Punkt vorausgeschickt, welche in dem *Discursus praeliminaris* den längsten Abschnitt bildet. An diese haben wir uns vorzugsweise zu halten, nicht nur weil sie später verfasst wurde als jene beiden Werke und weil Wolff sich in seinen spätern Werken immer wieder auf sie beruft, sondern auch weil sie zeigt, welches die Gründe waren, welche Wolff gerade zu dieser Gliederung bestimmten. Vergleicht man die Uebersicht, die er in diesem *Discursus* gegeben hat, mit der welche wir in der Nachricht von seinen deutschen Schriften finden, oder gar mit der frühern *Ratio praelectionum etc.*, so tritt uns eine bedeutende

Differenz entgegen. Zwar nicht hinsichtlich der Theile des Systems; denn was diese betrifft, war er schon sehr früh mit sich im Reinen, wohl aber in Hinsicht auf die Reihenfolge, in der sie dargestellt werden sollen. Mit Recht erklärt Wolff diese letztere für nicht bloss willkührlich, sondern stellt das ganz richtige Gesetz auf, dass die nothwendige Ordnung der einzelnen Theile der Philosophie diejenige sey, wo immer die Theile vorhergehn die den andern ihre Principien geben, so dass jedem Theile die vorausgehn, die seine Voraussetzungen bilden. Darum verlange der Begriff der Philosophie eine ganz bestimmte Ordnung, in der sie tractirt werde. Dass aber bei dieser seiner Ansicht dennoch ein Widerspruch Statt findet zwischen dem, was er früher und dem was er später darüber sagt, wird um so weniger befremden, wenn man sogar in dem erwähnten *Discursus* selbst ein gewisses Schwanken sieht. Zuerst sondert sich nun von allen andern Theilen der Philosophie die Gruppe derjenigen Disciplinen ab, welche Wolff am Frühsten zum Gegenstand besondrer Betrachtung gemacht hat und die er mit dem Namen der praktischen Philosophie bezeichnet. Der Grund sie so abzuscheiden ist ihm die empirische Bemerkung, dass in unserer Seele sich eine *facultas cognoscitiva* und eine *facultas appetitiva* befinde, und dass daher ein Theil der Philosophie die Function dieses Vermögens darzustellen und Regeln hinsichtlich derselben zu geben habe. Die Basis dieser Abtheilung ist ihm deswegen psychologisch, ja

sie ist es so sehr, dass er eben in dem angeführten Discurs nahe daran streift, die praktische Philosophie (eben so wie die Logik) nur als Anwendungen der Psychologie zu nehmen, indem er beide unmittelbar an jene anknüpft. Der praktischen Philosophie stehen damit diejenigen Theile der Philosophie gegenüber, welche es nur mit den Gegenständen der *facultas cognoscitiva* zu thun haben. Der Ausdruck theoretische Philosophie kommt bei Wolff nicht vor, es springt aber in die Augen, dass der Sache nach er mit denen einverstanden ist, welche die Philosophie in theoretische und praktische eintheilen, wie denn auch die meisten Wolffianer dieser Eintheilung folgen, und die über Wolff's Philosophie geschrieben haben, sie ihm zuschreiben. Die Gegenstände aber unserer Erkenntniss sind Gott, die Seelen der Menschen und die materiellen Dinge, und so ergeben sich uns nach diesen verschiednen Objecten drei Theile der (theoretischen) Philosophie, welche Wolff als natürliche Theologie, Psychologie und Physik bezeichnet. Hinsichtlich dieser letztern aber ist sogleich eine nähere Bestimmung hinzuzufügen: Unter unsern Erkenntnissen hinsichtlich der materiellen Dinge, finden sich eine Menge Sätze ganz allgemeiner Art, welche das erklären, worin die existirende Welt mit allen übrigen möglichen Wesen übereinstimmt (d. h. die Vernünftigkeit derselben nachweist). Dieser Theil der Physik ist die allgemeine Kosmologie. (Das Beiwort allgemein, dessen er sich bedient um diese Wissenschaft von der Beschreibung des Weltgebäudes

man sich daher entscheiden müsse. Er nun thut es zu Gunsten der *methodus studendi*, und so wird bei der Darstellung seiner Lehre die Logik vorangestellt werden müssen, wie er selbst sie denn immer als eine Propädeutik für das philosophische Studium behandelt hat. Weit bedeutender sind nun die Schwierigkeiten hinsichtlich der Stellung die der Physik angewiesen werden soll. Dass sie und die praktische Philosophie der Metaphysik nachfolgen müssen, darüber ist er natürlich sehr bald entschieden, allein bei weitem verwickelter ist die Untersuchung darüber, in welchem Verhältniss diese beiden Disciplinen zu einander stehn. Von jeder derselben behauptet er, sie könne unmittelbar hinter die Metaphysik zu stehen kommen. Wenn nun nach dieser Behauptung so wie nach seiner ausdrücklichen Erklärung es als gleichgültig erscheinen könnte, welcher man den Vortritt lässt, so wird doch die Sache viel unklarer wenn man sieht, wie er den Grund, auf den sich jene Erklärung stützt, selbst wieder vernichtet. Dieser Grund konnte natürlich kein andrer seyn, als dass weder die Physik aus der praktischen Philosophie etwas zu entlehnen habe, noch diese jener etwas abborge. Allein er muss sogleich von der praktischen Philosophie sagen, dass sie Einiges aus der Physik herübernehme, und er sucht dies nur so zu schwächen, dass er sagt, man könne diese wenigen Lehrsätze auch als allgemein bekannte Erfahrungen ansehn. Wäre man nun hiedurch versucht, in Uebereinstimmung mit der *Ratio praelectionum etc.*, die Physik der praktischen Phi-

losophie vorausgehn zu lassen, so bemerkt er doch hinsichtlich der Physik Etwas, was diese Auskunft unmöglich macht. Den Gedanken nämlich welchen Leibnitz ausgesprochen hatte (s. *pg*. 82.), dass alle Naturerscheinungen eben so wol aus den wirkenden Ursachen als aus ihren Zwecken erklärt werden könnten, hat Wolff aufgenommen, und sucht dies durchzuführen. Indem aber bei einigen Naturerscheinungen die wirkenden Ursachen, bei andern die Zwecke ihm besonders deutlich entgegen treten, modificirt sich jene Leibnitz'sche Lehre bei ihm so, dass er die einen besonders in einer Gruppe von Erscheinungen, die andern vorzüglich in einer andern gelten lässt, so dass ihm die Teleologie bald nicht die ganze, sondern nur ein Theil der Physik ist, bald wieder Manches (z. B. das Organische) fast n u r teleologisch betrachtet wird. Da nun, sagt er, die Teleologie Sätze der praktischen Philosophie voraussetze, so möchte es am Ende gerathen seyn, die ganze Physik nach der praktischen Philosophie abzuhandeln, oder aber sie auf die allgemeine praktische Philosophie und das Naturrecht folgen zu lassen, nach ihr aber die übrigen Theile der praktischen Philosophie darzustellen. Einem der von ihm selbst angegebnen Wege, scheint es, muss eine Darstellung seines Systems nothwendig folgen. Wenn nun die unsrige dies nicht thun wird, sondern das Wesentliche seiner physikalischen Lehren (so weit sie darzustellen von dem Zweck dieses Buchs gefordert wird) mit der Darstellung seiner Kosmologie verbin-

Wenn nun vorzugsweise Leibnitz's Gedanken in der Wolff'schen Philosophie weiter verarbeitet werden, so wird man sich nicht wundern können, wenn es manchem tiefsinnigen Philosophem desselben so geht, wie den unendlich kleinen Grössen, welche auch wegen des in ihrem Begriff enthaltnen Widerspruchs durch Wolff aus verschwindenden in sehr kleine verwandelt wurden. — Dieser Character des Dogmatismus den seine Philosophie hat bestimmt denn auch die Methode die er in ihr anwendet. Es ist die in welcher (wie schon Leibnitz gesagt hatte), einzig und allein der Satz der Identität seine Anwendung findet, — die mathematische. Ausdrücklich sagt er in der Vorrede zur Aërometrie, dass die ganze Philosophie in mathematischer Methode behandelt werden müsse, was nicht den Sinn habe als solle sie eine Methode, welche ursprünglich der Mathematik angehöre dieser entlehnen, sondern ursprünglich habe alle Wissenschaft nur eine Methode, welche bis itzt nur die Mathematiker befolgt hätten. Das Wesen aber dieser Methode bestehe nicht darin, dass man Definitionen, Axiome u. s. w. aufstelle, sondern nur darin, dass deutliche Begriffe festgestellt und dann aus diesen nur abgeleitet werde, was wirklich in ihnen enthalten sey. „Demnach ist es gleichviel, sagt er selbst (ausführl. Nachr. 2. Aufl. p. 54.) ob man nach der mathematischen Lehrart etwas ausführt oder nach den Regeln der Vernunftlehre, wenn nur diese ihre Richtigkeit haben. Ja, da ich erwiesen, dass man in der Mathematik die natürliche Art

zu gedenken behält, und dass die Vernunftlehre nichts anders ist als eine deutliche Erklärung derselben, so kann ich auch sagen, ich habe mir angelegen seyn lassen, Alles so vorzutragen, wie es sich auf eine natürliche Art gedenken lässt.“ — Ausführlicher lässt er sich über diesen Punkt in dem schon erwähnten Discurs aus, welcher der lateinischen Logik vorausgeschickt ist. Dieser beginnt mit einer Untersuchung, die sehr an einige Aeusserungen Tschirnhausens erinnert über die verschiedenen Erkenntnissweisen. Er stellt nämlich die historische, philosophische und mathematische Erkenntnissweise sich so gegenüber, dass die erstere es mit den blossen Factis zu thun habe, die zweite uns die Gründe erkennen lasse warum etwas existire oder doch möglich sey, endlich die letztere uns die quantitativen Bestimmtheiten der Dinge erkennen lasse. Die höchste Gewissheit gibt eine Verbindung der beiden letztern Erkenntnissweisen. Wenn diese ausdrückliche Erklärung nicht nur, sondern auch viele Beispiele welche er anführt, es zeigen, dass hinsichtlich des Inhalts Wolff die mathematische und philosophische Erkenntniss nahe zusammen stellt, so lässt er auch in diesem Discurs hinsichtlich der Methode sie völlig zusammen fallen. Nachdem er nämlich den Begriff der Wissenschaft überhaupt so bestimmt hat, dass sie die Fertigkeit sey, alle Behauptungen aus sichern Principien consequent zu folgern, oder (was dasselbe ist) zu demonstriren, nachdem er ferner gezeigt hat, dass in der Darstellung der Philosophie das woraus etwas gefolgert wird

demselben vorausgeschickt werden müsse, folgert er endlich daraus, dass die Regeln der philosophischen und mathematischen Methode ganz dieselben seyen. — Mit dem Geltendmachen dieses abstracten Rationalismus muss sich aber zugleich ein eigenthümliches Verhältniss zu dem ergeben, was durch die empirische Betrachtung erkannt wird. Leibnitz hatte schon darauf aufmerksam gemacht (vgl. p. 107.), dass es ein andres Princip sey, aus dem man das Wirkliche abzuleiten habe, als das woraus alle Bestimmungen des Möglichen folgen, und dass der Begriff des Zwecks, mit dem die Erkenntniss des Wirklichen aufs Genaueste zusammen hänge, aus dem der blossen Identität nicht abzuleiten, sondern neben ihm angewandt werden müsse. Was nun Leibnitz so mit vollem Bewusstseyn ausgesprochen hatte, davon macht Wolff gleichsam wider Willen und Wissen die Erfahrung. Je mehr er in Allem vermittelst der philosophischen Betrachtung nur das Moment der Identität hervorhebt, um so mehr muss bei allen concretern Gegenständen sich das Mangelhafte einer solchen Betrachtung geltend machen, und wenn vermittelst der philosophischen Betrachtungsweise Etwas in ein Einfaches, Abstractes verwandelt worden ist, so stellen sich die mannigfaltigen, concreten Bestimmungen neben jenen Abstractionen ein. Ist nun Abstractionen zu machen, das Geschäft des Verstandes, während mit dem Concreten es die Anschauung zu thun hat, so ist es erklärlich warum sich bei Wolff sobald er einmal der Philosophie die abstract verständige Betrachtungs-

weise vindicirt hatte, das Bedürfniss geltend macht, nicht bei den Erkenntnissen der *ratio* stehen zu bleiben, sondern auch die *sensus* als eine selbstständige Quelle der Erkenntniss gelten zu lassen. Damit ergeben sich nun zwei verschiedene Erkenntnissweisen neben einander, die unter verschiedenen Namen einander gegenübergestellt werden. Bald wird die, welche sich auf die Anschauung (oder sinnliche Wahrnehmung) gründet, die empirische genannt und die ihr gegenüberstehende die philosophische, oder auch die rationale, bald bezeichnet er die erstere als die experimentale und die letztere als dogmatische und transscendentale. Ja es wird dieser Gegensatz dann auch an zwei Ausdrücke geknüpft, welche, schon früher in der Philosophie gebräuchlich, durch Wolff eine andere Bedeutung bekommen und seitdem im philosophischen Sprachgebrauch behalten haben. Hatte noch *Des Cartes* in Uebereinstimmung mit dem ganzen Mittelalter Erkenntnisse *a priori* diejenigen genannt, welche wir erlangen, wenn wir aus den Ursachen die Wirkungen ableiten, so versteht zuerst Wolff unter diesem Ausdruck die Erkenntnisse aus der blossen Vernunft und stellt ihnen die Erfahrungssätze, als *a posteriori* gefunden, entgegen. Gewöhnlich stellt man nun die Sache so vor, als habe Wolff nur der rationalen Psychologie eine empirische als Ergänzung gegenüber gestellt. Dem aber ist nicht so, sondern er erkennt, dass auch die andern Theile des Systems einer solchen Ergänzung bedürfen. Daher sagt er ausdrücklich, dass

die ganze Sphäre der Gegenstände der Philosophie auch auf experimentalem Wege betrachtet werden könne; dies würde eine Experimentalphilosophie geben, die in allen ihren einzelnen Theilen sich zu den correspondirenden der rationellen so verhalten würde, wie die empirische Psychologie zur rationalen. Hiernach bestimmt sich nun das Verhältniss der Physik zur Metaphysik und zur Kosmologie insbesondere folgendermassen: die Kosmologie ist der erste Theil der Naturwissenschaft überhaupt, der sich deswegen zu derselben so verhält, wie die Ontologie zur ganzen Philosophie. Sie selbst ist — wie sich nicht anders erwarten liess — entweder wissenschaftliche (rationale) oder experimentale (empirische). Beide stehn in diesem Verhältniss zu einander, dass jede die andere voraussetzt, die empirische bedarf der rationalen damit man wisse was man in den Erscheinungen zu suchen habe, die rationale der empirischen um grössere Gewissheit zu gewähren. Am passendsten ist es daher, beide mit einander zu verbinden. Wo nun die Kosmologie aufhört, da fängt der Theil der Naturwissenschaft an, der mit dem Namen Physik bezeichnet wird. Wenn nämlich die Kosmologie zeigt, wie Alles aus einfachen Wesen entsteht, so geht die Physik nicht bis auf diese zurück, sondern ihr Ausgangspunkt sind die (schon zusammengesetzten) Körper. Die Physik ist daher die Wissenschaft von den Körpern und hat zu zeigen, einmal was aus Körpern entstehen kann, so ist sie wissenschaftliche, philosophische oder auch dogmatische Physik,

oder aber sie sucht, was diess lehrt durch die Erfahrung zu bestätigen, so ist sie Experimentalphysik. Auch diese beiden denkt er sich als in einander eingreifend und eine die andere ergänzend. Ganz dasselbe nun was von der Kosmologie und Physik gilt, gilt eben so von der Psychologie. Sie ist empirische wenn sie sich auf Erfahrungen gründet, sie ist rationelle, wenn sie nur aus dem Begriff der Seele alles das ableitet was ihr zukommt. Auch die erstere ist mehr als eine blosse Geschichte, sie ist wesentlicher Bestandtheil des philosophischen Systems und verhält sich hierin ganz wie die empirische Kosmologie und Physik mit der sie als integrirender Theil der Experimentalphilosophie zusammen gehört. Ja selbst von der Theologie sagt er, es müsse der rationalen auch eine experimentale, auf Erfahrung gegründete Behandlung correspondiren, eine Ueberzeugung welche auch in seiner Bearbeitung der Theologie nicht ohne Einfluss geblieben ist. Nicht nur aber, dass im Allgemeinen ein solcher Parallelismus zwischen der rationalen und empirischen Seite der Philosophie angenommen wird, welcher Parallelismus am Ende den Darsteller dieses Systems verpflichten würde nicht beide zu verbinden sondern nach einander abzuhandeln — sondern Wolff erkennt es selbst an, dass auch innerhalb der einzelnen Disciplinen Punkte vorkommen, wo die rationale Betrachtung von Seiten der empirischen einer Unterstützung bedarf. Er gesteht dies zu selbst von der Ontologie, von der er sagt, dass einer ihrer

trachtet, in denen er sich besonders als originell zeigt, die Lehre von den Begriffen und die Lehre von den Schlüssen. Von der ersten gilt das zuletzt Bemerkte, von der letztern was zuerst gesagt ward. In dem ersten Theil der Logik, welcher zuerst sehr ausführlich die Art und Weise der Begriffsbildung betrachtet, schliesst er sich, wie er dies selbst gesteht, sehr genau an Leibnitz und Tschirnhausen an. An den erstern, indem er die psychologische (oder wie er sie nennt formale) Eintheilung der Begriffe in dunkle und klare u. s. w. welche Leibnitz (s. No. IX. meiner Ausgabe) aufgestellt hatte, adoptirt, dieselbe aber in sofern weiter ausspinnt, als er die bestimmten Begriffe Leibnitz's wieder eintheilt in vollständige und unvollständige. Eben so schliesst er sich an Leibnitz an hinsichtlich der Definition, welche er unmittelbar nach dem Begriff behandelt. Indem er die realen von den Nominal-Definitionen so unterscheidet, dass jene auch die Möglichkeit des zu Definirenden darthun müssten, ist er sich seiner Uebereinstimmung mit Leibnitz bewusst. Zugleich aber knüpft er an diese Unterscheidung der Definitionen die Bestimmung, welche zwar nicht von Tschirnhausen zuerst eingeführt war, die er aber nach eignem Geständniss Tschirnhausen entlehnt hatte, dass die wahre Realdefinition die genetische sey, so dass er sogar beide ganz identificirt. Auch in Wolff's Ansichten von den Schlüssen hat das Ansehen Tschirnhausen's und Leibnitz's sich mächtig bewiesen. Die Bemerkung Tschirnhausen's, dass in dem Schluss,

welcher einen allgemeinen Obersatz habe, eigentlich die Conclusion gewiss seyn musste, ehe man den Obersatz aussprechen durfte, und dass daher das ganze syllogistische Verfahren auf einem Cirkel beruhe, hatte auch Wolff zuerst dahin gebracht, die Form des Schlusses verächtlich zu behandeln. Leibnitz war es, welcher ihn zuerst wieder darauf aufmerksam machte, dass sie mehr Achtung verdiene. Seitdem ward gerade diese Parthie der Logik genauer von ihm untersucht. Da ihm das *Dictum de omni et nullo* unmittelbar aus dem Satz der Identität zu folgen scheint, da ferner nur die erste Schlussfigur sich unmittelbar aus dem *dictum de omni et nullo* ergibt, so kommt er zu dem Resultat, dass die erste Schlussfigur nicht nur die natürlichste sey, sondern dass alle Schlüsse der andern Figuren nur versteckte Schlüsse der ersten Figur seyen, eine Ansicht die freilich in allen denen eigentlich ihre Vorgänger hat, die nicht, wie Aristoteles, die verschiedenen Schlussfiguren nur neben einander hinstellten, sondern ihre Reduction auf die erste versucht hatten. Bei dieser Ansicht hat Wolff deswegen vollkommen Recht, über die andern Figuren hinwegzugehn, und selbst nur in der ersten Figur zu argumentiren. Im genausten Zusammenhange mit der Lehre von den Schlüssen steht nun eine Frage, welche von Wolff sogleich am Anfange des praktischen (angewandten) Theils der Logik abgehandelt wird, nach dem Kriterium der Wahrheit. Es fragt sich nämlich, wenn auch ein Schluss richtig gewesen ist, ob die Conclusion darum auch wahr

zuerst betrachtet, was sie enthält. Das Letztere war von jeher in dem Theile der Philosophie geschehn, den man bald als *philosophia prima*, bald als Metaphysik bestimmte, und den erstern hatte der Cartesianer *Clauberg* erfunden. Wohl aber muss das grosse Verdienst Wolffen zugesprochen werden, dass er gründlicher als es bisher geschehn war diese Gegenstände erörtert hat. Die Ontologie nämlich, oder der Theil der Philosophie, welcher das Wesen im Allgemeinen und die allgemeinen Bestimmungen (*affectiones*) der Wesen betrachtet, handelt von dem was man heut zu Tage Kategorien nennt. Es sind diejenigen Begriffe und Verhältnisse, welche, weil sie nicht einem Theile der Philosophie allein angehören, wohl aber von allen angewandt werden, zuerst abgehandelt werden müssen. Er selbst nennt sie *termini ontologici*. Die Wissenschaft die sich mit ihnen beschäftigt bildet daher das Fundament der Philosophie. Auch die Principien für die *ars inveniendi* sollen in der Ontologie abgehandelt werden. Man kann bei dieser Bestimmung des Inhalts der Ontologie allerdings Wolffen zum Vorwurf machen, dass er an dieser Begriffsbestimmung nicht festhält, indem er concrete räumliche Bestimmungen wie Lage u. dgl. von denen schwer zu behaupten ist, dass sie in allen Wissenschaften angewandt würden, mit in die Ontologie aufgenommen hat, indess gereicht ihm hiebei einiger Massen zur Entschuldigung der Vorgang der Philosophen des Mittelalters — man denke an *situs* der Scholastiker — von denen er sich zwar

entfernt, deren Autorität aber durch seine frühern Studien, ihn oft mehr bindet als Recht ist. Jedenfalls aber thut man Unrecht wenn man heut zu Tage, wo von Wolff die Rede ist, seine Ontologie gar nicht oder nur mit Lächeln erwähnt. Die es thun bedenken oder wissen nicht, dass kaum eine einzige Kategorie in Hegels Logik sich findet, die Wolff in seiner Ontologie nicht — freilich nach seiner Weise — erörtert hätte, und dass sich auch hier, eben nicht zur Schande beider Philosophen eine Continuität der Entwicklung (selbst historisch) nachweisen liesse. Ehe Wolff die einzelnen Kategorien durchgeht, sucht er zuerst das Fundament der ganzen Ontologie auf. Er findet dies in dem Satz des Widerspruchs, den er als ein, auch von der Erfahrung bestätigtes, Axiom aufnimmt, und den er eben sowol in subjectiver als in objectiver Form ausspricht, dass Erstere wenn er sagt, unser Bewusstseyn lehre uns, dass es nicht möglich sey sich Widersprechendes zu denken, das Letztere wenn er sagt, es könne nicht dasselbe zugleich seyn und nicht seyn. Dies Princip ist eigentlich das einzige, welches Wolff annimmt, denn wenn er, an Leibnitz sich anschliessend, den Satz des zureichenden Grundes als ein zweites einführt, so wird dieses doch aus jenem ersten abgeleitet und ist kein eigentliches Axiom. Diese Ableitung aber lässt er der Kritik von ein Paar Kategorien folgen, welche bei der Deduction vorausgesetzt werden. Obgleich bei Wolff nach seiner characterisirten Methode, eine strenge Begriffsentwickelung nicht er-

wartet werden kann, und daher trotz allen seinen Protestationen, seine Ontologie uns oft nur wie ein philosophisches Wörterbuch erscheint, so hat doch namentlich am Anfange derselben die Erkenntniss nicht gefehlt, dass mit der Betrachtung der aller abstractesten und einfachsten Gedankenbestimmungen angefangen werden müsse. Als diese bestimmt er nun ganz richtig das *Nihil* und das *Aliquid*. Jenes ist ihm das, dem kein Begriff, dieses ein solches, dem einer entspricht. Characteristisch und für das ganze System entscheidend ist der Satz, der unmittelbar auf jene Begriffsbestimmungen folgt: Zwischen dem Nichts und dem Etwas gibt es kein Mittleres und keinen Coincidenzpunkt. (Wenn man fast unwillkührlich an ein philosophisches System unserer Tage erinnert wird, so ist der Begriff des Werdens eben ein solcher Coincidenzpunkt. Dieser Begriff ist es deshalb welcher die heutige Philosophie vom Dogmatismus unterscheidet, in welchem die Wolff'sche Philosophie befangen bleibt.) Aus dem Begriff des Nichts folgert nun Wolff weiter, dass aus der blossen Wiederholung desselben nicht Etwas resultiren könne, ein Satz von dem er selbst sagt, er sey nur ein exacterer Ausdruck für das alte *ex nihilo nil fit*. Es folgt daraus, dass aus Nichts nicht Etwas folgen kann und umgekehrt, dass wo Etwas gesetzt ist, nothwendig auch ein Anderes gesetzt seyn muss, durch welches es gesetzt ist, d. h. der Satz des zureichenden Grundes folgt aus dem Satz der Identität und dem Begriff des Nichts und Etwas.

Dessen ungeachtet aber wird derselbe sehr oft als unzweifelhaftes Axiom bezeichnet, oder es wird auch an die Erfahrung appellirt, um ihn zu begründen. 5).

Nachdem in dem ersten Abschnitt von den Grundsätzen und Grundbegriffen der Ontologie gehandelt worden ist, geht Wolff im zweiten dazu über, den Begriff des existirenden Wesens oder des Dinges zu erörtern. Er leitet diese Untersuchung damit ein, dass er zuerst die Begriffe der Möglichkeit und Wirklichkeit genauer betrachtet. Sie stehn ihm mit den Begriffen Nichts und Etwas im genausten Zusammenhange, indem das Unmögliche als Das definirt wird, was einen Widerspruch in sich enthält, das Mögliche als Eines das sich nicht widerspricht. An diese beiden Begriffe werden dann zwei angeknüpft, welche indem sie jene voraussetzen, doch nicht mit ihnen zusammen fallen, sondern concreter sind als sie, und die auch noch deswegen wichtig sind weil Wolff zuerst sie einer genauern Prüfung unterworfen hat. Es sind die Begriffe des Unbestimmten und Bestimmten. Das Unbestimmte ist kein blosses Nichts, sondern weil es in seinem Begriff liegt, bestimmbar zu seyn, kommt ihm mehr Realität zu als jenem; andrerseits aber weil die Bestimmtheit nur als Möglichkeit darin gesetzt ist, ist seine Realität noch keine vollständige; ein eigentliches Etwas ist es erst wenn es wirklich durch Etwas bestimmt wird; von einem Bestimmten kann erst etwas ausgesagt werden, während das Unbestimmte nur noch die Möglichkeit aller Prädicate war. Die Bestimmungen (de-

nannte logische, dass es da eigentlich nur um denselben Begriff sich handle der vorher mit dem Worte Etwas bezeichnet wurde, und so springt er denn plötzlich von dieser abstracten Möglichkeit zur realen Möglichkeit (Leibnitz's *compossibilité)* über, ein Sprung der übrigens weniger willkührlich ist, als es zunächst scheint, da wirklich der Begriff der logischen Möglichkeit sich aufhebt zum Moment der Nothwendigkeit, und darin als reale Möglichkeit enthalten ist (s. m. Grundr. d. Log. u. Met. §. 130.). Er unterscheidet actuelle und potentielle Dinge; nicht nur aber dass er als Beispiel der letztern den Keim anführt, welcher potentialiter den Baum enthalte, sondern ausdrücklich sagt er unter *ens potentiale* sey mehr, als ein blosses *ens* zu verstehn, nämlich ein solches *ens*, welches *possibilitatem existendi extrinsecam* enthalte. Daher als Definition des potentiellen (d. h. real möglichen) Dinges dies von ihm prädicirt wird: es sey ein solches welches, auf andere existirende Dinge bezogen, in diesen den Grund seiner Existenz haben könne. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, dass was p. 45 u. 57. von Leibnitz hinsichtlich seines Verhältnisses zu den Scholastikern gesagt war, von Wolff eben so gilt. 6).

Es folgt nun in dem dritten Abschnitt der eine Untersuchung über die Bestimmungen *(affectiones)* des Dinges verspricht zunächst eine, welche unmittelbar an das eben Dargestellte anschliesst: Ein Ding ist durchweg *(omnimode)* bestimmt, wenn Nichts unbestimmt geblieben ist, dessen Bestimmtseyn con-

io sine qua non ist für das, was dem Dinge wirk-
ı zukommt. (So z. B. ein Dreieck das ganz be-
mmte Seiten und ganz bestimmte Winkel hat.)
r durchweg Bestimmtes aber existirt. Aus die-
beiden Sätzen aber ist eine nothwendige Folge-
g die nominalistische Behauptung, dass nur ein-
ne Dinge existiren können, da der Begriff eines
universale uns nur entsteht indem wir gewisse
entliche Stücke eines Begriffs unbestimmt las-
. Das *principium individuitatis*, welches deswegen
dem Durchwegbestimmtseyn zusammenfällt, ist
leich das Princip der Realität. Es existiren nur
ividuen. — An diesen Gegensatz der Einzelwesen
Universalien wird dann ein andrer angeknüpft,
des nothwendigen und zufälligen Wesens. Das
hwendige definirt er als das, dessen Gegentheil
n Widerspruch enthalte. Er sagt selbst öfter,
ı er hier dasjenige Nothwendige im Auge habe,
man auch als das mathematisch Nothwendige
ichne. Ihm steht gegenüber das Zufällige, d. h.
dessen Gegentheil keinen Widerspruch enthält
also möglich ist. Zugleich aber unterscheidet er
lute und hypothetische Nothwendigkeit. Die er-
ı findet dort Statt wo, wenn man Etwas in sich
absolute betrachtet, sein Gegentheil sich als
ıwendig erweist. Dagegen wenn das Gegentheil
Etwas nur unter gegebnen Umständen unmöglich
so hat es hypothetische Nothwendigkeit. (Dieser
erschied fällt ganz und gar mit dem der innern
äussern Nothwendigkeit zusammen.) Ein Wesen

nun, dessen Nicht-Existenz vermöge seines Begriffs einen Widerspruch involvirte, oder was dasselbe heisst, dessen Wesen Grund seiner Existenz ist, existirt mit absoluter Nothwendigkeit. Dagegen ein solches dessen Nicht-Existenz kein Widerspruch ist, oder das den Grund seiner Existenz in einem Andern hat, nur zufällige Existenz hat. Daraus folgt aber gar nicht, dass die Wesen der letztern Art nicht mit hypothetischer Nothwendigkeit existirten. Vielmehr da unter den gegebnen Umständen (d. h. da sie einmal existiren) es ein Widerspruch wäre wenn sie nicht existirten, also hat ihre Existenz (nach der Definition) hypothetische Nothwendigkeit. Auf diesen Satz legt Wolff ein grosses Gewicht, theils weil die Unterscheidung zwischen hypothetischer und absoluter Nothwendigkeit ihm bei seiner Rechtfertigung gegen den Vorwurf des Fatalismus die Basis gibt, theils weil er erkennt, dass wenn bei den zufälligen Dingen die Nothwendigkeit aufgegeben wird von einer Demonstration in diesem Gebiete nicht die Rede seyn kann, und auch der Satz des zureichenden Grundes aufgegeben werden muss. Ist der Grund woraus etwas (Zufälliges) folgt gesetzt, so existirt auch die Folge mit (hypothetischer) Nothwendigkeit. (Wie wichtig übrigens dieser Satz noch aus einem andern Grunde für ihn war, wird sich bei seiner Theologie zeigen.) Uebrigens muss noch bemerkt werden, dass Wolff einen grossen Unterschied macht zwischen den Ausdrücken: Etwas ist nothwendig, d. h. es selbst oder sein Wesen hat den Character der Nothwendigkeit,

und: Etwas existirt nothwendig, d. h. seine Existenz hat diesen Character. So wenn er sagt die Wesen — und was eine unmittelbare Folgerung daraus ist die Attribute — der Dinge seyen nothwendig, so erklärt er selbst ausdrücklich, dass damit nichts Andres gesagt sey als dass ihre Möglichkeit nothwendig sey oder es sey nothwendig, dass denkbare (d. h. widerspruchlose) Dinge seyn können. — Die übrigen drei Capitel dieses dritten Abschnittes enthalten Untersuchungen über Quantität, Qualität, Ordnung und Vollkommenheit. Wir können sie übergehn, theils weil Wolff hier wenig Neues gibt — ein grosser Theil der Untersuchungen zielt darauf hin das scholastische *Ens est unum, bonum, verum* zu rechtfertigen — theils aber, weil in den folgenden Theilen der Philosophie von diesen Bestimmungen wenig oder kein Gebrauch gemacht wird. 7).

Ganz anders ist es nun mit den Begriffen welche er im zweiten Haupttheil der Ontologie abhandelt, in welchem von den verschiedenen Arten der Wesen gehandelt werden soll. Es werden zwei solche Arten angenommen, die einfachen Wesen und die zusammengesetzten. Wie Leibnitz von der Voraussetzung ausgehend, dass zusammengesetzte Wesen als solche existiren, dazu übergeht, dass also auch einfache existiren müssten, so macht auch Wolff diesen Uebergang vermittelst des Reflexionsverhältnisses zwischen den Begriffen einfach und zusammengesetzt. Der Cirkel der in diesem Verfahren liegt wird aber bei der breiten Art, zu beweisen, bei Wolff noch

mehr sichtbar als bei Leibnitz. Dass er diesen Gang nimmt ist ihm dann weiter Veranlassung, das zusammengesetzte Wesen vor dem einfachen zu betrachten. Da nun dieser Begriff den Uebergang bildet zur Kosmologie, so werden dabei einige Bestimmungen erörtert, welche eigentlich kosmologischer Art sind, so dass sogar in seiner Kosmologie Manches wieder durchgeführt wird, was in der Ontologie schon erörtert war. Um solche Wiederholungen zu vermeiden, wird bei der Darstellung Manches in die Kosmologie hineingenommen werden, was Wolff schon in der Ontologie abhandelt. Weil er die Betrachtung des zusammengesetzten Wesens vorausgeschickt hatte, so hält er sich für berechtigt, die Definition des einfachen im Gegensatz gegen jenes, also negativ zu fassen. War daher das zusammengesetzte Wesen das gewesen, welches aus mehreren von einander verschiedenen Theilen besteht, so wird das einfache definirt als eines, was keine Theile hat. Eine unmittelbare Folgerung davon ist, dass es im Begriff des einfachen Wesens liegt, untheilbar zu seyn. Aus dieser Bestimmung wird dann weiter gefolgert, dass es weder auf natürliche Weise (aus irgend Etwas) entstehen, noch dass es anders als durch (wunderbare) Vernichtung aufhören könne. Wenn es darum einfache Wesen gibt so können dieselben, da doch nach dem *principium rationis sufficientis* Jedes einen Grund seines Seyns haben muss, nur aus Nichts producirt, d. h. geschaffen seyn. Nur einfache Wesen können als S u b s t a n z e n bezeichnet werden, d. h.

als etwas was dauernd ist und Modificationen erleiden kann ohne aufzuhören zu seyn was es ist. Das Wesen des Zusammengesetzten dagegen besteht aus lauter Accidenzien. Die Substanzialität der einfachen Wesen wird dann ferner so bezeichnet, dass gesagt wird sie enthielten das Princip der Veränderung in sich, oder was dasselbe heisst, ihr Wesen bestehe in der Kraft oder dem steten Bestreben zur Thätigkeit oder zur Veränderung ihres Zustandes. Alle diese Bestimmungen des einfachen Wesens sind, wie auf der Hand liegt, dieselben, welche schon bei Leibnitz verkamen. Wolff leugnet dies auch nicht, er erkennt die Verwandtschaft selbst an; er stimmt ausser dem bisher Gesagten auch darin mit Leibnitz überein, dass er die Kraft des einfachen Wesens als gehemmt und eben darum in jedem eben sowol ein actives als ein passives Vermögen annimmt u. s. w. Wenn er aber dann, früher mit einer gewissen Vorsicht, in späterer Zeit mit einer Art von Gereiztheit, von Leibnitz's Monaden spricht, so liegt dies nicht darin allein, dass es ihn kränkt, wenn er nur als Einer angesehn wird, welcher Leibnitz ausbeutet, sondern es hat den Grund, dass in einer Beziehung wirklich ein grosser Unterschied Statt findet zwischen den Monaden Leibnitz's und Wolff's einfachen Substanzen — ein Unterschied der eben nicht einen Vorzug des Wolff'schen Systems begründet — nämlich dass bei den letztern nicht davon die Rede ist, dass ihr Wesen in der Vorstellung bestehe. Wenn sich nun aber gezeigt hatte (s. *pg.* 51 *sq.*), dass nur dadurch,

diesen allgemeinen Zusammenhang erkannt, dass er denselben aus dem Begriff der einfachen Substanz abgeleitet habe; allein wenn man genauer zusieht, so beruht der Beweis des Satzes, dass alle Elemente der Dinge mit einander in Zusammenhang stehn auf einer *petitio principii*, indem in demselben vorausgesetzt wird der Grund für die Coexistenz einer einfachen Substanz mit allen übrigen müsse in diesen letztern auch liegen. Er scheint es selbst zu fühlen, dass dieser Satz auf den in der Folge immer wieder alle Argumentationen zurückweisen, nicht ganz fest stehe, und so vertröstet er auch hier theils auf die natürliche Theologie, in welcher der Zusammenhang der einfachen Substanzen aus dem allgemeinen Zweck hergeleitet werde, theils aber sucht er — wie gewöhnlich — Schutz bei der Erfahrung. Diese lehre, sagt er, dass ein Zusammenhang zwischen den zusammengesetzten Wesen Statt finde, daraus lasse sich zurückschliessen, dass in den Elementen sichs eben so verhalte, denn wie sollte das Derivirte enthalten was dem Primitiven abginge. Ganz ähnlich ist auch sein Räsonnement um das Daseyn eines passiven und activen Vermögens in den einfachen Substanzen nachzuweisen. 9).

Aus den immateriellen Substanzen entsteht das materielle Substantiat, aus den nicht ausgedehnten Elementen der ausgedehnte Körper, indem der Anschauende ihnen die Ausdehnung leiht. Es wiederholt sich nun hier was schon bei Leibnitz bemerkt wurde, dass dieser Idealismus in sofern für die Betrachtung

r Objecte von keinem Einfluss ist, als, — nach-
m einmal bemerkt worden, Alles sey idealistisch
verstehn (vgl. *p.* 77.) — dieselben betrachtet wer-
n ohne dass man dieser Bemerkung weiter gedenkt.
ıs der bisherigen Entwicklung hat sich als der
griff des Körpers nur der des Ausgedehnten er-
ben. Wolff erkennt nun, dass dem Körper noch
hr zugeschrieben werden müsse und findet als
ıe wesentliche Bestimmung aller Körper die Kraft
iderstand zu leisten, oder die Trägheit. Der Be-
is den er dafür gibt, dass alle Körper träge seyn,
auf die Erfahrung gestützt; zwar wird versucht
auch *a priori* zu beweisen, indess läuft dieser
rsuch auf einen Cirkel hinaus. Die Materie wird
her definirt als Ausgedehntes welches mit der Kraft
r Trägheit begabt sey. Eben so kommt der Ma-
ie die *vis motrix* zu oder das stete Streben den
t zu verändern. Die Trägheit ist die *vis passiva*,
Beweglichheit die *vis activa* des Körpers, sie
ıd das Gegenbild zweier solcher Kräfte in den ein-
hen Substanzen. Von beiden wird dann gesagt,
seyen nur Phänomene, damit aber ist auch das
alistische Interesse abgefunden, und die Trägheit
wol als die Bewegkraft wird betrachtet, als seyen sie
llig unabhängig von dem Anschauenden. (Ein
nzes Kapitel seiner Kosmologie handelt von den
setzen der Bewegung, wo er den Unterschied der
lten und lebendigen Kraft fixirt, und sich im Gan-
n nahe an Leibnitz anschliesst. Verdienstlich ist
, dass er zuerst den Begriff der Elasticität fixirt

und die Mittheilung der Bewegung bei elastischen und nicht-elastischen Körpern von einander gesondert betrachtet hat.) Wenn die Materie aus einfachen Substanzen zusammengesetzt ist, jede von diesen aber von allen andern verschieden ist, so folgt von selbst, dass es nicht ganz homogenes Materielles geben kann, da nun die welche von blosser (abstracter) Materie sprechen darunter eine solche verstehn, welche in allen ihren Theilen homogen wäre, so folgt, dass es keine solche abstracte Materie gibt. (Jene atomistische Vorstellung also, nach welcher nur die verschiedene Zahl gleicher materieller Theilchen den Unterschied zwischen den Körpern ausmachte beruht auf einer unrichtigen Voraussetzung.)

Was die Ontologie für die ganze Philosophie, das ist die Kosmologie für die Physik. Diese fängt daher an, wo die Kosmologie aufhört, und die Untersuchungen des Physikers gehen nicht bis in das kosmologische Gebiet zurück, vielmehr halten sie sich ganz in dem Bereich des Körperlichen. Und wenn auch die Physik viel weiter gediehen, und ihre Untersuchungen also den Grenzen der Kosmologie viel näher gekommen wären als dies beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft der Fall ist, so würde sie doch nie diese Grenze überschreiten da sie nur die Aufgabe hat aus dem (einfachen) Körperlichen die Erscheinungen abzuleiten. Die einfachsten unter allen zusammengesetzten Wesen, d. h. diejenigen welche wenn sie zerlegt würden, in wirklich einfache Substanzen zerfielen, sind die primi-

tiven Corpusculn, derivirte Corpusculn dagegen sind solche, welche selbst schon aus Corpusculn bestehn. Beide sind nicht mehr Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung. Beidè sind von den Atomen wesentlich unterschieden, da jedes Corpusculum als aus verschiedenen einfachen Substanzen bestehend von allen andern Corpusculn verschieden ist, und da sie ferner nach ihrer Definition theilbar sind. Das Bestreben der Corpuscularphilosophie, Alles aus dem Zusammentreten von Corpusculn zu erklären, geht auf die eigentliche Aufgabe aller Physik. Würde diese Alles aus den primitiven Corpusculn ableiten können, so würde sie ihre Aufgabe vollständig gelöst haben. Davon aber ist sie weit entfernt, und man muss zufrieden seyn, wo man die Erscheinungen auch nur aus derivirten Corpuskeln ableiten kann. So weit uns das gelingt, so weit erklären wir die Erscheinung mechanisch, d. h. aus Figur, Grösse, Bewegung. Allein mit dieser Erklärungsweise reicht man nicht aus; vielmehr ist man oft genöthigt als bei dem Letzten bei Erscheinungen stehen zu bleiben, die allerdings ihre mechanischen Gründe haben mögen, die man aber (noch) nicht mechanisch zu erklären vermag. Diese Erscheinungen nennt Wolff physicalische Principien, und die Erklärungsweise, die nur bis auf diese zurückgeht die physicalische. Hieraus geht denn schon hervor, was er auch in concreten Fällen ausspricht, dass, wenn er sagt neben der mechanischen Erklärungsweise müsse auch die physicalische Platz finden, die letztere nur ein Nothbe-

helf ist. So sagt er selbst, er bleibe bei der Elasticität der Luft als bei einem physicalischen Princip stehen, ob er gleich auch überzeugt sey dieselbe hänge von der Configuration der Corpusculn der Luft ab, aber da diese nicht bekannt sey, so würde es vermessen seyn weiter zurückzugehn als man (bis jetzt) kann. Diese, bis auf Weiteres letzten, physicalischen Principien nennt er nun auch einfache Materien oder Elemente, (wobei aber bemerkt werden muss, dass von einer Verwechslung derselben mit den einfachen Substanzen nicht die Rede ist, sondern dass dies Wort hier nur genommen wird wie wenn man von den vier Elementen spricht.) So sagt er z. B. in den Vernünftigen Gedanken von den Wirkungen der Natur u. s. w. §. 32: Man habe einfache Materien oder Elemente angenommen, durch deren Vermischung alle andern entstünden. So ungereimt es nun sey, von diesen zu meinen, dass sie nur numerisch verschiedene Theile hätten, d. h. völlig homogen seyen, so wäre jene Annahme von dergleichen Materien nicht zu tadeln; nur muss man nicht behaupten, dass sie nicht wieder zerlegbar seyen. Zu den gewöhnlich als Elemente bezeichneten fügt Wolff die Materie des Lichts, der Wärme, die schwermachende Materie, die magnetische u. a. noch hinzu. „Daher, fügt er hinzu, ist es ein grosses Versehn, wenn man vermeint, der Unterschied solcher Materien, die uns in die Sinne fallen, liesse sich durch die blosse Figur und Grösse der Theile bestimmen. Denn so lange die subtilsten Theile der eigenthümlichen Ma-

terie noch aus andern einfacheren, die in gewisser Proportion mit einander vermischt sind bestehn, muss man den Unterschied der Materien durch die einfacheren die mit einander vermischt sind, und durch die Proportion, in welcher sie mit einander vermischt sind, bestimmen, und ist noch lange nicht Zeit, dass man auf die Figur und Grösse der Theile kommt. Nämlich man kann nicht eher auf die mechanischen Ursachen denken, bis man vorher mit den physicalischen zur Richtigkeit gekommen." — Eben so hält er es schon für übereilt über die Zahl dieser physicalischen Elemente etwas bestimmen zu wollen und räth an „in Erklärung der natürlichen Begebenheiten keine Materie anzunehmen, als deren Gegenwart wir hinlänglich erweisen können." Es geht übrigens auch aus diesen Stellen hervor wie im Grunde die mechanische Ansicht die vollkommnere ist. Demgemäss ist es nicht zu verwundern, wenn Wolff es liebt, die Welt als eine Maschine zu bezeichnen und mit einem künstlichen Automat oder einer Uhr zu vergleichen, wenn er unter Natur nichts Andres versteht als das Princip der äusserlichen Veränderungen, also die bewegende Kraft oder wohl auch die Summe der bewegenden Kräfte, wenn von ihm die Ordnung der Natur vorzüglich in den Gesetzen der Bewegung gefunden wird. Die Welt bietet uns deswegen eine continuirliche Reihe von Ursachen und Wirkungen dar, in welcher Jedes durch seine Ursache determinirt ist. Darum ist ein Jedes in der Welt (wenn auch nur hypothetisch) nothwendig. Diese Nothwendigkeit ist

die, welche man auch physische oder natürliche nennt. Wenn darum auf eine ausserordentliche Weise, durch ein Wunder z. B., irgend Etwas in der Welt neu hervorgebracht wird, so wird, weil dieses Neue wieder seine nothwendigen Folgen hat u. s. w., das ganze Universum, d. h. die Reihe von Dingen und Begebenheiten nicht mehr dasselbe seyn wie es ohne das Wunder gewesen und geworden wäre. Dieser Satz wurde nun, sehr begreiflich, von den Gegnern Wolff's sehr angegriffen, er entzieht sich aber den Consequenzen, indem er wohl Wunder aber niemals ein isolirtes Wunder als möglich statuirt. Wenn Gott ein Wunder gethan hat, und also das ganze Universum ein andres geworden ist, so thut er nach Wolff's Annahme sogleich noch eines oder mehrere *(miracula restitutionis)* um die Welt in einen Zustand zu bringen in welchem sie gewesen wäre wenn das Wunder den Lauf der Natur nicht unterbrochen hätte. Er vergleicht es selbst mit dem Vorwärtsrücken des Zeigers einer Uhr, die man aus irgend einem Grunde für eine Zeitlang angehalten hatte. Bei einer solchen Ansicht von der Natur und von der Aufgabe der Naturwissenschaft müsste die Betrachtung des Organischen eben so dürftig ausfallen wie etwa bei den Cartesianern. Wolff entzieht sich dieser Consequenz, indem er hier einen Begriff geltend macht, den er am Schluss seiner Ontologie, wenn auch nicht sehr ausführlich erörtert, so doch erwähnt hatte, den Zweckbegriff, von dem er dort die Nominaldefinition gegeben hatte, dass er das sey

um dessentwillen die wirkenden Ursachen thätig sind. Indem er nun das Organische als ein solches definirt, welches durch seine Structur zu einem bestimmten Geschäft geschickt ist, ist die Nothwendigkeit ausgesprochen bei dem Organischen immer auf den Zweck zu sehn, und es selbst vorzugsweise Gegenstand des Theils der Naturwissenschaft, die Wolff als Teleologie bezeichnet. Es ist schon oben gesagt worden, das Wolff den Leibnitz'schen Gedanken weiter ausgeführt habe, dass in der Natur Alles auch teleologisch betrachtet werden könne. Wenn bis dahin Wolff immer darauf ausgegangen war, aus dem Wesen der Dinge wo möglich alle Erscheinungen abzuleiten, so muss ihm natürlich ehe er daran geht, dieselben aus ihren Zwecken abzuleiten, die Frage entstehn, wie sich die Folgen des Wesens der Dinge und ihr Zweck zu einander verhalten. In der deutschen Bearbeitung seiner Metaphysik (Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt u. s. w.) dient ihm der Begriff Gottes dazu beide zu identificiren. „Weil Gott Alles gewusst hat, sagt er §. 1028., was aus dem Wesen der Dinge erfolgen kann, und nun deswegen sie hervorgebracht, so sind die nothwendigen Folgerungen aus dem Wesen der Dinge Gottes Absichten. Und demnach irren diejenigen gar sehr, welche leugnen, dass es Absichten in der Natur gibt, weil dasjenige was man Absichten nennet, aus dem Wesen der Dinge nothwendig erfolget." Dies Verhältniss einmal fixirt, und es findet kein Hinderniss mehr Statt das was theils in der Kosmologie und den

„vernünftigen Gedanken von den Wirkungen der Natur“ rationell, theils in den „nützlichen Versuchen“ rein experimental betrachtet war, in den „vernünftigen Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge“ teleologisch zu erörtern. Hier aber ergeht er sich ganz und gar in einer äusserlichen Teleologie, indem er darauf hinweist was ein Jedes für den Menschen für Nutzen habe. Der Schluss dieses Werks §. 242. ist characteristisch: — so sind die Sonnen um der Erden willen. Alles, was auf dem Erdboden ist, gereichet dem Menschen zu vielfältigem Nutzen, ja was er nur von himmlischen Körpern von Weitem erblickt, kann er zu einigem Nutzen anwenden, wie aus der ganzen Abhandlung gegenwärtiger Schrift erhellet, und in so weit kann man sagen, dass Alles um der Menschen willen ist.“ — Wenn er dann mit Bezug auf den Anfang seines Werks noch hinzufügt: „Hingegen da der Mensch die einige Creatur ist, durch die Gott seine Hauptabsicht erreichen kann, die er von der Welt gehabt, dass er nämlich als ein Gott erkannt und verehrt wird, so ist daraus klar, dass ihn Gott um sein selbst willen gemacht“, — so ist die Beziehung auf diesen Hauptzweck in dem ganzen Werk völlig zurückgetreten, während sogar Dinge ausführlich erörtert werden, wie: dass das Sternenlicht dazu diene, bei dunkler Nacht den Weg zu sehn u. dgl. Nicht also der ihnen immanente Zweck, sondern ihre Beziehung zu den particularen Zwecken der Menschen, wird als die Zweckmässigkeit der Naturproducte angesehn und als ihre Bestimmung.

Es ist dies ein Punkt, an welchen sich die auf Wolff folgenden Philosophen vorzugsweise gehalten haben, ja der zuletzt fast das einzige Interesse für den philosophirenden Geist gehabt hat. — Bei der Betrachtung nun der organischen Wesen tritt vor der teleologischen Betrachtung jede andere fast ganz zurück. Das Werk worin sie zum Gegenstand der Forschung gemacht sind, sind die „vernünftigen Gedanken von dem Gebrauche der Theile in Menschen, Thieren und Pflanzen." In diesem Werke herrscht vorzugsweise eine ganz äusserliche Teleologie; wo eine Erscheinung aus den wirkenden Ursachen erklärt werden soll, ist die Erklärung ganz mechanisch. Es fehlt dabei aller Zusammenhang mit dem übrigen philosophischen System, und daher kann hier auf das Einzelne nicht weiter eingegangen werden. 10).

§. 22.

Fortsetzung.

Rationale und empirische Psychologie.

Wie bei der Darstellung die (rationale) Kosmologie mit der (empirischen) Physik verbunden ward, so wird auch hier die Psychologie als èin Ganzes dargestellt und der Unterschied zwischen ihr als rationaler und als empirischer ignorirt werden. Wir sind hierzu durch Wolff's eignes Verfahren berechtigt. Zwar hat er sie jede besonders behandelt, ja in seiner deutschen Bearbeitung der Metaphysik lässt er nicht einmal eine unmittelbar auf die andere folgen, sondern schiebt die Kosmologie zwischen die

sonnement *omne cogitans est etc.*, vielmehr lasse ein solcher allgemeiner Satz sich nur aus *cogito ergo sum* ableiten, — dass während dessen Wolff gerade das Gegentheil lehrt. Die Sicherheit mit welcher wir, indem wir unser bewusst sind, unsere Existenz behaupten beruht ihm auf einem Syllogismus. Darum ist auch die Art wie Wolff die Gewissheit der eignen Existenz mit jeder andern Gewissheit in Zusammenhang setzt, obgleich auch sie an das Raisonnement des *Des Cartes* erinnert, doch wesentlich von demselben verschieden. Was eben so klar und deutlich (unmittelbar) gewusst wird, wie *cogito ergo sum*, das ist für *Des Cartes* wahr. Die Formel bei Wolff lautet anders: Alles was bewiesen, oder worin ein Syllogismus enthalten ist, ist eben so gewiss wie die eigne Existenz, weil auch diese es nur ist indem sie auf einem Syllogismus beruht. Dasjenige nun in uns, welches sich bewusst ist, nennen wir Seele, oder auch Geist. Das Bewusstseyn aber ist zweierlei Art; entweder sind die Dinge der Gegenstand desselben, dann ist es blosse Vorstellung oder Perception, oder aber man ist sich dieser Vorstellung selbst bewusst, dann ist das Bewusstseyn Apperception (Selbstbewusstseyn). Beides zusammen ist das, was wir Denken nennen. Das Denken fällt daher mit dem Bewusstseyn im weitern Sinne zusammen und ist das eigentliche Prädicat der Seele. — Aus diesem als Factum zugestandenen Satz sucht nun Wolff Folgerungen zu ziehn hinsichtlich des Wesens der Seele. Den Uebergang dazu bildet die Behauptung, dass es

mit dem Begriff des Körperlichen streite, denkend zu seyn. Wir müssen diesen Satz eine Behauptung nennen, denn obgleich Wolff schon in den zuletzt angeführten „vernünftigen Gedanken" §. 738. einen Beweis versucht hat, den er auch für schlagend gehalten haben muss, da er ihn nach so vielen Jahren in der rationalen Psychologie fast wörtlich wiederholt hat, so ist dieser Beweis ein reiner Cirkel. Nachdem er nämlich an den in der Ontologie bewiesenen Satz erinnert hat, nach welchem im Körperlichen alle Veränderungen durch die Bewegung geschehen und nur Figur, Lage u. s. w. betreffen, sagt er, das Bewusstseyn involvire ein Vergleichen seiner innern Zustände, und fährt dann so fort: Da nun dieses durch die Bewegung der Theile nicht kann zu wege gebracht werden, so u. s. w., so dass die eigentliche Behauptung als Beweisgrund gebraucht wird. Diesen Satz einmal zugestanden, so folgt dass auch die Fähigkeit des Denkens nicht durch eine andere (etwa göttliche) Macht, dem Körperlichen eingepflanzt werden könne, dass also die Seele immateriell sey. Vermittelst dieser Sätze kommt er dann endlich zu der Bestimmung um derentwillen allein sie eingeführt wurden, dass die Seele eine einfache Substanz sey und dass deshalb von ihr gelten müsse was die Ontologie von den einfachen Substanzen überhaupt gesagt hatte. Von den Bestimmungen der einfachen Substanzen erscheint nun als die fruchtbarste für die Psychologie die, dass der Seele eine Kraft innewohne, vermittelst deren sie stets eine Veränderung ihres

punkte die Empfindung haben, der Geist zu einer *tabula rasa* gemacht, die nur durch äussere Eindrücke ihren Inhalt bekomme. Gegen diese Ansicht erklärt er sich auf das Entschiedenste. Die Seele bringt die Empfindungen hervor, sagt er (Vernünft. Ged. von Gott u. s. w. §. 819.) und daher „kommen die Bilder und Begriffe der körperlichen Dinge nicht von Aussen hinein, sondern die Seele hat sie in der That schon in sich und wickelt sie nur gleichsam in einer mit dem Leibe zusammen stimmenden Ordnung aus ihrem Wesen hervor." Daher sagt er auch ausdrücklich (ebendas. § 787.) dass „die Idealisten, welche die wirkliche Gegenwart der Welt ausser der Seele leugnen, die natürlichen Begebenheiten auf eben diese Art erklären müssen, wie diejenigen welche die Welt ausser der Seele gegenwärtig erkennen", und dass sie daher den natürlichen Wissenschaften keinen Eintrag thun. Das Zweite was hier zur Sprache kommt, ist die Bedeutung des Körpers für die Empfindung. Wenn nämlich die Empfindung definirt wird als die Vorstellung des Zusammengesetzten in dem Einfachen und dies näher dahin bestimmt wird, dass sie in der Empfindung die Modificationen ihres (zusammengesetzten) Körpers in sich wahrnehme, so entsteht die Frage was es denn mit diesem ihrem Körper für eine Bewandtniss habe. Die empirische Psychologie definirt unsern Körper als denjenigen, vermittelst dessen wir der äusserlichen Dinge bewusst werden, eine Definition, in welcher der Cirkel nicht sehr verborgen ist. Es drängt sich aber sogleich das

Bedürfniss auf zu erkennen, wie dieses zusammengesetzte Ding in diesem bestimmten Verhältniss zu der (einfachen) Seele stehn kann? Die Antwort wird in einer Untersuchung über das *commercium animae et corporis* gegeben, welche in dem grössern lateinischen Werke einen eignen Abschnitt gegen den Schluss hin bildet, während sie in seiner deutschen Metaphysik, methodischer, dort (§. 760 *seqq.*) angestellt wird, wo er von der Empfindung spricht. Nachdem er hier gezeigt hat, dass die Ansicht, welche einen gegenseitigen Einfluss der Seele und des Leibes annehme unverständlich sey, und zugleich gegen alle Gesetze der Bewegung anstosse, nachdem ferner von dem System der gelegentlichen Ursachen gezeigt ist, dass es den Satz des zureichenden Grundes vernachlässige und das Gesetz der sich erhaltenden Richtung ignorire (s. oben *p.* 93.), entscheidet er sich als für die einzig richtige Ansicht für das System der prästabilirten Harmonie. (Es muss bemerkt werden, dass wenn Wolff dies Wort braucht, er darunter nur die Harmonie zwischen Leib und Seele versteht, dagegen die Harmonie aller Monaden des Universums hier zurücktritt.) Als die Vorzüge dieser Ansicht vor allen andern bezeichnet Wolff, dass sie das Verhältniss zwischen Leib und Seele in einer Weise erkläre, welche mit dem Begriffe beider nicht streite, und dass sie dabei nicht auf den Willen Gottes stets recurrire oder auf Wunder sich berufe, sondern nur ein ursprüngliches Wunder annehme, was der Philosophie nicht zum Vorwurf gemacht

Wahrnehmung des einen, so bringt die Einbildungskraft sogleich das Bild des andern hervor. Mit einer Art Vorliebe kommt Wolff immer wieder auf diesen Punkt zurück, gibt diesem Gesetz eine grössere Breite, indem er an die Stelle der Simultaneität auch Gleichartigkeit u. s. w. setzt, und wird es nicht müde ihn durch Beispiele zu verdeutlichen. Von der (bis dahin nur reproductiven) Einbildungskraft unterscheidet er dann weiter das Vermögen, früher nicht da gewesene Vorstellungen hervorzubringen. Dieses Vermögen zu erdichten *(facultas fingendi)* beruht darauf, dass wir durch Trennung oder Combination von gehabten Vorstellungen einfachere oder zusammengesetztere hervorbringen. Diesem (productiven) Vermögen wird dann auch die Function vindicirt, Vorstellungen mit räumlichen Figuren zu bezeichnen. Von diesem Vermögen geht er endlich zum Gedächtniss über, als dem höchsten unter den niedern Seelenvermögen. Er sondert es streng von der Einbildungskraft, identificirt es aber mit der Erinnerung indem er darunter nur die Fähigkeit versteht eine Vorstellung als eine schon gehabte wieder zu erkennen. Uebrigens theilt er auch das Gedächtniss wieder in sensitives und intellectuelles ein, deren ersteres es nur mit verworrnen Vorstellungen zu thun habe, während das letztere die deutlichen Vorstellungen betreffe. 12).

Indem Wolff dann weiter zum höhern Erkenntnissvermögen über geht, betrachtet er zuerst die Aufmerksamkeit, durch welche man eine von vielen Vor-

stellungen fixire und deutlicher hervortreten lasse, und die Reflexion, welche nach einander die Aufmerksamkeit auf Verschiedenes in einer Vorstellung Enthaltenes richte, und wendet sich dann zum Verstande. Dieser ist ihm das Vermögen, die Dinge sich deutlich vorzustellen. Er würde seinem Begriff ganz entsprechen, und *intellectus purus* seyn, wenn er gar keine verwornen Vorstellungen enthielte, so aber kommt er beim Menschen nicht vor. Ueberhaupt darf er nicht unabhängig von den andern, niedern Functionen gedacht werden, dem indem die Verstandesfunction die materiellen Ideen der Worte im Gehirn zu ihrer *conditio sine qua non* hat, hängt sie von diesem ab. Indem dann als die drei Functionen des Verstandes die Begriffsbildung *(apprehensio)* das Urtheilen und das Schliessen *(discursus)* angegeben werden, ergeht sich Wolff in weitläuftigen Erörterungen, welche eigentlich der Logik angehören und auch von ihm daselbst abgehandelt sind. Das *dictum de omni*, der Vorzug der ersten Figur vor den andern u. s. w., alles dies wird als ein empirisch gefundnes psychologisches Factum hier wiederholt. Nachdem dann, ziemlich in denselben Worten wie dies bei Leibnitz geschehen war, darauf hingewiesen worden, dass eine characteristische Schrift für das Finden neuer Wahrheiten von der äussersten Wichtigkeit seyn werde, und dass die Combinationsrechnung durch sie eine philosophische Bedeutung gewinnen würde, dass aber das Auffinden derselben der Zukunft überlassen bleiben müsse, geht Wolff zu der

höchsten Form des Erkennens über. Diese findet er in dem Wissen *a priori* oder der Vernunft, welche, indem sie den objectiven Zusammenhang der Dinge auffindet, die eigentliche Quelle aller sichern Erkenntniss und frei von aller Gefahr des Irrthums ist. 13).

Wie das Erkenntnissvermögen in ein oberes und unteres zerfällt, eben so das Begehrungsvermögen, die *facultas appetendi*. Wolff's ganze Ansicht von dem Willen wird durch den Satz bestimmt, mit welchem er die Betrachtung desselben eröffnet: Alles Begehren geht aus einem Erkennen hervor. Wo nämlich die Vorstellung einer Vollkommenheit ist, da findet Verlangen, wo Vorstellung einer Unvollkommenheit, Widerwille Statt. Wenn nun ein Gut das ist, was unsern Zustand vervollkommnet, ein Uebel, was ihn unvollkommner macht, so gehen diese beiden Begriffe nicht aus dem Begehren hervor, sondern vielmehr diesem letztern voraus. Darum heisst Begehren die Neigung zu einem Gegenstande, welche bedingt ist durch die Vorstellung von ihm als von einem Gute; Verabscheuen die Abneigung, die auf einer analogen entgegengesetzten Vorstellung beruht. Immer aber ist die Vorstellung eines Gutes der zureichende Grund eines Verlangens, so wie die Vorstellung eines Uebels der Grund des Verabscheuens, womit aber nicht ausgeschlossen ist, dass etwas nur ein Gut zu seyn scheint. Ist nun diese Vorstellung verworren, so erfolgt daraus das niedere Begehren, d. h. das sinnliche Begehren und Verab-

scheuen. Dieses zu einem sehr heftigen Grade gesteigert gibt die Affecte, welchen deswegen auch verworrne Vorstellungen zu Grunde liegen. Sind dagegen die Vorstellungen des Gutes und des Uebels deutlich, und also das Begehren verständig, rationell, so ist es wirkliches Wollen oder Nichtwollen. Auch dieses hat immer seinen zureichenden Grund, d. h. sein Motiv. Ohne Motive gibt es kein Wollen, liege das Motiv nun innerlich, oder sey es ein äusserlicher Bestimmungsgrund. Es ergibt sich daher als allgemeines Gesetz für das obere sowol als das untere Begehrungsvermögen: Was wir uns als ein Gut vorstellen, begehren wir. Gegen alle Motive sich zu entscheiden ist daher dem Willen unmöglich, so wie es auch kein *aequilibrium arbitrii* gibt. Dies hebt aber die Freiheit nicht auf, nur schliesst es allen Zufall aus. Die Freiheit ist das Vermögen das zu wählen, was gefällt. Interessant ist nun noch der Versuch welchen Wolff in der rationalen Psychologie macht, auch die verschiedenen Formen des Begehrens aus der einen *vis repraesentativa* abzuleiten. Er beginnt von dem zugestandenen Satz, dass in jeder Vorstellung der Trieb liege eine neue hervorzubringen, ein Bestreben welches er auch wohl als *percepturitio* bezeichnet. Er bestimmt dann ferner als eine vorhergesehene Vorstellung diejenige, von der wir wissen, wir könnten sie haben; so ist z. B. die Vorstellung eines Genusses, den wir uns machen können, eine *perceptio praevisa*. Verbindet sich nun mit einer solchen die Vorstellung

einer Lust, so ist die *percepturitio* auf sie gerichtet, im umgekehrten Falle umgekehrt. Diese Richtung nun der *percepturitio* oder das Bestreben, eine gegenwärtige Vorstellung durch eine vorhergesehene ersetzen zu lassen, ist das was man Verlangen nennt, welches deswegen auch definirt werden kann, als das Streben nach einer vorhergesehenen Vorstellung. Nach dieser Auseinandersetzung schliesst er denn, dass sowol die sinnlichen als auch die rationellen Begehrungen zu ihrem eigentlichen Grunde die *vis repraesentativa* hätten, aus der daher alle Erscheinungen der Seele zu erklären seyen. — Bei dieser Auseinandersetzung ist das Wichtigste nicht der Beweis für die Behauptung worauf die ganze Ansicht beruht (denn dieser setzt das Bewiesene voraus), sondern sie selbst. Die Begriffe gut und schlecht sind hier theoretische, welche allem Begehren vorausgehn sollen; damit ist Wolff über den Determinismus der Cartesianer und namentlich Spinoza's nicht weit hinausgegangen, welche dem Willen nur die Fähigkeit vindicirten das Erkannte zu bejahen. — Das Uebrige in der Wolff'schen Psychologie bietet nur wenig Neues dar. Nachdem er den Geist definirt hat als eine mit Verstand und Willen begabte Substanz und daher der menschlichen Seele das Prädicat des Geistes gegeben hat, zeigt er, dass sie als eine einfache Substanz unvergänglich seyn müsse, dass aber die Unsterblichkeit des Menschen noch etwas ganz Anderes sey als Unvergänglichkeit, indem die Seele persönliches Bewusstseyn behalte, was

z. B. den Thierseelen abgehe. Die näheren Bestimmungen fehlen hier. Namentlich vermisst man eine Auseinandersetzung darüber, wie sich Leiblichkeit und Persönlichkeit verhalten. Zu der letztern soll Gedächtniss gehören, welches ohne Leiblichkeit nicht gedacht werden konnte. Wolff lehrt als Gewissheit was Leibnitz noch vermuthet hatte, dass die Saamenthierchen uns den (auch leiblich) präexistirenden Menschen zeigten, ob auch die Post-Existenz als leibliche zu denken sey, darüber sagt er Nichts. 14).

§. 25.

Fortsetzung.

Natürliche Theologie.

Ganz dem entsprechend, wie die Philosophie überhaupt definirt worden, gibt Wolff von dem vierten Theil seiner Metaphysik folgende Definition: Die natürliche Theologie ist die Wissenschaft von dem was durch Gott möglich ist, d. h. von seinen Attributen und dem, was daraus folgt. Eben so wie bei allen Theilen der Philosophie darauf hingewiesen war, dass der Gegenstand eine doppelte Betrachtungsweise erlaube, so auch hier. Neben der natürlichen Theologie die Alles *solo lumine naturali* erkennen will, steht die geoffenbarte Religion. Allein auch hier scheint Wolff das Gefühl wenigstens zu haben, dass von dieser empirisch gegebnen nicht ganz könne abstrahirt werden: am Ende eines jeden Abschnitts zeigt er, dass das, was er demonstrirt hatte, *juxta* S.S.

in dem endlosen Regress der Gründe man **nie** zu einem zureichenden Grunde käme. Es existirt also ein nothwendiges Wesen, oder ein *Ens a se*, das heisst ein solches Wesen dem durch seine blosse Möglichkeit Existenz zukommt. Als die Nominaldefinition Gottes nun, von der oben gesprochen war, setzt Wolff diese: Unter Gott ist zu verstehen ein *Ens a se*, in welchem der zureichende Grund der Welt enthalten sey, woraus denn, wie aus dem früher Entwickelten, die Existenz Gottes geschlossen wird. Dieser Beweis *a contingentia mundi* ist gleichfalls, wie *pg*. 144. gezeigt wurde, bei Leibnitz vorgekommen. Wie dieser so legt auch Wolff immer den Ton auf die Zufälligkeit des Ausgangspunktes. Er hat darum immer mit einer Entschiedenheit, welche ihm den Hass mancher Theologen z. B. des Buddeus zuzog — (dieser klagt, dass Wolff „die gewöhnlichsten und solidesten Beweisthümer, womit man die *existentiam Dei* demonstriret auf eine insolente Art verwirft und verdächtig macht") — darauf aufmerksam gemacht, dass wenn man die Welt nicht als Reihe von **zufälligen** Dingen fasse, durchaus nicht auf das Daseyn einer von ihr verschiedenen Gottheit geschlossen werden könne. Aus demselben Grunde will er (ganz anders wie Leibnitz) den teleologischen Beweis gar nicht, oder nur dann gelten lassen, wenn man ihn auf den *a contingentia* zurückführt. In seinen *horis subsecivis* von 1730 hat er einen eignen Aufsatz über dies Argument gegeben, dessen Resultat ist, dass der Satz *ubi datur ordo*

datur ordinans nur richtig sey, wenn man von
er zufälligen Ordnung spreche. Eine nothwen-
e Ordnung, wie sie z. B. in einer mathematischen
he vorkommt, lässt nicht so folgern. Der Beweis
contingentia creaturarum ist daher der einzige
ch den man sich zur Gewissheit der Existenz
tes erhebt. Nachdem so das Daseyn Gottes be-
sen worden, geht Wolff dazu über, das Wesen
selben, so wie seine Beziehung auf die Welt
er zu bestimmen. Hinsichtlich des erstern treten
ihm dieselben Schwierigkeiten hervor, auf wel-
oben, *p.* 62., bei Leibnitz hingewiesen wurde.
bestimmt es als ein einfaches Wesen, und dar-
h müsste also alles das von ihm gelten, was die
ologie von den einfachen Substanzen prädicirt
e. Auf der andern Seite scheinen ihm von die-
Prädicaten viele der Art zu seyn, dass sie dem
lichen Wesen nicht zugeschrieben werden kön-
. Wie *Des Cartes* und Leibnitz sich in dieser
legenheit damit geholfen hatten, dass sie sagten
übrigen Wesen seyen nur uneigentliche Sub-
zen, so tritt uns hier ein ähnliches Expediens
gegen. Wolff führt den Ausdruck *per eminentiam*
, indem er sagt, es komme einem Subject ein
dicat *per eminentiam* zu, wenn man das letztere
r bildlich, uneigentlich, verstehen müsse. Die-
Ausdrucks bedient er sich nun um den Conse-
nzen zu entgehen, die man daraus ziehen könnte
n Gott auch als einfache Substanz bezeichnet
d. Gott ist nur im uneigentlichen Sinne Substanz,

sich eben so verhalte. Als die eigentliche Aufgabe der natürlichen Theologie bezeichnet er, dass die Existenz Gottes, so wie das Ihm Zukommen gewisser Attribute u. s. w. bewiesen werde. Zu diesem Behuf muss die natürliche Theologie durchaus eine Nominaldefinition Gottes aufstellen. Solcher Definitionen kann es mehrere geben, es ist aber durchaus nicht zufällig, welche man wählt, da bei verschiedenen Definitionen von Gott, auch der Beweis für seine Existenz, die Ableitung seiner Attribute verschieden seyn wird. (Z. B. wenn Einer Gott als Schöpfer Himmels und der Erde definirt, und daher auf sein Daseyn aus der Existenz des Himmels und der Erde schliesst, so wird dieses Argument für den, welcher Gott als vollkommenstes Wesen definirt keine Beweiskraft, oder erst dann eine haben, wenn nachgewiesen ist, dass beide Definitionen zusammenfallen.) Diese Definition und jene Ableitung müssen in diesem Verhältniss zu einander stehn, dass weder in jene mehr aufgenommen wird, als zur Deduction nöthig ist, noch in diese was nicht aus ihr oder unzweifelhaften Erfahrungen folgt. Eben darum wird in der natürlichen Theologie nicht nur ein Beweis für das Daseyn Gottes genügen, sondern eigentlich nur einer zulässig seyn. Diejenigen welche ein so grosses Gewicht auf die Vielheit der Beweise fürs Daseyn Gottes legen, vergessen den grossen Unterschied zwischen Beweisen und Wahrscheinlichmachen. Der erste Theil von Wolff's natürlicher Theologie sucht nun die Aufgabe dieser Wissenschaft so

zu lösen, dass er von dem Daseyn der Welt, der Seele u. s. w. ausgeht, und sich zum Begriff Gottes erhebt. Dies ist der Grund warum Wolff sagt, es werde in ihm das Daseyn Gottes und seine Attribute *a posteriori* bewiesen. Freilich entsteht dadurch in dem System ein sehr bedenklicher Cirkel. Die Ontologie, Kosmologie, Psychologie hatten eigentlich nur bewiesen, dass einfache Wesen, dass Körper, dass Seelen möglich seyen, dass sie wirklich existiren wird theils als ein Erfahrungssatz hingestellt, theils wird auf die natürliche Theologie vertröstet, welche zeigen werde, warum diese möglichen Wesen verwirklicht seyen. Der natürlichen Theologie aber, ja ihrer Grundwahrheit, dass ein Gott sey, soll die, in jenen Theilen der Philosophie nicht bewiesene, Existenz der einfachen Substanzen u. s. w. zum Ausgangspunkt dienen. Einiger Massen wird dieser Cirkel paralysirt durch den zweiten Theil der natürlichen Theologie, welcher auf einem andern Wege — ontologisch — die Existenz Gottes beweisen will, aber auch wirklich nur einiger Massen. 15). —

Die Argumentation Wolff's beginnt mit der Existenz unserer Seele und der Welt, und zeigt, dass da jedes Existirende einen zureichenden Grund seiner Existenz haben müsse, dieses auch von der Seele, wie von dem Universum gelten müsse. Nun können beide den Grund ihrer Existenz nicht in sich selber haben, denn sie sind zufällige Wesen, sie haben also einen Grund ausser ihnen. Dieser Grund selbst aber muss ein nothwendiges Wesen seyn, weil sonst

in dem endlosen Regress der Gründe man **nie** zu einem zureichenden Grunde käme. Es existirt also ein nothwendiges Wesen, oder ein *Ens a se*, das heisst ein solches Wesen dem durch seine blosse Möglichkeit Existenz zukommt. Als die Nominaldefinition Gottes nun, von der oben gesprochen war, setzt Wolff diese: Unter Gott ist zu verstehen ein *Ens a se*, in welchem der zureichende Grund der Welt enthalten sey, woraus denn, wie aus dem früher Entwickelten, die Existenz Gottes geschlossen wird. Dieser Beweis *a contingentia mundi* ist gleichfalls, wie *pg*. 144. gezeigt wurde, bei Leibnitz vorgekommen. Wie dieser so legt auch Wolff immer den Ton auf die Zufälligkeit des Ausgangspunktes. Er hat darum immer mit einer Entschiedenheit, welche ihm den Hass mancher Theologen z. B. des Buddeus zuzog — (dieser klagt, dass Wolff „die gewöhnlichsten und solidesten Beweisthümer, womit man die *existentiam Dei* demonstriret auf eine insolente Art verwirft und verdächtig macht“) — darauf aufmerksam gemacht, dass wenn man die Welt nicht als Reihe von **zufälligen** Dingen fasse, durchaus nicht auf das Daseyn einer von ihr verschiedenen Gottheit geschlossen werden könne. Aus demselben Grunde will er (ganz anders wie Leibnitz) den teleologischen Beweis gar nicht, oder nur dann gelten lassen, wenn man ihn auf den *a contingentia* zurückführt. In seinen *horis subsecivis* von 1730 hat er einen eignen Aufsatz über dies Argument gegeben, dessen Resultat ist, dass der Satz *ubi datur ordo*

ibi datur ordinans nur richtig sey, wenn man von einer zufälligen Ordnung spreche. Eine nothwendige Ordnung, wie sie z. B. in einer mathematischen Reihe vorkommt, lässt nicht so folgern. Der Beweis *a contingentia creaturarum* ist daher der einzige durch den man sich zur Gewissheit der Existenz Gottes erhebt. Nachdem so das Daseyn Gottes bewiesen worden, geht Wolff dazu über, das Wesen desselben, so wie seine Beziehung auf die Welt näher zu bestimmen. Hinsichtlich des erstern treten bei ihm dieselben Schwierigkeiten hervor, auf welche oben, *p.* 62., bei Leibnitz hingewiesen wurde. Er bestimmt es als ein einfaches Wesen, und darnach müsste also alles das von ihm gelten, was die Ontologie von den einfachen Substanzen prädicirt hatte. Auf der andern Seite scheinen ihm von diesen Prädicaten viele der Art zu seyn, dass sie dem göttlichen Wesen nicht zugeschrieben werden können. Wie *Des Cartes* und Leibnitz sich in dieser Verlegenheit damit geholfen hatten, dass sie sagten die übrigen Wesen seyen nur uneigentliche Substanzen, so tritt uns hier ein ähnliches Expediens entgegen. Wolff führt den Ausdruck *per eminentiam* ein, indem er sagt, es komme einem Subject ein Prädicat *per eminentiam* zu, wenn man das letztere mehr bildlich, uneigentlich, verstehen müsse. Dieses Ausdrucks bedient er sich nun um den Consequenzen zu entgehen, die man daraus ziehen könnte wenn Gott auch als einfache Substanz bezeichnet wird. Gott ist nur im uneigentlichen Sinne Substanz,

Gott kommt nur im uneigentlichen Sinne Thätigkeit zu, u. s. w., d. h. er ist eine einfache Substanz, die keine ist. Von der Betrachtung des göttlichen Wesens in sich, geht daher Wolff auch sehr bald über zu seiner Beziehung zur Welt, und verarbeitet auch hier die Gedanken Leibnitz's nach seiner Weise. Wenn von dem zureichenden Grunde der Welt gesprochen wird, so ist in diesem Begriff ein doppeltes Moment enthalten, nämlich der objective und der subjective Grund ihrer Existenz. Der objective Grund derselben liegt in der Beschaffenheit dieser Welt. Gott hat nämlich alle möglichen Welten sich vorgestellt und darunter diese erwählt, und zwar hat er sie erwählt weil sie von allen möglichen Combinationen der einfachen Substanzen die beste ist. Zu diesem objectiven Grunde ihrer Existenz tritt dann als der subjective, der Wille Gottes hinzu, durch welchen die mögliche Welt actuirt wird. Ist die Möglichkeit der Welt oder ihre Idee in dem göttlichen Verstande darum etwas Nothwendiges, und von aller Willkühr Gottes unabhängig, so ist dagegen ihre wirkliche Existenz ganz vom Willen Gottes abhängig. — Alle andern Fragen welche Wolff erörtert, namentlich die über göttliches Vorherwissen und menschliche Freiheit, über die einzige und beste Welt, über Möglichkeit und Zulassung des Bösen, über Ueberverninftiges und Widervernünftiges u. s. w. sind blosse Wiederholungen dessen was Leibnitz in seiner Theodicee gesagt hatte. Ein grosses Gewicht endlich wird darauf gelegt, dass in der von Gott ver-

wirklichten Welt, Zwecke angestrebt werden, und dass alle particularen Zwecke einem Haupt- und Endzweck untergeordnet seyen. Dieser sey die Verherrlichung, d. h. das Erkanntwerden Gottes, seiner Attribute, kurz seiner Vollkommenheit. 16).

Der zweite Theil der natürlichen Theologie ist nach Wolff's eignem Geständniss von dem ersten viel weniger hinsichtlich des Inhalts unterschieden, als darin, dass hier in einer ganz andern Weise als dort alles deducirt werden soll. Dort nämlich war der Ausgangspunkt die daseyende Welt, und man bewies die Existenz Gottes, indem man auf einen zureichenden Grund derselben schloss. Itzt dagegen soll Gottes-Existenz aus dem Begriff des vollkommensten Wesens gefolgert werden. Dieser Beweis wird gewöhnlich als ein *a priori* geführter bezeichnet, und dies ist der Grund warum auch Wolff in der Ueberschrift des zweiten Theils seiner natürlichen Theologie eine Demonstration *a priori* ankündigt. Er bemerkt aber selbst, dass, da man zu dem Begriff des vollkommensten Wesens nur komme indem man diejenigen Vollkommenheiten die unserer Seele zukommen als unendlich erweitert denke, der eigentliche Ausgangspunkt dieses Arguments zwar nicht die Existenz (wie oben) wohl aber die Beschaffenheit unserer Seele sey. Daher stellt er beides zusammen: Die Existenz Gottes soll aus dem Begriff des vollkommensten Wesens demonstrirt und aus der Betrachtung unserer Seele deducirt werden. — Trotz dem aber habe dieser Beweis augenscheinliche Vor-

züge vor dem *a posteriori* geführten *(a contingentia mundi)*, und unter diese rechnet er besonders, dass viele Attribute Gottes aus ihm weit leichter abgeleitet werden könnten als aus dem andern. Dieser Beweis nun *a priori* ist nichts Andres als das ontologische Argument in der Form welche es durch Leibnitz bekommen hatte, nur nach Wolff's Weise breiter und ausführlicher dargestellt und mit der äussern Form des Syllogismus angethan. Der Gang welchen er hiebei nimmt ist dieser: Er definirt zuerst als compossibel diejenigen Bestimmungen die zugleich Prädicate eines und desselben Subjects seyn können, compossibel heisst also vereinbar. Dann geht er zu dem für diesen Beweis so wichtig gewordnen Begriff der Realität über. Unter einer Realität wird verstanden was wirkliches Prädicat eines Wesens ist, und nicht nur durch unsere confusen Vorstellungen ihm zugeschrieben wird. Daher soll Realität als das Gegentheil von Phänomen genommen werden. So ist z. B. das Denken eine Realität unserer Seele, Farbe aber scheint der Körper uns zu haben nur weil wir confuse Vorstellungen haben, Farbe ist also ein Phänomen, keine Realität. Unter dem vollkommensten Wesen, fährt er dann fort, sey zu verstehn dasjenige welches alle vereinbaren Realitäten im absolut höchsten Grade in sich habe. (Er bemerkt dabei, dass man wohl auch hätte sagen können alle Realitäten, indess habe er geflissentlich schon in der Definition mit näherer Bestimmung compossible Realitäten gesagt, um nicht erst den Beweis nöthig

zu haben, dass diese, oder dass alle Realitäten compossibel seyen. Genug, sobald man eine Realität erkannt hat und weiss dass sie mit andern vereinbar ist, so kann man sie von dem vollkommensten Wesen prädiciren.) Das vollkommenste Wesen als das, worüber kein vollkommneres gedacht werden kann, muss jede Grenze und jeden Mangel ausschliessen. Ginge ihm irgend eine Realität ab, so könnte es, durch Hinzufügen derselben, grösser gedacht werden. Dieser Begriff nun des vollkommensten enthält, nach der Definition, da ja compossibel ist was gleichzeitig von einem Subject prädicirt werden kann, ein Widerspruch aber nur Statt findet wo man Unvereinbares von ihm prädicirt, keinen Widerspruch und ist also möglich. Man muss sich aber sehr hüten was von Realitäten und realen Bestimmungen eines Begriffs gilt, auch auf Phänomene anzuwenden. (Diese Warnung fügt Wolff offenbar bei um sich den Instanzen zu entziehn welche seit dem *Insipiens*-Streit gegen Anselm von Canterbury bis auf Kant's berühmte Refutation des ontologischen Arguments vorgebracht worden sind. Wenn von einer grünsten Insel, von einer schnellsten Bewegung u. s. w. gesprochen würde, und man das Daseyn derselben ontologisch beweisen wollte, so ist dagegen zu sagen, dass grün, Bewegung u. s. w. Phänomene sind, nichts Reales.) Existenz, möge sie nun den Character der Nothwendigkeit oder Zufälligkeit haben, ist kein blosses Phänomen, also eine Realität, und die nothwendige ist es mehr als alles Andere. Nach diesen vorläufigen

Bestimmungen stellt nun Wolff die Nominaldefinition fest: Das vollkommenste Wesen nenne man Gott; und schliesst nun in folgender Weise: Gott enthalte als vollkommenstes Wesen alle vereinbaren Realitäten. Er sey möglich und also könne ihm Existenz zukommen. Da nun Existenz eine Realität ist und zwar eine die mit allen andern compossibel ist, da ferner nothwendige Existenz der höchste Grad von Existenz ist, so kommt Gott nothwendige Existenz zu. Als vollkommenstes ist Gott ein nothwendig existirendes Wesen. — Er vergleicht dann die Form dieses Beweises mit andern Weisen ihn zu führen, und tadelt an diesen erstlich die Ungenauigkeit des Ausdrucks wenn man die Existenz als eine Vollkommenheit bezeichnet. Ganz besonders aber rügt er es als einen Mangel, dass man gewöhnlich ganz vergesse, zuerst die Möglichkeit des Begriffs des vollkommensten Wesens darzuthun. Indem er diese Lücke gefüllt habe, habe er dem Argument erst eine völlige Sicherheit gegeben. War die nothwendige Existenz erst festgestellt, so ergaben sich die Prädicate der *Aseitas* u. s. w., welche in dem ersten Theil gegeben waren sehr leicht, und es fehlen hier die Wiederholungen nicht. Auch in diesem wird dann entwickelt wie Gott eine deutliche Vorstellung von allen möglichen Welten habe, so dass auch die natürliche Theologie wieder auf jene Definition Gottes kommt, die Wolff schon in den „vernünftigen Gedanken von Gott, Welt u. s. w.“ gegeben und die von den Theologen seiner Zeit so verschrien ward, weil sie zwi-

schen Gott und der menschlichen Seele einen nur graduellen Unterschied annehme, dass nämlich Gott das Wesen sey welches alle Welten auf einmal mit der aller grössten Deutlichkeit sich vorstelle. 17). —

Die Vergleichung zwischen dem ontologischen Beweise bei Wolff und bei Leibnitz zeigt, dass der Erstere nichts Neues zu dem hinzugefügt hat, was der Letztere gefunden hatte, als den Begriff der Realität. Allein gerade dieser Begriff, der bald mit dem der Eigenschaft zusammen fällt, bald wieder als etwas ganz davon Verschiedenes behandelt wird, ist es welcher nachher den Gegnern des ontologischen Beweises so siegreiche Waffen in die Hand gegeben hat. Die Form des strengen Syllogismus hat nur gedient die Schwäche des Arguments deutlicher ins Licht zu stellen.

Im Ganzen hat die Darstellung von Wolff's Metaphysik gezeigt, wie gross die Verwandtschaft seiner Lehre mit der Leibnitz's ist. Die Gliederung, die er dem Systeme des Letztern gegeben ist an dasselbe nicht von Aussen herangebracht, vielmehr ist sie in Leibnitz's Lehre so deutlich angelegt, dass bei unserer Darstellung sich dieselbe fast von selbst einfand. Auf der andern Seite zeigt sich, dass durch die abstract verständige Behandlung unter Wolff's Händen die Leibnitz'sche Lehre viel von ihrer speculativen Tiefe einbüsst. Leibnitz brauchte den Widerspruch nicht zu fürchten der in der Monade lag, die das Universum war und nicht war (weil nur idealer war); Wolff sucht diesen Widerspruch zu ent-

fernen, seine einfachen Wesen sind nicht vorstellend wie die Monaden. Je mehr er sich aber dagegen erklärt, dass die Elemente der Dinge keine Seelen oder Geister seyen, um so mehr verschwindet ihr Unterschied von den Atomen. Wenn aber wiederum seine ganze Richtung gegen den blossen Empirismus geht, um so mehr tritt uns ein Schwanken entgegen zwischen einem fast ganz subjectiven Idealismus — geht doch Wolff weiter als Leibnitz indem er sogar die *vis motrix* als ein blosses Phänomen nimmt —, und andrerseits einem materiellen Atomismus in welchem der Unterschied zwischen den Corpusculn und einfachen Substanzen zu verschwinden droht. Dass bei diesem Schwanken hinsichtlich der eigentlichen Basis des Systems im weitern Fortgange desselben Inconsequenzen entstehn und Widersprüche sich aufdrängen, ist nicht befremdend. Proben derselben hat die Darstellung gezeigt. Das grösste Verdienst hinsichtlich der Metaphysik hat ohne Zweifel Wolff dadurch erworben, dass er die Ontologie so genau ausgebildet hat. Eine Menge von philosophischen Terminis, die man heut zu Tage erst als Resultat der Kant'schen Philosophie anzusehn pflegt, hat er bereits genauer bestimmt, und viele Kategorien in einer Weise beleuchtet, die noch itzt Lob verdient.

§. 24.

Fortsetzung.

Wolff's praktische Philosophie.

In keiner einzigen Parthie der Philosophie scheint Wolff mit einer solchen behaglichen Freude gearbeitet zu haben, wie in der praktischen Philosophie. Auf sie richtete er zuerst den Blick zu einer Zeit wo er noch von Leibnitz wenig wusste und mehr auf Cartesianischem Boden stand. Vielleicht ist es das Gefühl grösserer Selbstständigkeit, das er auf diesem Gebiete hat, welches ihn einmal sagen lässt er habe die philosophische Aufgabe in der praktischen Philosophie und der Metaphysik (— er meint nur die *philosophia prima* als den Hauptheil derselben —) gelöst, in den übrigen Theilen bleibe dies der Zukunft aufbehalten. War nun schon diese Vorliebe eine Veranlassung, sie sehr ausführlich zu betrachten, so kommt noch etwas Anderes hinzu. Die grössern lateinischen Werke über praktische Philosophie sind zu einer Zeit geschrieben wo die Lust an den Vorlesungen aufgehört hatte, und er lieber schrieb als mündliche Vorträge hielt, zu einer Zeit ferner wo, den Nachrichten zufolge, auch wohl pecuniäre Rücksichten es ihm wünschenswerth machten, dass ein Werk eine grosse Ausdehnung bekam. Beides hat dazu beigetragen den lateinischen Werken über diesen Gegenstand eine um so widerwärtigere Breite zu geben, als oft mit nur wenig verändertem Ge-

sichtspunkt Alles in einem Werk wieder
was schon in dem andern sich findet. Ma
dass das Naturrecht — von dem er sogar
sagt hatte es brauche gar nicht besonders
zu werden weil es in der Ethik und Poli
ten sey — in acht Quartbänden, die Ethi
u. s. w. vorliegt. Es verhält sich darum
seine lateinischen und deutschen Werke
ders als in der Logik und Metaphysik.
musste sich die Darstellung besonders an
nischen Werke halten, weil diese Vieles
was die deutschen Compendien übergan
— die lateinische Logik enthält den für
System so wichtigen *Discursus praelimina*
deutschen Metaphysik fehlt eigentlich die
tologie u. s. w. — In der praktischen
verhält sich dies anders. Die beiden deutsc
(die vern. Ged. über der Menschen Thun u
und die vern. Ged. vom gesellschaftlichen
Menschen) enthalten, die weitschweifigen
tionen abgerechnet fast Alles was in den
teinischen Werken wiederholt wird. Unse
lung, welche nicht in das Detail der sittl
schriften eingehn sondern sich darauf b
soll, die Gliederung der praktischen Phil
ihre Principien darzulegen, wird daher
Punkten sich an die lateinischen Werke w
was diese enthalten in den deutschen feh

Einer von diesen Punkten ist nun s
ganze Schematismus, nach welchem Wolf

a Philosophie bearbeitet wissen will. Derselbe
det sich in der so oft angeführten encyclopädi-
a Uebersicht, welche der lateinischen Logik vor-
schickt ist. Was die Logik für die Erkenntniss
las ist die praktische Philosophie für den Wil-
lehrte jene die Wahrheit erlangen und den Irr-
vermeiden, so ist diese die Wissenschaft davon,
las Begehrungsvermögen zum Erwählen des Gu-
und Vermeiden des Uebleu zu lenken sey. Da
ler Mensch unter einem doppelten Gesichtspunkt
chtet werden kann, einmal als Mensch, dann aber
ürger oder als Glied einer andern kleinern Ge-
chaft, so ergeben sich als die Theile der prak-
en Philosophie erstlich die Ethik welche den
chen betrachtet sofern er nicht einer höhern
ität unterworfen ist, und also alles das befasst
obgleich wir einem Staate angehören, doch
in unser Belieben gestellt ist, zweitens die
nomik welche den Menschen als Glied einer
lie betrachtet, endlich die Politik welche die
lungen des Bürgers zu ihrem Gegenstande hat.
f ist sich bei dieser Eintheilung wohl bewusst,
es die alte Aristotelische ist. Abgesehn aber
lem grossen Unterschiede, der bei dem völlig
hiedenen Gesichtspunkt beider, sich zwischen sei-
nd des Aristoteles Betrachtungsweise zeigen muss,
noch etwas Andres hervor, was ihm eine Ab-
ung hinsichtlich der Eintheilung nöthig macht.
lem Standpunkt des Alterthums und auch der
en Scholastiker konnte die Frage wo denn nun

geschieht erst wo der moralische Standpunkt als der höchste gefasst wird), doch wenigstens geltend gemacht wird, es ist der Begriff des Gewissens. Das Gewissen ist nach Wolff die Fähigkeit über die Moralität der Handlungen sowol der geschehenen als auch der erst auszuführenden zu entscheiden. Der Stimme des Gewissens aber wird so viel eingeräumt, dass er einmal geradezu das Gesetz des Gewissens mit dem Gesetz der Natur identificirt. Zwar erklärt sich Wolff selbst sehr entschieden dagegen, dass das Naturrecht nur die äussere Gerechtigkeit ins Auge zu fassen habe, und also alles was ungestraft geschehen dürfe als solches darstellen dürfe was recht sey, trotz dieser Protestation aber lässt er sich immer wieder durch die Natur der Sache dahin bringen, im Naturrecht mehr den Thatbestand, in der Moral mehr auf die Gesinnung zu sehen. Ist daher auch das Factum nicht richtig, was man öfter angeführt findet, dass Wolff ausdrücklich sage, das Princip des Handelns nur als Dürfen gefasst sey dem Naturrecht, nur als Sollen gefasst der Moral zu Grunde zu legen, — so ist eine Neigung zu solcher Unterscheidung bei ihm doch nicht abzuleugnen. Was nun das Verhältniss der einzelnen Theile der praktischen Philosophie betrifft, so ist oben daran erinnert worden, dass die Eintheilung derselben mit der Aristotelischen zusammenfalle. Man würde aber sehr irren wenn man nun meinte, dass hinsichtlich der Wichtigkeit der einzelnen Theile eine gleiche oder nur ähnliche Auffassung bei der Wolff'schen und Aristotelischen

das Naturrecht hingehöre nicht aufgeworfen werden, da dieser Begriff ganz fehlte. Nun war aber der Begriff des Naturrechts seit Grotius fixirt nnd es handelt sich darum, diesem eine Stelle anzuweisen. Wolff versucht zuerst das was das Naturrecht behandelt den drei genannten Disciplinen zuzuweisen. Er sagt nämlich, dass das Naturrecht, indem es nur die Aufgabe habe zu lehren was gut und was übel sey, die theoretische Grundlage für alle drei bilde, und deswegen nicht von ihnen abgesondert werden könne. Diese Stellung des Naturrechts wird aber nicht festgehalten. Indem er nämlich sagt, dass es eine Wissenschaft geben müsse, welche die allgemeinen Principien der praktischen Philosophie enthalte, eine Wissenschaft die er als die allgemeine praktische Philosophie bezeichnet, scheint das Naturrecht wie er es eben bestimmt hatte, ganz mit dieser zusammen zu fallen. Wolff fühlt dies selbst. Er sucht daher beide von einander zu sondern und sagt, dass die allgemeine praktische Philosophie nur die Principien des Naturrechts darstellen, auf welche dieses bei allen seinen Demonstrationen zurückzugehn habe. Bei dieser Stellung aber wurde die sogenannte allgemeine praktische Philosophie der reine, das Naturrecht der angewandte Theil einer und derselben Wissenschaft. Diese Ansicht nun, dass das Naturrecht sich unmittelbar an die praktische Philosophie anschliessen und der Ethik und also auch der Oekonomik und Politik nicht einverleibt werden sondern vorangehn solle, diese ist es, welche ihn bei Gelegenheit der Ethik

sagen lässt, diese setze das Naturrecht so voraus, wie seinerseits dieses die allgemeine praktische Philosophie. Man sieht dass daher der Theorie nach das Naturrecht nicht abgesondert dargestellt werden darf weil es entweder in den drei höhern Theilen der praktischen Philosophie oder aber in der Grundwissenschaft verschwindet. Wie kommt nun Wolff dazu dennoch eine so ausführliche Darstellung des Naturrechts zu geben, die wenn sie auch sehr Vieles wiederholt was die allgemeine praktische Philosophie schon gesagt hatte, und Manches antecipirt was in der Ethik abgehandelt werden soll, doch immer gegeben ist? Wenn auch Wolff in seinen Werken den Unterschied zwischen Legalität und Moralität nicht streng fixirt hat, so scheint es doch als habe er diesen Unterschied wenigstens gefühlt. Mit ihm aber war auch die Sonderung des Naturrechts von der Moral gegeben. Diese Sonderung geht nun nicht so weit wie in der Zeit nach Kant, welcher dieselbe vollendete; vielmehr confundirt Wolff beide Gebiete noch sehr mit einander, indem er auch im Naturrecht, ganz wie in der Moral, die Pflichten gegen Gott, den Nächsten und sich selbst betrachtet. Allein die Behandlung ist doch darin von der in der Ethik unterschieden, dass er in dem Naturrecht immer zugleich die Befugnisse ins Auge fasst. In dem zweiten und dritten Theil des Naturrechts, welcher die Lehre vom Besitz und Eigenthum behandelt treten die dem Recht eigenthümlichen Begriffe des Erlaubten und der Berechtigung, so wie die Form des Ver-

botes noch mehr hervor, obgleich auch hier wieder ganz moralische Erörterungen über Wahrhaftigkeit vorkommen. Der vierte und fünfte Theil behandelt die Lehre von den Verträgen und der sechste und siebente das Personenrecht, der achte endlich das öffentliche Recht. Characteristisch und beweisend, dass Wolff die eigentliche Bestimmung des Naturrechts richtig erkannt hat, ist, dass er sich hinsichtlich der Bestimmungen des römischen Rechts viel freundlicher hinsichtlich des *jus gentium* ausspricht als hinsichtlich des *jus civile*. Was Wolff selbst *Jus gentium* nennt ist etwas ganz Anderes, nämlich Völkerrecht im modernen Sinne des Worts. Ein Quartband darüber schliesst sich an sein Naturrecht an, und er will es wie das Naturrecht vor der Moral studirt wissen. Man sieht also, dass das Naturrecht, welches anfänglich gar keine eigne Bearbeitung haben sollte, am Ende dazu gekommen ist, den Inhalt aller Theile der praktischen Philosophie zu befassen. Wenn nun dieser Inhalt ausser dem Naturrecht in jenen Disciplinen noch einmal erörtert wird, so fehlen dabei freilich die Wiederholungen nicht, allein man muss doch auch zugestehn, dass dies keine blossen Wiederholungen sind. Wie nämlich der Begriff der Befugniss und des Erlaubten das wahre Fundament jeder nur rechtlichen Behandlung, in dem Wolff'schen Naturrecht vorwiegt, immer wenigstens angewandt wird, so tritt uns in der Moral dagegen ein andrer Begriff entgegen, der wenn auch Wolff ihn noch nicht als den höchsten dargestellt hat (dies

geschieht erst wo der moralische Standpunkt als der höchste gefasst wird), doch wenigstens geltend gemacht wird, es ist der Begriff des Gewissens. Das Gewissen ist nach Wolff die Fähigkeit über die Moralität der Handlungen sowol der geschehenen als auch der erst auszuführenden zu entscheiden. Der Stimme des Gewissens aber wird so viel eingeräumt, dass er einmal geradezu das Gesetz des Gewissens mit dem Gesetz der Natur identificirt. Zwar erklärt sich Wolff selbst sehr entschieden dagegen, dass das Naturrecht nur die äussere Gerechtigkeit ins Auge zu fassen habe, und also alles was ungestraft geschehen dürfe als solches darstellen dürfe was recht sey, trotz dieser Protestation aber lässt er sich immer wieder durch die Natur der Sache dahin bringen, im Naturrecht mehr den Thatbestand, in der Moral mehr auf die Gesinnung zu sehen. Ist daher auch das Factum nicht richtig, was man öfter angeführt findet, dass Wolff ausdrücklich sage, das Princip des Handelns nur als Dürfen gefasst sey dem Naturrecht, nur als Sollen gefasst der Moral zu Grunde zu legen, — so ist eine Neigung zu solcher Unterscheidung bei ihm doch nicht abzuleugnen. Was nun das Verhältniss der einzelnen Theile der praktischen Philosophie betrifft, so ist oben daran erinnert worden, dass die Eintheilung derselben mit der Aristotelischen zusammenfalle. Man würde aber sehr irren wenn man nun meinte, dass hinsichtlich der Wichtigkeit der einzelnen Theile eine gleiche oder nur ähnliche Auffassung bei der Wolff'schen und Aristotelischen

praktischen Philosophie Statt finde. Dies ist unmöglich. Wenn Aristoteles im ganz antiken Sinn das Ganze vor den Theilen daseyn lässt, so ist bei ihm die organische Ansicht vorherrschend und es entsteht ihm der Begriff des Hauses indem der Totalorganismus, der Staat, in kleinere Organismen zerfallend gedacht wird. Er ist das begriffsmässige *prius*. Eine Philosophie dagegen welche das Universum aus dem Einfachen, als dem Ursprünglichen, zusammengesetzt seyn lässt, wird eben so mechanisch im Ethischen Gebiete an die Stelle der Organismen blosse Aggregate setzen müssen. Darum erscheint hier immer das Isolirte als das Primitive, und in der rechtlichen wie der sittlichen Sphäre immer der einzelne Mensch als das Erste. Darum sind es nicht nur privatrechtliche und moralische Gesichtspunkte welche er bei der Betrachtung des Staates z. B. geltend macht, weil nach seiner Ansicht jede Gesellschaft anzusehn ist wie eine Privatperson, sondern bei der Entwicklung des Begriffs der Gemeinschaft verfährt er ganz atomistisch, und erhebt sich nie zu einem höhern Verhältniss als zum Vertrage. Die Ehe ist ihm ein Vertrag zur Erzeugung und Erziehung von Kindern, der Staat entsteht ihm aus dem Vertrage wodurch die Einzelnen (Individuen oder auch Familien) in eine Gemeinschaft treten, ja selbst das Verhältniss zwischen Vater und Kind kann gewisser Massen als ein Vertrag angesehn werden. Freilich ist er immer wieder genöthigt ganz andere Bestimmungen mit hineinzunehmen, die *naturalis aequitas* u. s. w. um die

harten Folgerungen zu vermeiden. Durch willkührlichen Vertrag lässt er die höchste Gewalt, die ursprünglich Allen im Staat zukommt auf Einen übertragen werden, und den Staat der seinem Begriff am besten entsprechen würde, wo er Wahlreich wäre nur um Uebelstände, Factionen u. dgl. zu vermeiden eine erbliche Monarchie werden. Kurz alle Consequenzen einer atomistischen Ansicht vom Staat treten uns hier entgegen, und Wolff zeigt sich als ein würdiger Sohn der Periode, in welcher es darauf ankam das Einzelne, sey es ein materielles Atom, sey es geistiges Wesen, als das höchste zu fassen. 18).

Gehen wir nun mehr auf den Inhalt der praktischen Philosophie ein und namentlich auf die Hauptbegriffe um die sichs hier handelt, um die Begriffe des Guten und Bösen, so stellt sich Wolff sogleich darin völlig auf die Seite von Leibnitz, dass er wie dieser (s. *p.* 131.) keine äussere Autorität bestimmen lässt, was gut sey und was nicht. Eine menschliche Autorität kann dies nicht, denn jedes positive Gesetz erhält seine eigentliche Gesetzeskraft nur dadurch, dass es mit dem natürlichen Gesetz übereinstimmt. Darum gibt es für das natürliche Gesetz keine *ratio historica*, wohl aber kann es für das historische Recht eine *ratio naturalis* geben. Aber auch nicht einmal von der göttlichen Autorität hängen die natürlichen Rechte und Gesetze ab. Materiell stimmt zwar beides, der Wille Gottes, und die *lex naturae* überein, aber es ist das Verhältniss nicht so zu fassen, dass etwas gut sey weil Gott es vorgeschrieben habe,

sondern Gott hat es vorgeschrieben weil es an sich gut ist. Was das Gesetz der Natur vorschreibt ist an und für sich gut, und deswegen konnte Gott gar nichts gegen das natürliche Gesetz vorschreiben. Wegen dieser Unabhängigkeit von der göttlichen Autorität ist es auch möglich, dass bei irrigen religiösen Ansichten, ja bei wirklichem Atheismus wie das Beispiel der Chinesen lehrt, eine sehr gute natürliche Moral aufgestellt wird. — Wenn schon keine Autorität hier das Entscheidende ist, so noch weniger die Rücksicht auf irgend einen gleichgültigen Zweck. Die Nützlichkeit allein macht eine Handlung nicht gut, und kann deswegen nicht als *ratio juris* angesehn werden, sondern diese muss *a priori* gefunden werden, weil der Begriff des Rechts von der Erfahrung unabhängig ist. — Nach diesen nur negativen Bestimmungen ist nun zu sehn, welches der positive Maassstab ist, welchen Wolff an die Handlungen gelegt wissen will, um ihren moralischen Werth zu beurtheilen. Wenn sich nun in seiner Psychologie gezeigt hatte, wie der Wille ganz auf die Vorstellungen sich gründet, so wird es uns nicht wundern wenn er überhaupt die praktischen Bestimmungen auf Begriffe von rein theoretischem Character zurückzuführen, und daher der Ethik eine ganz metaphysische (logische) Basis zu geben versucht. Diese Basis nun gibt ihm der in der Ontologie ausführlich erörterte Begriff der Vollkommenheit. Ganz übereinstimmend mit Leibnitz hatte er dort die Vollkommenheit als eine Zusammenstimmung in der Verschie-

denheit, oder als eine Einheit verschiedner gefasst. Wenn er nun weiter die Zusammenstimmung als das Streben nach einem Ziel definirt, und alle Beispiele deren er sich bedient die Kategorie des Zweckes in sich enthalten, so erscheint die Uebereinstimmung mit Leibnitz vollkommen. Allein es lässt sich sogleich vermuthen, dass der, welcher nicht geruht hatte, ehe er den Satz des zureichenden Grundes auf den Satz der Identität zurückgeführt hatte, auch den Zweck, der ja bei Leibnitz mit dem Grunde zusammen fiel, auf denselben Satz reduciren werde. Dies geschieht auch wirklich und das Zusammenstimmen zu einem Zweck wird sehr bald bei Wolff zur blossen Uebereinstimmung, d. h. zur blossen Identität. So sagt er in seiner Moral (d. h. den vern. Gedanken von der Menschen Thun und Lassen) §. 2: Wenn der gegenwärtige Zustand mit dem vorhergehenden und dem folgenden zusammenstimmt, ist der Zustand vollkommen, wo er streitet, ist der Zustand unvollkommen, und führt als Beispiel der Unvollkommenheit an, dass wenn einer reich ist und sein Geld verschwendet, er ärmer werde und auf solche Weise der vorhergehende Zustand dem folgenden zuwider sey. Diese Uebereinstimmung wird dann gewöhnlich als Uebereinstimmung mit dem Wesen und der Natur des Menschen bezeichnet (ebendas. §. 4.). Nachdem dann Wolff (ebendas. §. 3.) Gut das genannt hat was sowol unsern innerlichen als unsern äusserlichen Zustand vollkommen machet, und das Gegentheil als böse bezeichnet hat, ist damit auch die eigentliche

Basis der Moral gefunden. Und also haben wir, sagt er ebendas. §. 12. eine Regel, darnach wir unsere Handlungen, die wir in unserer Gewalt haben, richten sollen, nämlich: Thue was dich und deinen oder Anderer Zustand vollkommen machet, unterlass was ihn unvollkommen machet. (Den Uebergang von der Verbindlichkeit seinen, zu der den Zustand des Andern zu vervollkommnen macht er durch die Behauptung, dass Niemand ohne die Hülfe Anderer seinen Zustand vervollkommnen könne.) Nach dieser Formel ist darum der Rausch verboten, weil der Zustand des Unbehagens dem Wohlbehagen folgt u.s.w. Wenn nun in der immer wachsenden Vollkommenheit das höchste Gut oder die Seligkeit besteht; so ist diese das allendliche Ziel des Handelns (ebendas. §. 44.). Daraus aber folgt durchaus nicht, dass also eigentlich der Antrieb unseres Handelns der Eigennutz sey, denn unsere Vollkommenheit wollen ist kein Eigennutz (§. 42.). Dass der Besitz des höchsten Gutes oder das stetige Fortschreiten in der Vollkommenheit zugleich ein Zustand beständiger Freude sey, liegt in der Natur der Sache, „weil die anschauende Erkenntniss der Vollkommenheit Lust oder Vergnügen gebiert" (§. 49.). Diese Freude fällt mit der Ruhe des Gewissens zusammen (§. 127.). Bei der Abhandlung der Moral, welche Wolff nur in Form der Pflichtenlehre vorträgt, erörtert er zuerst den Begriff der Pflicht, oder „der Handlung die wir zu vollbringen verbunden sind" (§. 221.), und handelt dann zuerst von den Pflichten gegen sich selbst. Da hier

nicht nur die Pflichten gegen unsern Willen, Leib u. s. w. abgehandelt werden, sondern auch die gegen unsern Verstand, so werden (namentlich in der grossen lateinischen Ethik) fast alle Regeln der Logik als Sittengebote wiederholt. Die Pflichten gegen Gott (§. 650 —766.) werden auf das Gebot, Gott zu ehren zurückgeführt und daraus alle andern abgeleitet (§. 652.), zunächst die Pflicht Gott zu erkennen; aus der Erkenntniss Gottes folgt die Liebe zu ihm, die Ehrerbietung vor ihm, das Vertraun auf ihn, und die Dankbarkeit gegen ihn, die sich im äussern Gottesdienst bethätigt. Die Pflichten des Menschen gegen andere (§. 767-1034.) bilden den Beschluss. Nachdem daselbst von den Pflichten gegen Menschen im Allgemeinen, dann gegen Freunde und Feinde gehandelt worden ist, geht Wolff zu den Pflichten hinsichtlich des Eigenthums und endlich hinsichtlich der Versprechen und Verträge über, so dass also in den beiden ersten Abschnitten die sonst sogenannten Liebespflichten, in den letzten beiden die Rechtspflichten abgehandelt werden, nur dass hier der moralische Gesichtspunkt mehr vorwiegt, als in dem grössern Werk über das Naturrecht. In seinen vernünftigen Gedanken vom gesellschaftlichen Leben der Menschen (gewöhnlich Politik genannt), wird nun zuerst an das Princip, worauf die Moral gegründet wurde, in einer Weise angeknüpft, die trotz des syllogistischen Apparats ein Beweis ist von der Lockerheit des Zusammenhanges. Oben war schon gesagt, dass nach Wolff jeder Gemeinschaft ein Vertrag zu Grunde liege.

Davon ausgehend sagt nun Wolff: „die Gesellschaft ist nichts anders, als ein Vertrag einiger Personen mit vereinigten Kräften ihr Bestes worinnen zu befördern. Den ungehinderten Fortgang in Beförderung des gemeinen Besten, das man durch vereinigte Kräfte zu erhalten gedenket, nennet man die Wohlfahrt der Gesellschaft. Zu dieser Bewegung hat man guten Grund. Denn die Wohlfahrt einer Gesellschaft können wir nicht anders ansehn als das höchste Gut, was eine dergleichen Gesellschaft erreichen kann. Da nun dieses in einem ungehinderten Fortgange zu grösseren Vollkommenheiten besteht, so können wir auch die Wohlfahrt der Gesellschaft in nichts anders suchen, als in einem ungehinderten Fortgange in Beförderung ihres gemeinen Bestens." (Polit. §. 2. 3.) Der Begriff der Vollkommenheit, der hier identificirt wird mit der Realisation des Zwecks der Gesellschaft, soll offenbar die Politik mit der Moral verbinden. Weil aber in der Folge nur daraus Weiteres gefolgert wird, dass die Gesellschaft ein Vertrag sey, der Begriff des Vertrages selbst aber aus dem Suchen der Vollkommenheit nicht abgeleitet ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn nachher — (in dem 7ten Bande des lateinischen Naturrechts geschieht es vom Anfang an nicht) — von der Vollkommenheit wenig oder gar nicht die Rede ist, sondern nur von der Verbindlichkeit der Glieder, die Wohlfahrt der Gesellschaft zu befördern. „Da die Wohlfahrt der Gesellschaft, fährt er fort, die einige Absicht ist, warum man sich darein begiebet, alle

besonderen Absichten aber dergestalt einzurichten sind, dass sie endlich ein Mittel zur Hauptabsicht werden, so ist dieses die Regel, darnach diejenigen ihre Handlungen einzurichten haben, die in einer Gesellschaft mit einander leben, in so weit sie nämlich in derselben leben: Thue was die Wohlfahrt der Gesellschaft befördert; unterlasse was ihr hinderlich oder sonst nachtheilig ist. Da wir nun nach dieser Regel unsere Handlungen einzurichten verbunden sind, so ist sie das letzte Gesetz in einer Gesellschaft, und saget man nicht ohne Grund, die gemeine Wohlfahrt ist das höchste oder letzte Gesetz in einer Gesellschaft" (§. 11.).

Auf das weitere Detail der Wolff'schen praktischen Philosophie ist nicht einzugehen, wohl aber kurz darauf hinzuweisen, in welchem Gegensatz sie steht zu den entsprechenden Bestrebungen auf dem Standpunkte des Realismus. Als das Characteristische der englischen Moralisten war (Bd. II. Abth. 1. p. 107. u. s. w.) angegeben, dass die Basis ihrer Systeme Empirismus sey, dass sie die Autonomie des Willens leugnen und die Norm für das Handeln gegeben seyn lassen, dass sie eben deswegen aus dem Eudämonismus nicht herauskommen. In allen diesen Punkten steht Wolff ihnen diametral entgegen. Seine Moral ist rationalistisch, weil sie nicht auf einer Erfahrung, sondern auf einer Idee beruht, die realisirt werden soll, weil sie nicht sowol nur die Gründe der Handlungen betrachtet, als vielmehr die Zwecke. Die Norm für das Handeln ist ihm

ferner nicht gesetzt durch die Natur des zu behandelnden Objects, so dass sich das handelnde Subject nach demselben zu richten hätte, sondern das letztere trägt diese Norm in sich, hat nicht sich den Dingen conform zu verhalten, sondern nur Uebereinstimmung mit sich selbst, sofern es Vernunftwesen ist, mit seiner eignen Natur zu suchen. Darum tritt endlich bei ihm viel weniger der Begriff des Wohls, als der des Guten hervor, und man kann sein System kein eudämonistisches nennen, da wirklich, um an die Schleiermacher'sche Formel wieder zu erinnern, die Lust als Zugabe zum Handeln erscheint, die sich aus der Betrachtung der erlangten Vollkommenheit als Selbstzufriedenheit ergibt. Er stimmt deswegen viel mehr mit *Des Cartes* überein, als jene. Im genauen Zusammenhange mit jener Eigenthümlichkeit der englischen Moralsysteme stand, worauf bei Shaftesbury hingewiesen ward, dass dieselben die Moral vorzugsweise als Tugendlehre behandelten, weil die natürlichen Neigungen als entscheidend und berechtigt angesehen wurden. Bei Wolff tritt der Begriff der Pflicht, so wie die negative Richtung gegen die Triebe, und eine oft rigoristische Unterordnung derselben unter einen von der Vernunft gesetzten Zweck so sehr hervor, dass dagegen der Tugendbegriff ganz zurücktritt. Die Tugend ist ihm nur die durch Gewöhnung erlangte Fertigkeit im pflichtmässigen Handeln, und Dankbarkeit, Liebe zu Eltern u. s. w. werden hier zu verpflichtenden Gesetzen. Wenn endlich *Mandeville*

auptet hatte, die Wohlfahrt der Gesellschaft
ne nur vermittelst der Unvollkommenheit der
zelnen erreicht werden, oder Helvetius zu be-
ten suchte das Ziel des Menschen sey nur die
liche Befriedigung, so fällt dagegen bei Wolff
Vollkommenheit der einzelnen Wesen mit der
lfahrt des Ganzen ganz zusammen, und eine
iedigung des Triebes um der Befriedigung willen,
ı er gar nicht, oder nur auf Kosten der Conse-
z, gestatten. Im theoretischen Gebiet hatten
Leibnitz den entsprechenden Antagonisten ge-
t für verschiedene Stufen des Empirismus: Wolff's
tische Philosophie bildet einen ähnlichen Anta-
mus gegen die Moralsysteme auf empirischer
s. Er hat darum eine Berechtigung sich mit
r praktischen Philosophie am Meisten zu wissen. —
Die Darstellung des Wolff'schen Systems der
sophie wäre hiemit beschlossen. Es bleibt nur
übrig zu zeigen, wie er alle übrigen Theile
menschlichen Wissens dem gefundenen Schema-
s unterordnet. Von den einzelnen Theilen der
rwissenschaft, der Meteorologie, Oryktologie,
rologie, Physiologie, Pathologie ist nicht beson-
zu erwähnen, dass sie der Kosmologie und Physik
zuordnen sind. Es bleibt aber eine Sphäre noch
, welche nicht so leicht unterzubringen scheint,
t der Theil der Wissenschaft welcher die Kunst
ft. Wenn Aristoteles von der (verarbeitenden)
tischen Thätigkeit die (erzeugende) poetische
rschied, so scheint sich Wolff ein ähnlicher

Unterschied fühlbar zu machen, und er sagt es müsse der Philosophie auch noch ein Theil angehören, welcher die Künste und die Producte derselben ins Auge fasse, und den man Technik oder Technologie nennen könne. Gewöhnlich hat er dabei nur die Bedeutung der Kunst im Auge, wo sie der Natur entgegengesetzt wird, und jede Technik umfasst, ohne dass sie es mit dem Schönen zu thun hätte. Dass nun die Kunst, in diesem Sinne genommen, als angewandte Physik bezeichnet wird, ist erklärlich. Ja es kommt wohl gar vor, dass er sagt, die Lehre von den körperlichen Dingen betrachte entweder die natürlichen Körper und sey dann Physik, oder die künstlichen und sey dann Technik. Wenn er schon hier bedauert, dass dies ein Gebiet sey, welches bisher die Philosophen vernachlässigt hätten, so beklagt er dies noch mehr hinsichtlich der schönen Kunst. Auch diese erlaube eine philosophische Betrachtung und bedürfe derselben. Bis itzt aber sey weder für philosophische Grammatik, noch für philosophische Rhetorik, noch für philosophische Poetik etwas geschehn. Man sieht hier, wie er noch durch das alte *trivium* gehalten wird. Jedenfalls aber muss es anerkannt werden, dass er Ernst damit gemacht haben will, dass die Philosophie Alles befasse. Auch eine Philosophie der Medicin findet er wünschenswerth. Alle diese encyclopädischen Wünsche finden sich in dem schon oft angeführten *Discursus praeliminaris* zur Logik. Seit Wolff hat, wie gesagt, kein philosophisches System mehr auftreten können, welches

nicht mehr oder minder zugleich eine Wissenschaftslehre seyn wollte. —

§. 25.

Die Wolffianer.

Das Wolff'sche System hat ausser den Eigenschaften, die es fähig machen, Lehrgebände einer abgeschlossenen Schule zu seyn, noch andere, welche ihm mehr als einem andern einen grossen Kreis von Schülern sichern. Andrerseits bleibt bei der Abrundung desselben denen, welche nicht nur die Grundsätze dieser Lehre auf andere Gebiete des Wissens anwenden wollen, nur übrig, das in grosser Ausdehnung, und oft in ungewohnter Form, Gegebne zusammenzuziehn und den sonst herrschenden Anforderungen anzupassen. Von den beiden bedeutendsten Wolffianern, die das System im Ganzen bearbeitet haben, hat *Thümmig* mehr nur das Erstere, *Bilfinger* auch das Letztere zu seiner Aufgabe gemacht. *Baumgarten's* mehr als gewöhnlicher Scharfsinn aber macht diesen fähig, zu-

gleich eine Lücke im System zu finden. Indem er sie zu füllen sucht, ist dies ihm die Veranlassung, sich mehr als die Uebrigen vom Meister zu entfernen.

1. Zweierlei was überhaupt immer als die *conditio sine qua non* sich gezeigt hat dazu, dass ein Philosoph eine Schule bilde, das Abschliessen seiner Lehre zu einem leicht übersichtlichen Ganzen und das Feststellen einer festen Terminologie, hatte bei Leibnitz nicht Statt gefunden. Dies hat, eben so sehr wie der Umstand, dass er nicht Lehrer der Philosophie war, es verhindert, dass sich unmittelbar an ihn Viele angeschlossen haben. Die es thaten, reihen sich fast unwillkührlich unter Wolff's Fahnen, sobald dieser jene beiden Bedingungen erfüllt hatte. Dazu kommt noch, dass die Behandlung dieser Gegenstände in deutscher Sprache dieses System als ausser aller Continuität mit früheren Leistungen ansehn liess, und daher Viele anlockte, welche mit jenen unbekannt waren. Die frische Jugend trat der alten Pedanterei, (eben so oft freilich auch die Petulanz der Gediegenheit) auch im philosophischen Gebiete entgegen. Ja selbst die anscheinend so gründliche mathematische Methode musste dazu die-

nen, grosse Massen von Schülern zu gewinnen. Bei allem Anschein von Gediegenheit war es so leicht diese Methode zu handhaben, und an jeden Stoff heranzubringen, dass hier die Oberflächlichkeit neben der Befriedigung noch den Anschein der Gründlichkeit erreichte. Daher jene Erscheinungen, dass auf Kanzeln und in Kinderbüchern Leibnitz-Wolff'sche Lehren tractirt, Christus als anbetungswürdige Monade angeredet ward, u. s. w. Endlich aber erregte die Verfolgung, welche die neue Lehre von Seiten der Staatsgewalt erfuhr eine allgemeine Theilnahme; Viele wurden erst durch sie angeregt, die Werke des Verfolgten zu lesen, Andere wollten als freisinnig gelten und nannten sich desshalb Wolffianer. Kurz es traf Alles zusammen, um eine so compacte Schule zu bilden, wie sie kaum in Frankreich und Holland die Cartesianer dargeboten hatten. Daher kann Ludovici in seinem: Ausführlichen Entwurf einer vollständigen Historie der Wolff'schen Philosophie (3te Aufl. Leipzig 1738) schon ein namentliches Verzeichniss von 107 Wolffianern geben, welche als Schriftsteller aufgetreten waren, und Hartmann (Anleitung zur Historie der Leibnitzisch-Wolffischen Philosophie u. s. w. Frankf. und Leipz. 1737) nennt 68 Schriften die bis zum Jahre 1737 in den Händeln

mit Lange zu Gunsten Wolff's herausgekommen waren.

2. Je entschiedner Wolff es ausgesprochen hatte, dass es kein Gebiet des Wissens gebe, welches der philosophischen Erkenntniss verschlossen sey, und je mehr er in allen Disciplinen auf die Zusammengehörigkeit des rationalen und empirischen Elements gewiesen hatte, um so mehr war es natürlich, dass der Einfluss seiner Lehre sich in den andern Facultäten zeigte; so erschienen denn bald Werke aus den verschiedensten Disciplinen, die nach den neuen Principien bearbeitet waren; viele derselben hatten freilich nur die äussere Methode angenommen, andere dagegen haben sich als durchgreifende Arbeiten in ihrer Sphäre bewiesen. In der Theologie treten hier die Namen *Reinbeck*, *Ribbov*, *Ringier*, *Canz*, *Carpov* u. A. uns entgegen. Die Jurisprudenz ward in diesem Sinn von *Erath*, *Cramer*, *Ickstadt*, *Heineccius*, *Nettelbladt* u. A. bearbeitet. Selbst die Medicin konnte sich dem neuen Princip nicht ganz entziehn wie Arbeiten von *Burggrav*, *Schreiber*, *Grosse* und *Thebesius* zeigen. Die Namen *Ernesti*, *Gottsched*, *Reusch*, *Canz* erinnern an die Einwirkung welche dieses System auf die schöne Literatur und die Theorie derselben gehabt hat. Was die Philosophie

im engern Sinn des Worts betrifft, so hatte die ausführliche Bearbeitung welche der unermüdlich schreibende Wolff den einzelnen Theilen derselben gewidmet hatte, wenig zu thun übrig gelassen. Das Bedürfniss, welches er in manchen Parthien (z. B. bei dem Naturrecht) selbst fühlte, dass ein Auszug gegeben werden müsse, musste sich Andern noch mehr aufdrängen. Arbeiten wie die von *Baumeister*, welcher eine Sammlung der Wolff'schen Definitionen herausgab, waren deshalb von grossem Werth für die Schule und haben in ihr Anerkennung gefunden. Keine Arbeit aber hat ein Compendium des Wolff'schen Systems mehr im Sinne des Gründers selbst gegeben als das grösste Werk von

Thümmig.

Ludwig Philipp Thümmig wurde als der Sohn armer Eltern in *Culmbach* im Jahre 1697 geboren und ward während seiner Studienzeit in Halle von Wolff zum Famulus genommen, als welcher er einen besondern Unterricht in der Mathematik und Philosophie erhielt. Als er im Jahre 1721 Magister geworden, und darauf die Würde eines Adjunctus der philosophischen Facultät erworben hatte, las er über Wolff'sche Bücher. Sein Gönner verschaffte ihm auch bald eine philosophische Professur in Halle, und er fing an einige kleine Schriften, namentlich

die Physik betreffend [1]), herauszugeben. Mit Wolff zugleich verlor Thümmig seine Stelle, und ging wie dieser nach Hessen. Hier erhielt er in Cassel im *Collegio Carolino* eine philosophische Professur. In dieser Stelle hat er sein Hauptwerk [2]) verfasst, um es seinen Vorlesungen zu Grunde zu legen; sehr vielen Wolffianern hat es nachher zu demselben Zweck gedient. Ausser diesem Werke sind noch einzelne Gegenstände aus verschiedenen philosophischen Disciplinen von ihm betrachtet, und diese Bearbeitungen theils einzeln [3]), theils in eine Samm-

---

1) *Experimentum singulare de arboribus ex foliis educatis. Hal.* 1721.

De propagatione luminis per systema planetarum. Hal. 1721.

Demonstratio immortalitatis animae ex intima ejus natura deducta. Hal. 1721.

Dissertatio qua phaenomenon singularis solis coelo sereno pallescentis ad rationem revocatur. Hal. 1722.

De figmentis e philosophia naturali ope verioris Metaphysicae eliminandis. Hal. 1722.

Specimen novum Nephelemetriae. Hal. 1722.

Versuch einer gründlichen Erläuterung der merkwürdigsten Begebenheiten in der Natur. Halle 1723.

2) *Institutiones Philosophiae Wolfianae in usus academicos adornatae. Francof. et Lips.* 1725. 26. 2 *Voll.* 8.

3) *De inflexione luminis. Cassel* 1724.

De machina Wylliana transportoria. Ibid. 1725.

De genuina et completa necessarii notione. Ibid. 1724.

De principio juris naturae Wolfiano. Ibid. 1724.

De vera refutatione erroris. Ibid. 1725.

De sinceritate animi et principi circa eandem cura. Ibid. p. 1726.

lung vereint [4]) herausgekommen. Thümmig starb übrigens jung, im Jahre 1728.

In der Vorrede zu seinem Werk sagt Thümmig ausdrücklich, dass, nachdem er fünf Jahre nach den deutschen Büchern Wolff's gelesen habe, ihm die Nothwendigkeit eines Handbuchs des ganzen Systems aus doppeltem Grunde nothwendig erscheine. Einmal weil jene Werke zu voluminös seyen, dann aber, weil die deutschen Ausdrücke Manchem noch fremder wären als die, freilich oft barbarischen, lateinischen, ganz abgesehen davon, dass die Universitäten auf welchen lateinisch gelesen werde, ein doppeltes Bedürfniss nach einem lateinischen Compendium der Wolff'schen Philosophie hätten. So wolle er nichts, als dass sein Werk *succinctis thesibus philosophiam Wolffianam romano habitu ornatam contineret*. Man würde daher einen falschen Maassstab an dieses Werk legen, wollte man hier Originalität erwarten. Der Gang den Thümmig nimmt ist ganz der, welchen Wolff befolgt. Im ersten Bande behandelt er *philosophiam theoreticam*, und zwar werden auch hier zuerst die Grundsätze der Logik (*p.* 3—36.) auseinandergesetzt. Es folgt als erster Theil der Metaphysik die Ontologie (*p.* 39—68.), die bis auf die einzelnen Abschnitte der Wolff'schen parallel geht. Die allgemeine Cosmologie (*p.* 71—112.), die sich der On-

4) *Meletemata varii et rarioris argumenti etc. Brunsw. et Lips.* 1727., enthält u. A. auch die Abhandlung über die Unsterblichkeit.

tologie anschliesst, eben so wie die Psychologie (*p.* 115—208.), welche als empirische und dann als rationale abgehandelt wird, stimmen mit der Wolff'schen eben so sehr überein wie die natürliche Theologie (*p.* 211—240.). Was nun den weitern Verlauf der theoretischen Philosophie betrifft, so lässt Thümmig auf die Metaphysik die *philosophia experimentalis* (*p.* 243—378.), welche eine (ziemlich unsystematische) Darstellung besonders auffallender Experimente enthält. Auf diese folgt dann die *philosophia naturalis* (*p.* 381—512.), oder was Wolff Physik genannt hatte, die mit der letztern verglichen das Eigenthümliche hat, dass die teleologische Betrachtung fast ganz fehlt. Auch bei der Betrachtung der praktischen Philosophie, welche den zweiten Band seines Werks ausfüllt hat sich Thümmig wenig von Wolff entfernt. Ganz wie diesem ist ihm der erste Theil die allgemeine praktische Philosophie (*p.* 3—44.), auf diese folgt dann das Naturrecht (*p.* 47—178.), welches in seinem ethischen Theil für die Ethik, in seinem politischen für die Politik die Grundlage bildet. Es folgt auf das Naturrecht die Moralphilosophie (*p.* 181—364.) oder Ethik, welche die praktische Anwendung gibt zu dem, was mehr theoretisch im Naturrecht abgehandelt war. Ueber das Verhältniss beider Disciplinen zu einander ist Thümmig sich noch weniger klar geworden, als Wolff. Endlich folgt die Politik (*p.* 367—459.), welche die Oekonomik und die Politik im engern Sinne enthält, von der deshalb die ganze Wissenschaft auch so

unterschieden wird, dass sie die Bezeichnung *philosophia civilis* erhält. In materieller Hinsicht kommt Thümmig nur zu denselben Resultaten wie Wolff. Seine Institutionen sind das beste Handbuch der Wolff'schen Philosophie gewesen und geblieben. Ausser diesem Werke ist dann besonders noch aufmerksam zu machen auf seine Schrift über die Unsterblichkeit der Seele. Thümmig unterscheidet mit Leibnitz die blosse Unvergänglichkeit, die jeder einfachen Substanz zukommt von der Unsterblichkeit, zu welcher auch deutliche Vorstellungen, Gedächtniss, Bewusstseyn der Identität der Person u. s. w. gehören müsse. So leicht nach der Ansicht des Wolff'schen Systems die blosse Unvergänglichkeit der Seele zu beweisen war, so schwierig die anderen Bestimmungen. Bei aller Mühe, welche sich Thümmig gibt, kommen alle seine Beweise im Durchschnitt darauf hinaus, dass kein zureichender Grund da sey, aus dem das Aufhören der Vorstellungen folgen solle. Jeder Zustand sey nämlich Grund des folgenden, ein Zustand mit Vorstellungen sey deswegen Grund zu weiteren Vorstellungen, nicht aber zum Aufhören derselben. Hiezu kommt aber noch eine andere Schwierigkeit, in welche sich die Wolffianer verwickelten sobald sie von Leibnitz sich abwandten. Dieser hatte es als im Begriff der Seele liegend erkannt, dass sie immer mit einem Leibe versehen sey; es scheinen zum Theil theologische Gründe zu seyn, die die meisten Wolffianer dahin gebracht hatten, dies fallen zu lassen. Wenn nun aber ihre ganze Psychologie die

Wichtigkeit der sogenannten materiellen Ideen für das Gedächtniss gelehrt hatte, so entstand hier die Frage, wie ist ohne sie Gedächtniss denkbar? Thümmig weiss sich nicht anders zu helfen, als indem er sagt: jene Wichtigkeit finde nur Statt, so lange der Leib mit der Seele verbunden sey; bei der vom Leibe getrennten Seele verhalte sich das anders. Das Wie wird aber nicht erklärt. Nicht nur in der oberflächlichen Art der Behandlung, sondern auch in der ganzen Art sich die Aufgabe zu stellen — es soll nämlich bewiesen werden, dass die Seele ohne Leib, ferner dass sie durch ihre Natur, und nicht etwa durch ihre Vereinigung mit Gott oder dadurch dass sie sich einen bestimmten Inhalt gibt, ewig dauern werde — zeigt sich Thümmig als ein würdiger Vorläufer derjenigen, die wir als Repräsentanten der deutschen Aufklärung werden kennen lernen. Neben Thümmig verdient besonders Erwähnung

Bilfinger.

Georg Bernhard Bilfinger — (oder auch *Bielfinger*. Er soll eigentlich *Wendel* geheissen und jenen Namen erhalten haben wegen einer in seiner Familie oft vorkommenden Abnormität an den Fingern) — ist am 23. Jan. 1693 in Canstadt als der Sohn eines Specialsuperintendenten, der später Abt von Blaubeuren ward, geboren, hat in Tübingen studirt und ging dann, nachdem er Repetent im theologischen „Stipendio" gewesen war, nach Halle zu Wolff, unter dem er besonders Mathematik studirte. Nach seiner

Rückkunft ward er Schlossprediger in Tübingen und 1721 ausserordentlicher Professor der Philosophie. Im Jahr 1724 ward ihm die ordentliche Professur der Moral und Mathematik gegeben. Im folgenden Jahre ging er nach St. Petersburg als Professor der Logik, Metaphysik und Moral und ward zugleich Mitglied der Academie daselbst. In dieser Zeit krönte die Pariser Academie seine Abhandlung *de causa gravitatis* mit dem höchsten Preise. Im Jahre 1731 verliess er Petersburg und kam, zuletzt noch wegen einer Arbeit über Fortification mit einer Pension belohnt, als Professor der Theologie und Superintendent des theologischen Stipendii wieder nach Tübingen, wohin ihn der Herzog Eberhard Ludwig gerufen hatte. Hier ward er im Jahr 1735 zum Geheimen Rath, im Jahr 1737 zum Consistorialpräsidenten ernannt, und ist am 18. Febr. 1750 gestorben. Seine Schriften erstrecken sich ziemlich über alle Fächer des Wissens [1]); die bedeutendste seiner phi-

1) *Dissertatio de harmonia praestabilita.* Tubing. 1721. 4.
De triplici rerum cognitione. Ibid. 1722. 4.
De axiomatibus philosophicis. Ibid. 1722. 4.
De harmonia animae et corporis humani maxime praestabilita. Francof. 1723.
De origine et permissione mali. 1724. 8.
Oratio de methodo discendi disciplinas morales et mathematicas. 1724. 4.
Specimen doctrinae veterum Sinarum moralis et politicae. 1724.
Dissertatio de speculo Archimedis. Tubing. 1725.
Notae breves in Benedicti Spinozae methodum explicandi SSam. 1725.

losophischen Schriften [2]) ist sehr häufig aufgelegt, von andern ausgezogen, übersetzt, in Fragen und Antworten bearbeitet, und gehört zu den Werken aus der Wolff'schen Schule, welche auch im Auslande — namentlich in Frankreich — viel gelesen worden sind.

Wie der Titel seines Werkes schon zeigt, so hat Bilfinger nur die Metaphysik Wolff's ausführlich erörtert, und zwar in einer Weise wo er immer eben so sehr an Leibnitz, wie an Wolff sich anschliesst; was ihn aber besonders geschickt gemacht hat, diese Philosophie weiter zu verbreiten, waren die beiden Umstände, dass er Theolog war, und dass ihm die scholastische Philosophie, wie sie sich in Würtenberg noch zuletzt erhalten, geläufiger war als selbst Wolffen. Das Erstere liess ihn immer auf die Uebereinstimmung mit der Religion hinweisen, wie denn auch nach seinem eignen Geständniss Wolff's Lehren vom Gottesdienst ihn zuerst auf diesen Philosophen aufmerksam gemacht hatten; das Letztere setzte ihn in Stand, in alle Distinctionen der Gegner älterer Bildung einzugehn; auch empfahl ihn, dass er Latein (und, als Wolff es auch that, besseres als dieser) schrieb. Dazu kommt endlich

---

Ausserdem viele physicalische, botanische, anatomische Abhandlungen in *Commentatt. Acad. Scient. Petropol.*

Nouveaux projets de fortification. — La citadelle coupée etc.

2) *Dilucidationes philosophicae de Deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus. Tubing.* 1725. 4. Nachher oft. *Ed. IV. Tubing. Cotta* 1768. 4.

ein sehr freundliches vermittelndes Gemüth, welches der Schule grosse Dienste geleistet hat, und den belesenen Mann auch bei den Gegnern erträglich machte. An Gelehrsamkeit übertrifft er die übrigen Wolffianer bei Weitem, und gibt ihnen an Scharfsinn nichts nach. In der Ontologie (§. 6—135.) werden ganz wie bei Wolff die Begriffe des Möglichen und Unmöglichen, so wie des Nothwendigen und Zufälligen erörtert, und wird dann auf die beiden Denkgesetze übergegangen. Hier ist zu bemerken, dass Bilfinger den Grund und die Ursache so unterscheidet, dass jener nur die Möglichkeit einer Folge enthalte, während mit der Ursache die Wirkung nothwendig gesetzt sey. Nachdem die Begriffe des Bestimmten und Unbestimmten entwickelt sind, geht er zur Betrachtung des Einfachen und Zusammengesetzten über. Obgleich er zuerst den Versuch macht, ihn zu vermeiden, begeht er hier denselben Cirkel, wie Wolff, dass er das Zusammengesetzte als solches durch die Erfahrung gegeben seyn lässt, und dann auf die Existenz des Einfachen schliesst. Eigenthümlich ist ihm, dass er die einfachen Substanzen mit Leibnitz als Monaden bezeichnet, dass er dabei zwar die Möglichkeit vertheidigt, dass diese als vorstellende Wesen gefasst würden, selbst aber — weil es nicht erhelle, wie man aus der Zusammensetzung vorstellender Wesen solche erhalte, die Bewegkraft hätten — ganz bescheiden den Vorschlag macht, allen Monaden als solchen *vis motrix* zuzuschreiben. Dass Unausgedehntes in der Zusammen-

hältniss des Leibes zur Seele. (Diese Untersuchung gehört nach ihm deswegen nicht in die Psychologie, weil die oben gegebene Definition der Seele von dem Vulgärphilosophen eben so gut zugestanden werden könne wie von dem Cartesianer.) Ueber dieses Verhältniss hatte er bereits früher eine ausführliche und sehr gelehrte Dissertation geschrieben, in welcher er eben wie Leibnitz und Wolff die drei Hauptsysteme einander gegenüber stellt, zugleich aber — was er an jenen beiden vermisst — einen Beweis geben will, dass dies die drei einzig möglichen seyen. Dieser Beweis gründet sich *(De harm. an. et corp. hum. Sect. II.)* darauf, dass Seele sowol als Leib *res contingentes* sind, dass also ihr Zusammenhang entweder ein gegenseitiger Einfluss oder von einer *causa dirigens* abhängig seyn müsse. Da nun diese Abhängigkeit entweder immer von Neuem gesetzt oder aber ein für alle Mal da ist, — so sind nur drei Erklärungsweisen möglich. Weil diese Dissertation einen ganz historischen Character haben sollte, deswegen mag es mit gekommen seyn, dass in derselben eine viel grössere Uebereinstimmung mit Leibnitz sich zeigt als in den Dilucidationen. Namentlich nimmt er sich der Perception der Monaden sehr an, unterscheidet sie sehr genau von den Atomen u. s. w. Ausserdem vermisst er für die Verhältnisse der Monaden unter einander, namentlich aber für Alles was die Geister betrifft, eben so genaue Gesetze wie die Gesetze der Bewegung. Diese finden, sagt er *Sect. V.*, das hiesse die Harmonie

zeigt sich Bilfinger eben sowol in den Dilucidationen als auch in seiner Schrift *de origine et permissione mali.* Nach vielen Untersuchungen über die Begriffe Nothwendig, Möglich u. s. w. kommt er zu der Formel: Nicht darin bestehe die Weisheit Gottes, dass er das Böse zulasse, sondern dass er die Welt verwirklicht habe in welcher die Summe des Bösen mit dem Guten verglichen die kleinste sey. Im Wesentlichen sind es, wie gesagt, die Gedanken Leibnitz's, obgleich der Ausdruck oft verändert ist, so wenn gesagt wird *e malo bona eveniunt, quamvis non eo producantur* u. s. w. —

Hatten sich *Thümmig* und *Bilfinger* streng an Wolff's Lehre gehalten und, die Abgeschlossenheit des Systems voraussetzend, nur innerhalb des gegebnen Materials einige kleine Veränderungen vorgenommen, so begnügt sich damit nicht ein Mann welcher damit über den Kreis der gewöhnlichen Wolffianer hinaustritt:

Baumgarten [1]).

Alexander Gottlieb Baumgarten wurde am 17. Juni 1714 in Berlin geboren; er war der Sohn des ersten Garnisonpredigers, eines trefflichen Mannes. Im achten Jahre verlor er den Vater; einige Freunde desselben nahmen sich des Knaben an, der erst in Berlin, nachher im Hallischen Waisenhause — Herrmann August Francke nahm ihn in sein Haus und

1) Vgl. *Georg Friedrich Meier: Alexander Gottlieb Baumgartens* Leben. Halle 1763. 8.

an seinen Tisch — den Gymnasialunterricht erhielt. Im Jahre 1730 bezog er die Universität Halle um Theologie zu studiren. Sein genauer Umgang mit Francke, Lange, Breithaupt u. A. mussten ihn natürlich viele Schmähungen gegen Wolff hören lassen; sie bewirkten aber bei ihm nur das Verlangen, sich selbst von der Richtigkeit und Unrichtigkeit zu überzeugen. So fing er, da die *Collegia* über Wolff'sche Philosophie verboten waren, die Werke Wolff's zu studiren an, zuerst nur die mathematischen; zu den logischen Schriften ward er dann schon durch seinen Beruf gezogen da er auf dem Waisenhause (nach Heineccius) Logik lehren musste. Auch ist für seine spätern Leistungen wichtig geworden, dass er an eben dieser Anstalt in der Dichtkunst unterrichten musste. Im Hause seines ältern Bruders, ordentlichen Professors der Philosophie, machte sich Baumgarten durch Disputationen einen so guten Namen unter den Studirenden, dass er Einigen Privat-Vorlesungen über philosophische Gegenstände halten musste. Nachdem er im Jahre 1735 Magister geworden, fing er in demselben Jahre an, philosophische Vorlesungen zu halten. Er legte dabei Wolff's Vernunftlehre zu Grunde; bei seinen metaphysischen Vorlesungen bildete Bilfinger die Grundlage, er musste aber weil das Verbot noch nicht formell aufgehoben war, eigne Dictate geben. Aus diesen ist nachher seine Metaphysik [2]) entstanden. Durch an-

---

2) *Metaphysica. Hal.* 1739. 8. *Ed. VI. Ibid.* 1768.

gestrengte Arbeiten wurde seine ohnedies schwache Brust so angegriffen, dass ein Blutsturz ihn nöthigte, im Jahre 1736 seine Vorlesungen aufzugeben. In Berlin erholte er sich wieder, so dass er mit dem Jahre 1737 seine Vorlesungen (über natürliche Theologie) wieder beginnen konnte. Sein Beifall mehrte sich immer mehr. Schon in demselben Jahre ward er ausserordentlicher Professor der Philosophie. Im Jahre 1740 ward er — trotz einer Bittschrift von hundert seiner Zuhörer, welche ihn sich zu erhalten wünschten — als ordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurth an der Oder versetzt, wo er Heineccius ersetzen sollte. Er hat in Halle sowol als in Frankfurth ziemlich über alle Theile der Philosophie gelesen, und ausserdem über alttestamentliche Exegese. In Frankfurth nahm er zu den schon früher gelesenen auch die Aesthetik hinzu. Baumgarten hat seinen eigentlichen Beruf darin gefunden, akademischer Lehrer zu seyn, daher sind alle seine Schriften eigentlich akademische, theils nämlich Dissertationen, Programme und Reden zu akademischen Feierlichkeiten [3]), theils ursprünglich Dictate zu seinen Vorlesungen, welche er „*memor quantum ego quondam temporis fatigandis excipientium dextris*

---

3) Hierher gehören besonders: *Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus.* Sept. 1735. *respond. Nathan. Baumgarten.*

De ordine in audiendis philosophicis per triennium academicum etc. Hal. 1737.

Gedanken vom vernünftigen Beifall auf Academien. Halle 1740.

ihm eingenommen, Schritt vor Schritt sich ihr annäherte, macht es erklärlich, dass er mehr als alle andern Schüler seine Selbstständigkeit behauptete. Diese zeigt er nun nicht nur darin, dass er in einzelnen Punkten, was Wolff unbestimmt gelassen hatte, näher bestimmt, sondern besonders, indem er auf eine wesentliche Lücke im ganzen System hinweist, wodurch dieses gar nicht in sich abgeschlossen ist. In dieser Hinsicht ist seine philosophische Encyclopädie sehr wichtig, welche auch — so wie die spätere Ausgabe der Metaphysik — indem sie eine feste, oft von Wolff abweichende, deutsche Terminologie unter dem lateinischen Text gibt, mit dazu beigetragen hat, den allgemeinen Gebrauch der deutschen Sprache in philosophischen Arbeiten, welcher wirklich erst von Baumgarten her datirt, einzuführen. (Ueberhaupt hat hinsichtlich der Terminologie Baumgarten dadurch, dass Kant zuerst nach seinen Compendien las, bis auf den heutigen Tag seine Herrschaft nicht verloren. So kommt, um nur Eins zu erwähnen, bei ihm zum ersten Mal der Gebrauch des Wortes „subjectiv" so vor, wie bei Kant, obgleich noch schwankend.) Ganz eben so wie Wolff zwar erkannt hatte, dass die Anweisung zur richtigen Erkenntniss, obgleich sie Manches aus der Psychologie voraussetzt und also in sofern der Metaphysik folgen müsste, zweckmässiger ganz zuerst abgehandelt werde, s. *pg.* 272., ganz eben so entscheidet sich Baumgarten gleichfalls dafür, dass ganz zuerst die Gnoseologie (Logik im weitern Sinne) abgehandelt werden müsse, darauf

die Metaphysik, dann die praktische Philosophie, endlich die Physik; er bemerkt aber selbst, dass man auch den zweiten und vierten Theil zusammen als theoretische Philosophie behandeln könne, wo denn der erste den instrumentalen, organischen, bilden würde indem er die Werkzeuge der Erkenntniss kennen und richtig anwenden lässt. In der allgemeinen Uebersicht über das ganze System der Philosophie, welche er seiner Logik vorausgeschickt hat, gibt er eine andere Reihenfolge, indem er, mehr den objectiven Gesichtspunkt festhaltend, mit der Metaphysik beginnt und die Gnoseologie neben der Psychologie als Lehre von der menschlichen Seele abhandelt.

Bei der Gnoseologie nun, findet er, habe Wolff eine sehr wichtige Lücke gelassen. Bekanntlich hatte derselbe ein unteres und oberes Erkenntnissvermögen unterschieden, und alle Erkenntniss mit Recht in sensitive und intellectuelle getheilt. Seine Logik aber betrachtet nur die intellectuelle Erkenntniss, und gibt nur Anweisungen für diese. Dies ist ein Mangel. Vielmehr muss auf die allgemeine Einleitung in die Philosophie *(philosophia generalis)* der erste Theil der Gnoseologie folgen, welcher die Natur des sinnlichen Erkennens kennen lehrt und Anweisungen für dieses gibt. Dieses nun ist die Aesthetik. (Zunächst ist die Bedeutung dieser Wissenschaft also ganz wie bei Kant, wenn er sie der Logik entgegen setzt.) Da aber das Ziel der Aesthetik die Vollkommenheit der sinnlichen

Erkenntniss ist, das aber was der sinnlichen Erkenntniss vollkommen erscheint das Schöne ist, so ist die Aesthetik zugleich eine „philosophische Theorie der schönen Wissenschaften" (eben so wie Logik ja zugleich die Kunst zu erfinden ist). Wie ihre Schwester die Logik, so zerfällt auch die Aesthetik in zwei Theile, in die theoretische und praktische Aesthetik (Baumgarten selbst hat aber nur die erstere und auch diese nur zum Theil bearbeitet). Die theoretische Aesthetik nämlich sollte erstlich lehren, welche sinnlichen Erkenntnisse in sich vollkommen, d. h. schön seyn, und also zur Auffindung solcher Gedanken dienen; ihr erster Theil ist deswegen die Heuristik. Zweitens soll sie zeigen welche Anordnung der in sich schönen Gedanken schön, und welche darum zu befolgen ist, so ist sie Methodologie. Endlich aber hat sie zu untersuchen, wie die schönen und schön geordneten Gedanken schön ausgedrückt werden, und ist so die Lehre von der schönen Bezeichnung oder die Semiotik. (Behandelt ist in Baumgartens Aesthetik nur die Heuristik, die beiden andern Theile der theoretischen Aesthetik hat er nicht gegeben.) Die Grundgedanken von Baumgartens Aesthetik, — um so wichtiger, weil sich zeigt, in wie vielen Punkten Kant's Kritik der Urtheilskraft an sie anschliesst, — sind diese: Das Vermögen Vollkommenheit und Unvollkommenheit wahrzunehmen ist das Vermögen zu beurtheilen. Dieses Vermögen nimmt Uebereinstimmung oder Widerstreit unter Verschiedenem wahr.

schon keine andere Bedeutung des *a priori* wissen, als dass es „aus gemeinen Gründen wissen" sey und dem *a posteriori* („aus der Erfahrung") wissen gegenüber stehe. Im Uebrigen werden hier, wie in Wolff's Logik, alle die Anweisungen Bücher zu lesen, zu disputiren u. s. w. mit gegeben. 1).

Indem von der Gnoseologie der Uebergang gemacht wird zur theoretischen Philosophie (oder Metaphysik), stehe hier erst die Definition Baumgartens, von der Philosophie, weil sie eigentlich nur von der Metaphysik gilt. Um die philosophische Erkenntniss von der mathematischen die es mit Quantitativem zu thun hat, und von der historischen die sich auf Autorität gründet zu unterscheiden, definirt er die Philosophie als die Wissenschaft von den Qualitäten („Beschaffenheiten") der Dinge, soweit dieselben ohne Glauben erkannt werden. Die Theile der Metaphysik sind nun dieselben wie bei Wolff. Auch hinsichtlich der Anordnung weicht Baumgarten namentlich in der Ontologie („Grundwissenschaft") nicht sehr ab. Eigenthümlich ist ihm, dass er zu dem Satze des Widerspruchs und dem des zureichenden Grundes (den er wie Wolff aus dem erstern ableiten will), noch ein drittes Princip hinzufügt, nämlich dass Alles ein zureichender Grund sey. Er nennt dies Princip *principium rationati* und verbindet es mit dem des zureichenden Grundes zu dem, dass jedes Mögliche eben sowol Grund *(ratio)* als auch Folge *(rationatum)* sey, eine Verbindung die er selbst wieder als ein eignes Princip

(principium utrinque connexorum, *sc. a parte ante et a parte post)* bezeichnet. Eben so fügt er zu dem von Leibnitz geltend gemachten *principium indiscernibilium* das von eben demselben geltend gemachte *principium continuitatis* unter dem Namen *principium negatae totalis dissimilitudinis* hinzu und spricht es so aus: Es gibt nicht zwei absolut verschiedene Dinge. Bei den Begriffen Wesen, Möglich, Nothwendig, Real, Substanz u. s. w., so wie den übrigen ontologischen Bestimmungen weicht Baumgarten nicht wesentlich von Wolff ab, nur dass er Manches aus dessen Ontologie in die Kosmologie verweist. Mit Leibnitz und Bilfinger die einfachen Substanzen als Monaden bezeichnend, ist Baumgarten darin mit Wolff einverstanden, dass die zusammengesetzten Wesen nur *phaenomena substantiata* seyen. Eben so mit ihnen allen darin, dass unsere Welt Monaden zu ihrer wahrhaft substanziellen Grundlage habe. Dann aber nimmt Baumgarten in seinem Gedankengange eine Wendung, wo er sehr von ihnen allen abweicht. Bei Leibnitz war der Zusammenhang der Monaden eine Folge davon, dass sie vorstellend waren, (s. *pg.* 51.) Wolff hatte sie nicht als vorstellende Wesen gefasst, deswegen war der Zusammenhang derselben ein neues Axiom zu dem, dass es Monaden gebe und dass sie Kräfte seyen (s. *pg.* 304.). Baumgarten versucht nun wieder, beides auf ein Axiom zurückzuführen, und kommt dabei nur auf umgekehrtem Wege Leibnitz wieder näher. Nämlich ihm ist der Ausgangspunkt, dass die Welt

existire und darum ein Zusammenhang zwischen den Monaden Statt finde. Daraus folgt, dass jede Monade eben sowol Grund als Folge von Zuständen der übrigen ist (nach dem *prcip. utrinque connexorum)*, es wird also aus jeder jede andere erkannt werden können, d. h. sie spiegelt dieselbe in sich oder stellt sie vor. Daher sind die Monaden vorstellende Wesen, welche als Mikrokosmi das Universum dem sie angehören implicite in sich enthalten. Mit der Annahme nun, dass die eigentlichen Urbestandtheile des Universums die dasselbe vorstellenden Monaden sind, hängt es zusammen, dass die prästabilirte Harmonie bei Baumgarten wieder im Leibnitz'schen Sinn als eine universelle genommen und nicht wie bei Wolff nur auf die Einheit des Leibes und der Seele beschränkt wird. Im Uebrigen folgt er seinem Vorgänger ganz darin, dass, so unrichtig ihm die atomistische Philosophie ist (d. h. die wirklich untheilbares Körperliches zum letzten Element macht), doch die Corpuscularphilosophie nicht von ihm verworfen wird. Auch ihm sind die Naturgesetze mit den Gesetzen der Bewegung dasselbe, auch ihm die Welt eine Maschine u. s. w. Die Psychologie wird auch von ihm zuerst als empirische behandelt und dann als rationale. In beiden ist die Abweichung von Wolff kaum bemerkbar; der Begriff der Seele ist auch hier, dass sie eine nach der Lage ihres Körpers das Universum vorstellende Kraft sey; und die Aufgabe der rationalen Psychologie: aus diesem Begriff das durch die Empirie Gefundene ab-

zuleiten. Eine Kritik der verschiedenen Ansichten über das Verhältniss von Leib und Seele, so wie Untersuchungen über die Unsterblichkeit bilden auch hier den Schluss. Die natürliche Theologie betrachtet zuerst den Begriff Gottes. Das meiste Interesse hat hier der ontologische Beweis für das Daseyn Gottes, weil er, obgleich im Wesentlichen ganz derselbe wie bei Wolff, in einer Form vorgetragen ist, welche durch Kant's Kritik so bekannt geworden ist, dass über dieselbe alle andern Formen desselben einige Jahrzehnde hindurch vergessen schienen. Dies Argument ist in aller seiner Ausdehnung bei Baumgarten folgendes: Die Bestimmungen eines Wesens sind entweder positive oder negative, im erstern Falle sind sie Realitäten. Existenz ist eine Bestimmung positiver Art, also eine Realität, und zwar eine, welche mit dem Wesen keines Dinges in Widerspruch steht. Der Begriff des vollkommensten Wesens enthält die grösstmögliche Summe von Vollkommenheiten, und jede Bestimmung desselben hat den Character der Vollkommenheit. Die Realitäten desselben sind deswegen Realitäten im eminenten Sinn, oder das vollkommenste Wesen ist das aller realste, d. h. es enthält die meisten Realitäten, es enthält alle die in einem Wesen zugleich möglich sind. Da nun die Realität eine positive Bestimmung ist, oder was dasselbe heisst keine Realität eine negative Bestimmung enthält, so ist es unmöglich, dass Realitäten sich widersprechen. Es enthält also keinen Widerspruch, dass alle

Realitäten einem Wesen zukommen. Das aller realste Wesen, oder das Wesen dem alle Realitäten zukommen ist also **möglich**, und damit die erste Aufgabe des Beweises gelöst. (Man sieht dass sowol die Aufgabe als auch die Lösung derselben ganz dieselbe ist wie bei Leibnitz s. *pg.* 143.). Nun kommt der Hauptpunkt, der Uebergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit zur Sprache. Baumgarten fährt so fort: Da mit dem Setzen einer Realität eine Negation negirt werden muss, so verlangt der Begriff des vollkommensten Wesens jede Negation von ihm auszuschliessen, und alle Realitäten darin zu setzen. Nun ist Existenz eine Realität (oder Nicht-Existenz eine Negation), also muss Existenz ihm zugeschrieben (oder Nicht-Existenz ihm abgesprochen) werden. Also existirt das vollkommenste Wesen oder Gott. Gott ohne Wirklichkeit denken hiesse deshalb: das Wesen, dem **alle** Realitäten zukommen sollen, so denken, dass eine ihm abginge, d. h. dem *principium identitatis* widersprechen. Der zweite Theil der natürlichen Theologie beschäftigt sich mit der Wirksamkeit Gottes; er hat wie bei allen Wolffianern zu ihrem Haupt-Inhalt was Leibnitz in der Theodicee gesagt hatte. 2).

Die **praktische Philosophie** enthält zu ihrem ersten Theil die „allgemeine praktische Weltweisheit". Diese als die Grundlage aller Theile der praktischen Philosophie erörtert den Begriff der Verbindlichkeit, gibt an, wozu wir durch die Natur verbunden sind, ferner was Gesetz, was Tugend,

Laster, Glückseligkeit u. s. w. ist. Sie verhält sich daher zur praktischen Philosophie so, wie die Metaphysik zur ganzen Philosophie. Die Wolff'sche Formel: Suche Vollkommenheit so viel du kannst, wird eben so, wie schon bei ihm mit der: der Natur gemäss zu leben, identificirt. Viel bestimmter als Wolff drückt sich Baumgarten hinsichtlich des Unterschiedes zwischen dem „Naturrecht in eingeschränktester Bedeutung“ und der Ethik aus. Jenes habe es zu thun mit den Verpflichtungen, welche erzwingbar seyen, diese mit den nicht erzwingbaren, oder wo die Ethik die gleichen Verpflichtungen betrachte, folgere sie dieselben aus ganz anderen Motiven. Deswegen nimmt er sowol dort, wo er den einzelnen Menschen für sich ins Auge fasst, als auch dort, wo er ihn im geselligen Verbande betrachtet, immer zuerst die äusserlichen (zwingenden), dann die innerlichen (moralischen) Verpflichtungen, so dass durch eine sich kreuzende Dichotomie sich vier verschiedene Disciplinen ergeben. Zu demselben Resultat kommt er auch (nur indem er, was in der Encyclopädie die Hauptabtheilung war, zur Unterabtheilung macht) in der allgemeinen Uebersicht des ganzen Systems, die er seiner *Acroasis logica* vorausgeschickt hat. Hier sondert er die Gebiete so von einander, dass zuerst die äusserlichen Verbindlichkeiten betrachtet werden. Diese befassen unter sich, was er Naturrecht im engern Sinn nennt, d. h. die Rechte des Einzelnen als solchen, und „das gesellschaftliche Recht der Vernunft“, d. h. die

Rechte der Familien, Gemeinden, des Staats u. s. f.; den Complex dagegen der innerlichen Verbindlichkeiten enthält die Ethik. Diese betrachtet gleichfalls (als Ethik im engern Sinne, oder „die natürliche Sittenlehre“ oder auch „die Sitten- oder Tugendlehre der Vernunft“) zuerst den Einzelnen als solchen, dann aber ihn in seiner gesellschaftlichen Verbindung. Der grosse Unterschied aber ist der, dass hier nicht die Rechte abgehandelt werden, welche er zu geniessen und zu respectiren hat, sondern vielmehr „die vernünftige Klugheit des gesellschaftlichen Lebens“, so dass hier das innere Motiv den specifischen Unterschied gibt. Dieser Unterschied, welcher bei der Lehre von der Imputation wieder sehr hervorgehoben wird, indem er dazu dient, das *forum externum* der Beurtheilung von dem *forum internum* zu unterscheiden, wird dann noch besonders hervorgehoben bei der Lehre vom Gewissen, welche übrigens in seiner allgemeinen praktischen Philosophie nicht ausführlich erörtert worden ist, da Baumgarten diesen Punkt als Hauptgegenstand der Ethik ansah. In dem Werke Baumgartens aber, welches die Ethik behandelt, ist diese Lehre auch nicht besonders erörtert, sondern es werden darin die Pflichten gegen Gott, sich selbst und den Nächsten eigentlich mehr aufgezählt als aus einem Princip entwickelt. 3). —

Was früher *p.* 366. als das grosse Verdienst Wolff's hervorgehoben wurde, der encyclopädische Sinnn, mit dem er Alles der Philosophie zu vindi-

citen suchte, muss eben so bei Baumgarten anerkannt werden. (Ja er geht hierin weiter als Wolff selbst, es gehört aber mehr dazu, ein Reich erst gross zu machen als, ist es einmal gross, eine kleine Provinz hinzu zu erobern.) Mag es immerhin oft komisch erscheinen, wenn er fast jeden neuen Gegenstand des Wissens einer besondern Wissenschaft vindicirt, die mit einem griechischen Namen geziert wird (— es gibt bei ihm eine *Prepologia ethica*, d. h. die Lehre von der Artigkeit im Umgange, eine Menge verschiedener Magien, die hermetische, pythagoräische, römische, sokratische u. s. f., eine *Emphaseologie*, d. h. eine Lehre vom Nachdruck im Sprechen u. s. f.), so liegt diesem, wie schon dort gesagt war, der grosse Gedanke zu Grunde, dass die Philosophie die Wissenschaft überhaupt sey. Ausser diesem unläugbaren Verdienst, ausserdem, dass er, zwar nicht der Schöpfer der Aesthetik, doch dieser Wissenschaft wieder einen bestimmten Platz im System angewiesen hat, hat Baumgarten für die gegenwärtige Zeit noch eine grosse Wichtigkeit durch seinen unläugbaren Einfluss auf Kant. Es gibt keinen bessern Beweis für die Wichtigkeit der Revolution, die Kant im philosophischen Gebiete hervorgebracht hat, als die Erscheinung, dass man seitdem gar keine Notiz zu nehmen scheint von seinen unmittelbaren Vorgängern, und sein Werk ansieht wie die gewappnete Minerva; dem Darsteller der Geschichte liegt es ob, dies Vorurtheil zu widerlegen und so, indem er den stetigen Zusammenhang mit den Frühe-

ren nachweist, nicht den Ruhm des Spätern zu schmälern, sondern zu erhöhen. Hier würde die ἰδιότης zum ἰδιώτης machen.

An Baumgarten hat sich enge angeschlossen *Georg Friedrich Meier*, 1718 geboren, als Professor in Halle 1777 gestorben. Er hat als sehr glücklicher Docent und als sehr fruchtbarer Schriftsteller in einer grossen Reihe von, deutsch geschriebnen, Werken dazu beigetragen, Baumgartens Lehre in einem grössern Kreise bekannt zu machen. Indem er alle möglichen Gegenstände einer weitschweifigen, aber für seine Zeit geschmackvollen Betrachtung unterwirft, gesellen sich seine Werke zu denen, die ein Product der sogenannten Aufklärung waren (s. den folgenden §.). Auch dass sich so viele derselben auf die Seele in ihrer natürlichen Einzelheit beziehn, berechtigt uns, sie mit jenen Schriften zusammenzustellen. Wir nennen von seinen Schriften: Beweis dass keine Materie denken kann, theoretische Lehre von den Gemüthsbewegungen überhaupt, Gedanken vom Zustande der Seele nach dem Tode, Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere, Beweis dass die Seele ewig lebe, Betrachtung über die Schranken der menschlichen Erkenntniss, so wie viele ästhetische Arbeiten: Abbildung eines Kunstrichters, Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen, Anleitung zu den schönen Wissenschaften oder Aesthetik. 3 Bde. 1754. u. s. w.; ferner: Metaphysik. 4 Thle. 1756.,

Philosophische Sittenlehre. 5 Thle. 1753—61., Recht der Natur. 1767.

§. 26.

So weit der Idealismus durch die Leibnitz-Wolff'sche Schule und durch Berkeley auch gekommen ist, so hat doch die Art, wie der einzelne Geist hier betrachtet wird, einen zu objectiven Character. Diese verliert er, indem der Mensch nicht als Spiegel des Universums, sondern in seiner Vereinzelung als das Höchste gefasst, und sein Unterliegen unter allgemeine Bestimmungen theils als Nebel angesehn wird, theils als Sache der Noth oder zufälliger Willkühr. Das vereinsamte Selbst ist der Gegenstand bewundernder Betrachtung bei *Rousseau*. Zu gleichem Subjectivismus wird die Philosophie andrerseits dadurch vorbereitet, dass an Stelle der Wahrheit nur die Gewissheit zum Object gemacht, das Princip der letztern als nur im Ich liegend erkannt, dieses selbst aber nur als empirisch Einzelnes aufgefasst wird. Dies Letztere hat die Schule

der schottischen Psychologen zu ihrer Aufgabe gemacht. —

1. Indem Leibnitz und Wolff den Geist als das Universum spiegelnde Monade betrachteten, war er in dem genausten Wechselverkehr mit dem Universum, und ohne dieses gar nicht, zu denken. Eine Folge davon ist, dass es allgemeine Bestimmungen sind, denen es unterliegt. Daher der Rationalismus den in der weitern Ausbildung dies System athmet, daher die Demonstration dort, wo man erwartet, das Gefühl sprechen zu hören u. s. w. Eben darum ist diese Ansicht nicht gegen die Verhältnisse gerichtet, in welchen der Mensch sich vorfindet, wie man von einem monadologischen System erwarten könnte. Liegt es im Begriffe des Einzelnen zur Verkettung aller Dinge zu gehören, so tritt nicht die revolutionäre Tendenz hervor, ihn aller Bande ledig zu haben. Darum lässt Leibnitz's und Wolff's Philosophie, trotz ihres Naturrechts den Staat wie die Kirche unturbirt. Ja ihr Befreundete sind es, die das Territorialsystem aufstellen und vertheidigen, und Bilfinger und Baumgarten sind frei von aller Heterodoxie, so wie Berkeley den unbedingten Gehorsam vertheidigt, ganz zu geschweigen Leibnitz selbst, dessen Optimismus auf der Voraussetzung beruht, dass die

Objectivität eine berechtigte sey. So sehr dies Alles von einem andern Standpunkt angesehn lobenswerth erscheinen mag, so ist es doch in einer Richtung, die darauf ausgeht, die geistigen Einzelwesen als solche als das Höchste zu fassen, ein Fernbleiben vom Ziel und also ein Mangel. In dieser Hinsicht wird ein System weiter gehn (und also höher stehn), welches jenes Band lockert und die Einzelheit des geistigen Wesens mehr hervortreten lässt. Dies ist nun durch *Rousseau* geschehn, einen Mann, der, obgleich selbst weniger Philosoph, anregend gewirkt hat nicht nur auf die Entwicklung der Philosophie, sondern auf Philosophen ersten Ranges. (Wir brauchen bloss an Kant zu denken.) Ein einseitig theologischer Standpunkt kann dazu kommen, Rousseau's Ansichten mit denen Diderots, Voltaire's und Holbachs zu identificiren, die seine Todfeinde nicht nur waren, sondern seyn mussten. Die Stellung, die ihm von französischen Bearbeitern der Geschichte der Philosophie gegeben wird, ist die entschieden richtige: Er steht dem Sensualismus, Empirismus oder Materialismus als Rationalist, Spiritualist oder Idealist gegenüber, und es war eine Ironie des Schicksals, dass er und *Hume* einmal Freunde werden wollten.

Rousseau [1]).

Jean Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren; sein Vater, ein Uhrmacher, vernachlässigte seine Erziehung ganz und gar. Als Knabe entlief er, nachdem er eine Zeitlang als Schreiber, dann bei einem Graveur gearbeitet hatte, aus seiner Vaterstadt und kam durch einen Zufall nach *Annecy* zu einer Frau von *Warens*, die ihm Erzieherin, Freundin, später Geliebte wurde. Ihr zu Gefallen ward er katholisch, — lebte dann viele Jahre bei ihr sich mit Literatur und Musik beschäftigend. Im Jahr 1741 verliess er sie, und ging nach Paris, wohin er auch — nachdem er zwei Jahre lang bei der Gesandtschaft in Venedig gestanden hatte — trotz seines Mangels an Aussichten im Jahre 1745 zurückkehrte. Hier fing sein Leben an, sich äusserlich bequemer zu gestalten. Er ward mit Diderot und dessen Freunden bekannt, und das Verhältniss mit denselben schien sich erst freundlich zu gestalten, später haben objective und subjective Gründe sie ganz getrennt. Fast gleichzeitig fing er an als Musiker und Schriftsteller Glück zu machen. Letzteres namentlich durch eine Preisaufgabe, welche von der Akademie zu *Dijon* gekrönt ward [2]). Auf diese folgte, wenn man von einigen Dramen und einer Abhandlung

---

1) Besonders seine *Confessions*.

2) *Discours sur la question: Si le rétablissement des sciences et des arts, a contribué à épurer les moeurs?* 1750.

über die Musik absieht, seine Schrift über die Ungleichheit der Menschen [3]). Nachdem er während eines kurzen Aufenthalts in Genf wieder zur reformirten Confession übergetreten war, entfaltete er eine grosse schriftstellerische Thätigkeit. Sein *Contrat social* [4]), mehr aber noch seine Romane [5]) machten ungeheures Aufsehn, zogen ihm aber auch Verfolgungen aller Art zu. Sie zwangen ihn Frankreich zu verlassen. Ohnedies bizarr in seinen Launen und misstrauisch, musste dies Loos, das ihn in der Schweiz von einem Canton zum andern, und endlich von da nach England trieb, ihn noch mehr verbittern. Ueberall glaubte er sich verfolgt. Im Jahre 1767 kam er nach Frankreich zurück, im Jahre 1770 wieder nach Paris. Im Jahre 1778 ist er am 3. Juli gestorben. Seine Asche ward am 11. Oct. 1794 ins Pantheon gebracht. Seine Werke sind sehr oft aufgelegt worden [6]).

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten tritt in Rousseau dem Betrachter entgegen, ein edler schöner Character, zugleich aber mit allen den Schattenseiten, welche nie fehlen, wo das Subject, nur in sich und

---

3) *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes.* 1754.

4) *Du contrat social ou principes du droit politique.*

5) *La nouvelle Héloise ou lettres de deux amants.*

Emile ou de l'Education.

6) *Oeuvres complètes. Genève* 1782—90. 19 *Vol.* 4. und öfter. Die beste Ausgabe ist die von *Musset-Pathay.* (22 *Vol.* 12. *Paris* 1818—1820.)

die Betrachtung seiner selbst sich vertiefend, aus sich selbst nicht herauswill und darum nicht kann. Es geht diese Reflexion auf sich selbst so weit, dass es nie bei ihm auch nur zu einem vollständigen Genuss kommt, weil er reflectirend immer wieder darüber hinaus ist. Sie hat das Unglück seines Lebens gemacht, das seiner grössern Hälfte nach in trübem Missmuth zugebracht ward. Seine Confessionen bieten, ausser dem Reiz den die vortreffliche Sprache gewährt, ein psychologisch merkwürdiges Gemisch von der ernsten Absicht, nur die Wahrheit zu sagen und steter Selbstbelügung dar. Er erzählt das Schändlichste von sich, und klagt sich an, bloss um endlich doch zu der Gewissheit zu kommen, Keiner sey besser als er. Jene schönklingende, darum aber nicht minder egoistische Vergötterung des eignen Ich, welche man später mit dem Namen der schönen Seele bezeichnet hat, tritt nirgends reizender und nirgends abstossender hervor als bei ihm. Eben darum aber war er mehr als jeder Andere geschickt, den Standpunkt geltend zu machen, auf den es ankam. Sein Wahlspruch: *Le sentiment est plus que la raison*, so wie das stete Zurückkommen darauf, dass der Mensch aus den Händen der Natur gut komme, und dass die Gesellschaft ihn verderbe, characterisiren vollkommen diesen Subjectivismus, welcher Alles was allgemeines, geistiges, Verhältniss ist, perhorrescirt. Es ist characteristisch, dass Rousseau, für seine Person kein Revolutionär, mehr als irgend ein Schriftsteller zur Verbreitung revolutionärer An-

chten beigetragen, dass er, von der Holbachschen
lique wegen seines religiösen Sinnes verfolgt, wider
inen Willen mehr als sie es je vermochte, der
irche abspenstig gemacht hat.

Durch alle Werke *Rousseau's* geht als der Grund-
danke eine Klage darüber, dass er dem Zustand
er Natur entwachsen sey. Dies führt er schon in
m Aufsatz durch, der ihn zuerst berühmt machte,
m in *Dijon* gekrönten *Discours.* Er klagt darin,
ss unter der Uniformität der Sitten und Gewohn-
iten Alles was Eigenthümlichkeit sey, verloren
he, er versucht aus der Geschichte nachzuweisen,
ss überall mit den Wissenschaften der Luxus, mit
iesem die Bedürfnisse und also die Unfreiheit des
lenschen gewachsen sey. In der Gegenwart sind
s nur noch die Wilden, welche dem Naturzustande
ahe stehn, und der Natur gefolgt sind, *qui nous
voulu préserver de la science comme une mère ar-
che une arme dangereuse des mains de son enfant.*
s könne auch nicht anders seyn; da die meisten
Vissenschaften ihren Ursprung in Lastern der Men-
chen haben, so können sie auch nur Laster wieder
zeugen. Er schliesst endlich mit dem Rath, dass,
a das Unglück einmal da sey, wenigstens nur das
ntschiedene Talent zur wissenschaftlichen Beschäf-
gung gelassen werde. — Rousseau hat es selbst
äter erkannt, dass von allen seinen Aufsätzen
ieser der schwächste sey, nicht wegen des Haupt-
edankens, sondern wegen der Ausführung desselben.
ei weitem besser ist nun diese in dem *Discours*

sur l'inégalité parmi les hommes. Hier soll der Ursprung der künstlichen (moralischen, politischen) Verschiedenheit erklärt werden. Er selbst bestimmt deswegen als seine eigentliche Aufgabe, dass der Punkt gefunden werden müsse, wo an die Stelle der Gewalt das Recht trat. Alle die Untersuchungen über den Naturzustand sollen nun nach ihm auf der falschen Voraussetzung beruhen, dass während desselben die Laster, die nur ein Product der Bildung sind, geherrscht haben sollen. Er betrachtet nun den Menschen zuerst als blosses Naturproduct, wo er bis zur Behauptung fortgeht: *l'homme qui médite est un animal dépravé*, eine Behauptung, die aber nur als Paradoxon aufgestellt ist. Den eigentlichen Unterschied zwischen Thier und Menschen setzt er nicht in die Vernunft, sondern die Freiheit. Er zeigt nun, wie allmählig die Vernunft erwacht und mit ihr die Eigenliebe, und wie mit dem Begriff des B e s i t z e s der erste Anfang der bürgerlichen Gesellschaft, freilich aber auch das Ende alles Friedens gegeben sey. Uebrigens gesteht er in diesem Aufsatz, dass nicht die Zeit der absoluten Natürlichkeit als der glücklichste Moment in der Entwicklung der Menschheit anzusehn seyn möchte, sondern der der a n f a n g e n d e n Gesellschaft; dieser sey es auch, den man bei den Wilden unserer Tage finde. Die Gesellschaft bildet sich weiter aus, und die eigentlichen Verderber des menschlichen Geschlechts, Eisen und Getreide, fangen ihre wichtige Rolle zu spielen an. Mit dem wachsenden Eigen-

um wächst auch der Eigennutz und die Gefahr für
s Eigenthum; sie nöthigt endlich, sich unter einan-
r zu verbinden, und diese, auf einem Vertrag be-
hende, Verbindung ist der Staat. Dieser fixirt die
instlichen Unterschiede, hinsichtlich derer zum
hluss der Abhandlung noch ausgesprochen wird,
ss sie nur dann vernünftig seyen, und zu dulden,
enn sie auf natürlichen Unterschieden (des Talents
s. w.) beruhten. Der Gedanke nun, der in die-
m Aufsatz zum Schluss angedeutet war, was die
gentliche Natur des Staates sey, bildet den eigent-
hen Inhalt zu *Rousseau's* so berühmt gewordenem
ntrat social. Dieses Werk — jedenfalls das be-
utendste rein wissenschaftliche, das er geschrieben
setzt sich die Aufgabe fest, Regeln für die Ad-
inistration eines Staates festzustellen und zwar
lche, die für den gegenwärtigen Zustand der Dinge
sführbar seyen. Er sucht den Begriff des Staats zu
xiren, indem er auf den Ursprung desselben zu-
ckgeht. Nachdem er die Ansicht als unhaltbar
rückgewiesen hat, dass durch die Gewalt des Stär-
rn oder die physische Unterdrückung eine Gesell-
haft entstehe, eben so die, dass sie aus der Er-
eiterung der Familie entstehe, kommt er dazu,
ss die Gesellschaft überhaupt (und auch der Staat)
n Vertrag sey, „in welchem jeder Einzelne den
hutz Aller geniesse, und jeder, indem er nur sich
lber gehorche, frei bleibe wie zuvor". Dies ge-
hieht nun, indem Jeder sich mit allen seinen Rech-
n der ganzen Gemeinschaft hingibt, und so sich

dern das allgemeine Wohl, das er bezwecke (d. h. der Inhalt des Willens), so ist er doch inconsequent genug, das Zählen der einzelnen Stimmen als das einzige Mittel anzusehn, um den allgemeinen Willen zu erkennen, und die Stimmenmehrheit entscheiden zu lassen. Dieses Gewicht welches auf die Stimmen als Einzelne gelegt wird, ist so gross, dass sich Rousseau eben so entschieden dagegen ausspricht, dass durch Repräsentanten der Stimmenden, als dass in einzelnen Corporationen gestimmt und dann die Stimmen der Corporationen gezählt würden. Da die Aussprüche des allgemeinen Willens oder die Gesetze einen ganz allgemeinen Character haben, und die Anwendung auf die bestimmten Fälle wesentlich davon verschieden ist, so bedarf es eines Organs für diese letztern. Das ist nun die Regierung, der Vermittler zwischen dem (Volk als) Souverain und dem (Volk als) Unterthan. (Der regierende Körper wird dann auch Fürst *(prince)* genannt.) Die Regierung ist Beamter des Staats. Daher ist es falsch von einem Vertrag zwischen Fürsten und Unterthanen zu sprechen. Vertrag ist nur das Zusammentreten zum Staat, während der Fürst nur ein Amt im Staate hat, das ihm nicht durch einen Vertrag, sondern durch ein Gesetz gegeben wird. Je nachdem nun der Fürst eine oder mehrere Personen sind, je nachdem nennt man den Staat Monarchie, Aristokratie u. s. w. Je grösser der Staat ist, um so mehr wird die Handhabung der Fürstengewalt schnell und energisch seyn müssen. Dies der Grund warum für grosse Staaten

— die freilich selbst ein Unglück sind — die monarchische Verfassung die passendste seyn wird. Uebrigens möchten unter den jetzigen Umständen überhaupt die gemischten Verfassungen, (die die Mitte zwischen Monarchie und Demokratie z. B. halten) sich am meisten empfehlen, während an und für sich die reinen den Vorzug haben. Dass wenn der allgemeine Wille es verlangt, die Verfassung geändert werde, versteht sich so sehr von selbst, dass Rousseau verlangt, dass jede Volksversammlung mit der Frage beginne, ob die gegenwärtige Verfassung und der gegenwärtige Fürst beizubehalten sey? — Am Schluss des *Contrat social* berührt Rousseau einen Punkt, welchen er in seinem berühmten Roman, dem *Emile*, ausführlicher erörtert hatte, die Religion. Wie alle Philosophen, deren Ansicht in der Wirklichkeit nicht Befriedigung finden lässt, ihre Aufmerksamkeit auf die Erziehung gerichtet haben, als das einzige Mittel wenigstens in der Zukunft zu bewirken, was die Gegenwart versagt, so auch Rousseau; und es mag als Beweis dafür gelten, wie sehr er die Ideen, die bewusstlos in der Zeit schlummerten, ausgesprochen hat, dass man Unterricht über Mutterpflichten bei einem Manne nahm, von dem alle Welt wusste, er habe seine Kinder ins Findelhaus geschickt und alle Mittel ergriffen, um sich auch für die Zukunft ihr Wieder-Erkennen unmöglich zu machen. In seinem Emil führt er nun eine Erziehung in seinem Sinne vor die Augen des Lesers, welche die Richtigkeit der Maxime zeigen

soll, dass man den Menschen aus sich selbst sich entwickeln, und nur das Böse nicht in ihn hineintreten lasse. Das religiöse Bewusstseyn wird nun in dem Knaben erweckt durch einen Savoyischen Geistlichen, und die *profession de foi du vicaire savoyard* — auch darin merkwürdig, dass sie die Verbrennung des *Emile* durch Henkers Hand und Rousseau's Flucht aus Frankreich zur Folge hatte — enthält Rousseau's Religionslehre. Auch hier bekennt er, seiner Regel zu folgen, nach welcher dem Gefühl mehr zu trauen sey als der Vernunft. An das Gefühl der eignen Existenz, so wie an das von einer existirenden materiellen Aussenwelt, schliesst sich die Wahrnehmung, dass es in der letztern gesetzmässige Bewegung gebe. Da nun Bewegung nicht zum Wesen der Materie gehört, indem es auch ruhende Materie gibt, so muss es so gewiss einen Willen geben der die Materie bewegt, als es mein Wille ist, durch den mein Arm sich bewegt. Dieser Wille muss wegen der Gesetzmässigkeit der Bewegung ein intelligentes Wesen seyn, so wie die Ordnung der Welt auf einen Zweck und daher ein zwecksetzendes Wesen schliessen lässt. Dieses wollende, intelligente, durch sich selbst thätige, Wesen ist Gott. Sein Seyn ist in Allem wahrzunehmen, und unser Gefühl bezeugt es, sein Wesen ist uns absolut verborgen. An dieses Grunddogma schliesst sich als zweites, dass der Mensch frei und der einzige Urheber alles dessen ist, was er thut, und dass er darum Glück und Unglück als Folgen seiner Hand-

lungen erfährt. Die Schwierigkeiten hinsichtlich der Freiheit des Menschen und der Allmacht Gottes sind für den Menschen unlösbar; sie tangiren aber das Gefühl auch nicht. Der Widerspruch endlich der auf Erden Statt findet, indem der Tugendhafte nicht glücklich ist, gibt den besten Beweis dafür, dass der Mensch unsterblich sey, und dass in einem andern Leben diese Dissonanz sich hebe, einem Leben wo die Sinnlichkeit, die eigentliche Quelle der Leidenschaften, nicht seyn wird. Ueber das Wie dieses Lebens lässt uns unsere Erkenntniss Nichts wissen, sie lässt uns hinsichtlich der Fragen, ob eine ewige Verdammniss möglich sey, ja darüber, ob das zukünftige Leben ewig währen oder einmal aufhören soll, im Dunkeln. Eben so lehrt das Gefühl, dass der Mensch moralisch handeln solle. Was aber moralisch gut ist, das entscheidet dies selbe Gefühl oder das Gewissen, das nicht täuscht. Diese Dogmen bilden die natürliche Religion. Die Nothwendigkeit aber, dass es eine offenbarte geben müsse, ist eben so wenig darzuthun, als dass eine offenbarte Religion die wahre sey, da diese Beweise immer darauf beruhn, dass man dem Zeugniss glauben soll, welches erst beglaubigt werden soll. Wenn man meint, dass eine Offenbarung nöthig sey, um den Menschen die wahre Weise des Gottesdienstes beizubringen, so vergisst man, dass es einen schönern Cultus gibt als den äusserlichen, es ist der Cultus des Herzens; die Gleichheit des äussern Cultus ist mehr eine Sache der Polizei als der Religion. Die

Urkunden der christlichen Religion, deren innere Herrlichkeit der beste Beweis ist, dass man es hier nicht mit einer ersonnenen, sondern einer wirklichen Geschichte zu thun hat, enthalten andrerseits so viele Unbegreiflichkeiten, dass man darauf angewiesen ist, zu schweigen und dahin gestellt seyn zu lassen, was man eben so wenig begreifen kann, als widerlegen. — Rousseau unterscheidet daher zweierlei Religionen, die Religion des Menschen und die Religion des Bürgers. Die erstere, ohne Tempel, ohne Altäre und äussern Cultus, ist der innerliche Gottesdienst, der dem höchsten Wesen und der Tugend dient, er ist der reine Theismus der mit der reinen Lehre des Evangeliums zusammenfällt, und darum das wahre Christenthum ist. Er fühlt aber selbst, dass dieser einsame Gottesdienst den Menschen von der Erde und allen Verhältnissen der Wirklichkeit abzieht, anstatt diesen eine Weihe zu geben; wenn darum der Staat das Interesse hat, dass seine Bürger Ueberzeugungen haben, die das Wohl des Staates nicht vernachlässigen lassen, so wird er gewisse Dogmen promulgiren müssen, welche ohne gerade religiöse zu seyn, die Basen aller Gemeinschaft bilden, und von deren Bekenntniss es dann abhängig gemacht wird, ob der Staat Jemanden als seinen Bürger dulde. Obgleich Rousseau erst gesagt hat, dass diese Religion des Bürgers nur moralische Vorschriften enthalten solle, so führt er doch unter den Dogmen einer solchen Civil-Religion auch die Ueberzeugung von der Existenz Gottes, von der Unsterblichkeit und Frei-

heit des Menschen an. Das einzige Verbot sey dann gegen die Intoleranz gerichtet. —

---

2. Wie Wolff und Berkeley den Menschen praktisch als mit grösseren Körpern organisch verbunden genommen hatten, so zeigt sich ganz Analoges dort, wo es sich um die eigentlichen Objecte des Wissens handelte. Nach Wolff ist der Mensch so mit der Welt verflochten, dass seine Betrachtung sich eben so sehr auf diese richtet, als auf ihn selbst. Daher immer, bei aller idealistischen Tendenz, die Naturwissenschaft hier eine so wichtige Rolle spielt, und die ganze Schule eine so grosse Neigung hat, Erfahrungen in dieser Hinsicht zu sammeln. Ja auch Berkeley, ist ihm gleich die Sinnenwelt geschwunden, betrachtet immer mit Vorliebe die constanten Ideen, oder die Naturgesetze, daher auch er als Naturforscher arbeitet, und gern von seinen Untersuchungen über das Subject zu ganz einzelnen empirischen Untersuchungen (wie über das Theerwasser) übergeht. Beide haben darum ihre Aufmerksamkeit immer auf die Erforschung der letzten Gründe der Wahrheit gerichtet. Sobald dagegen der Subjectivismus sich mehr geltend macht, wird die Philosophie sich von der grossen zur kleinen Welt wenden, und

die letzten Gründe der Gewissheit zu erforschen, wird ihr als das würdigste Problem erscheinen. Diese Untersuchung über das Erkenntnissvermögen wird, wegen des ganz andern Geistes, nothwendig sich in einen Gegensatz stellen zu dem, was der Empirismus (eines Locke, Hume, Condillac) hinsichtlich dieses Punktes gefunden hatte. Anstatt der Lehre, dass die Principien der Gewissheit und aller Erkenntnisse Ideen (im Sinne des Empirismus, d. h. Eindrücke von Aussen) sind, wird hier vielmehr behauptet werden, dass die Principien der Gewissheit nur in dem Subjecte liegen. Der *tabula rasa* werden also wieder die dem Subjecte immanenten, angebornen, Principien entgegen gehalten werden. Wenn darin sich die Philosophie hinsichtlich der Erkenntnisslehre enger an Leibnitz anzuschliessen scheint, so wird hier doch andrerseits ein grosser Unterschied sich geltend machen müssen. Nach Leibnitz sind die Principien aller Erkenntniss, welche dem Menschen inwohnen, die ewigen Wahrheiten, zugleich reale Verhältnisse, welche selbst von der Gottheit respectirt werden müssen, und der Mensch hat sie nur in sich, indem er eine Gottheit im Kleinen ist, d. h. indem er deutlich, wenigstens einen Theil des Universums, spiegelt. Darum sind die ersten Axiome metaphysische

Principien, wie Leibnitz ausdrücklich gegen Locke behauptet *(Opp. phil.* No. XLI. *p.* 137.), und er kann sie deshalb einmal sogar mit den göttlichen Attributen identificiren *(Opp. phil.* No. IX. *p.* 80.), und um sie aufzufinden wird es der genausten Analyse bedürfen, so dass nur der Philosoph sich ihrer bewusst wird, wie es denn auch für diesen eine würdige Aufgabe ist, sie auf eines zurückzuführen. Hier dagegen wird der Mensch in seiner Einzelheit genommen werden, wie er weder durch Bildung noch durch Speculation sich über seine Einzelheit erhoben hat, und in diesem werden die Principien der Gewissheit aufgesucht werden. Es werden darum diese gar nicht bloss metaphysiche Principien seyn, sondern bald solche bald abstract logische werden, wie sie die Reflexion auf das gemeine Bewusstseyn findet, aufgezählt werden, und mit dem Satz, dass Jedes mit sich identisch sey, irgend eine empirische Bemerkung über unsere Weise zu folgern, auf eine Linie gestellt werden können. Weil so diese Sätze nur durch Selbstbeobachtung gefunden werden, kann daran, sie auf einige Principien zurückzuführen, nichts liegen. Im Ganzen wird also die Frage der Philosophie nicht seyn: Wovon sind wir überzeugt, sondern: Wie überzeugen wir uns.

Die Philosophen der schottischen Schule, die sich die Aufgabe gestellt haben, diese Frage zu beantworten, haben ihrem Standpunkt nach eine Verwandtschaft mit Rousseau. (Daher die Verehrung vor ihm bei ihnen Allen.) Ihre Ansicht ist von den französischen Philosophen, die es anerkannt haben, dem kaum eine Schule auf die Entwicklung der französischen Philosophie dieses Jahrhunderts so viel Einfluss gehabt hat, mit Recht als ein Gegensatz gegen den Empirismus bezeichnet worden. Darin, diesem siegreich entgegen getreten zu seyn, liegt — abgesehn von dem Einfluss den sie durch *Royer Collard* und *Cousin* für Frankreich, durch Kant auf Deutschland gewonnen haben — ihr unläugbares Verdienst.

Die schottische Schule.

Reid [1]).

Thomas Reid wurde am 26. April 1710 in *Strachan* in *Kincardineshire*, ungefähr zwanzig englische Meilen von *Aberdeen*, als der Sohn eines würdigen Geistlichen geboren. Die Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung und zur Literatur, durch welche

1) *Account of the life and writings of Thomas Reid etc, by Dugald Stewart F. R. S. Edin. Edinburgh printed for William Creech and Longman and Rees. London.* 1803.

seine Familie in mehrern frühern Generationen ausgezeichnet gewesen, zeigte sich früh auch bei ihm. Nachdem er zwei Jahre lang die Kirchspiels-Schule von *Kincardine* besucht hatte, ward er nach *Aberdeen* gesandt und trat hier in seinem dreizehnten Jahre in das *Marischal-College*. Er selbst sagt, dass der Unterricht dort ziemlich oberflächlich gewesen sey. Sein Aufenthalt auf der Universität dauerte länger als gewöhnlich, weil er zugleich die Stelle eines Bibliothekars verwaltete; unter andern trieb er in dieser Zeit besonders eifrig mathematische Studien. Im Jahre 1736 verliess *Reid* die Universität und bereiste mit einem Freunde England, wo er namentlich auf den verschiedenen Universitäten Bekanntschaften machte. (Die mit dem blinden Physiker *Saunderson* in *Cambridge* hat nachher vielen Einfluss auf seine Untersuchungen über die sinnlichen Wahrnehmungen gehabt.) Im Jahre 1737 erhielt *Reid* die Pfründe von *New-Machar*. Obgleich er, weil nicht der Wunsch der Gemeinde, sondern das vom *Kings-College* in *Aberdeen* ausgeübte Patronat ihn dahin gerufen hatte, hier auf grosse Schwierigkeiten stiess, so gewann er doch in einigen Jahren die Achtung und Liebe selbst seiner heftigsten Gegner. Schon in dieser Zeit scheint er sich mehr mit wissenschaftlichen Untersuchungen als mit seinem Predigerberuf beschäftigt zu haben. Als Schriftsteller trat er zuerst im Jahre 1748 auf, indem er einen Aufsatz [2]) in die *Philosophical Transactions of the Royal*

2) *An essay on Quantity, occasioned by reading a Treatise*

Society of London einrückte, welcher durch *Hutchesons Inquiry of our ideas of beauty and virtue* veranlasst war, in dem derselbe die mathematischen Begriffe des einfachen und zusammengesetzten Verhältnisses auf moralische Gegenstände angewandt hatte. In diesem Aufsatz versucht' *Reid* auch den Streit der *Newtonianer* und *Leibnitzianer* hinsichtlich der Schätzung der Kräfte zu schlichten, nicht eben mit Glück. Im Jahre 1752 erwählten die Professoren des *Kings-College* in *Aberdeen* ihn zum Professor der Philosophie, und in dieser Stelle las er eben sowohl über Mathematik und Physik, als er Ethik und Logik lehrte. Durch Errichtung einer literarischen Gesellschaft suchte er noch ausserdem den wissenschaftlichen Geist auf der Universität zu heben. Im Schoosse dieser Gesellschaft, an welcher ausser ihm *Gregory*, *Campbell*, *Beattie*, *Gerard* u. A. Theil nahmen, entstand nun das Werk, welches von einem der bedeutendsten Schüler *Reid's* (von *Dugald Steward)* als Einleitung in sein System bezeichnet wird, welches aber in der That eigentlich das ganze System enthält und zwar in einer prägnanteren Form als seine ausführlichen Werke, die er als alter Mann schrieb. Es ist seine im Jahre 1764 erschienene Untersuchung über den menschlichen Geist [3]). Dieses Buch, das besonders

---

in which simple and compound Ratios are applied to Virtue and Merit.

3) *Inquiry into the human mind on the principles of common sense.* — Die 6te Ausgabe ist *Edinburgh* 1810 in 8vo erschienen.

gegen *Hume* gerichtet ist, wurde im MS. demselben mitgetheilt, ehe *Reid* es herausgab. In demselben Jahre verliess *Reid Aberdeen*, und nahm die Professur der Moralphilosophie in *Glasgow* an, in welcher er, ausser den Gegenständen die nachher in seinen *Essay's* bearbeitet wurden, über Naturrecht und Politik las. Seit dem Jahre 1781 arbeitete er daran, die Substanz seiner Vorlesungen einem grössern Publicum vorzulegen. Hoch in den Siebenzigen kam er endlich dazu, indem im Jahre 1785 seine Versuche über den theoretischen [4]), 1788 über den praktischen Geist [5]) heraus kamen. Nach dieser Zeit ist er nicht müssig gewesen. Einige Aufsätze, die er für eine philosophische Gesellschaft schrieb, deren Mitglied er war, zeigen sein reges Interesse für neuere Leistungen. Dass die Angriffe, welche er und seine Schule von dem an *Hartley* sich anschliessenden *Priestley* erfuhr, namentlich auf diesen seine Aufmerksamkeit zogen, ist erklärlich. Er hat eine Kritik der *Priestley*'schen Ansichten über die Materie niedergeschrieben. Noch in seinem 86. Jahre, einige Monate vor seinem Tode

---

4) *Essays on the intellectual powers of man.*

5) *Essays on the active powers of man.*

Die *Essays on the powers of the human mind*, welche in drei Bänden in *Edinburgh* 1812 erschienen sind, enthalten ausser den zuletzt genannten beiden Werken auch den Aufsatz *on Quantity* und *on Analysis of Aristotles Logic*, die aus einer Vorlesung über des Aristoteles *Organon* entstanden zu seyn scheint, und zuerst in *Lord Kawes's Sketches of the history of man* im Jahre 1773 erschienen ist.

hat er einen Aufsatz über Muskelbewegung, und über die Veränderungen welche das Alter darin hervorbringe, verfasst. Wiederholte Schlaganfälle machten seinem Leben am 7. Octbr 1796 ein Ende. Strenge Rechtlichkeit,' ein reiner Eifer für die Wahrheit und eine völlige Herrschaft über seine Leidenschaften characterisiren den Mann, bei dem man durch viele einzelne Züge unwillkührlich an Kant erinnert wird. Das Wesentliche seiner Lehre ist:

Alle menschliche Wissenschaft hat zu ihrem Gegenstande entweder die materielle oder die intellectuelle Welt, deren erstere alles Körperliche, deren zweite alles das enthält, was mit Gedanken begabt ist. Ob es ausser den körperlichen und denkenden Wesen noch Wesen einer dritten Art gibt, wissen wir nicht. Es ist daher unsere Philosophie auf die Erkenntniss der Natur einerseits beschränkt, und die Naturphilosophie bildet den einen Haupttheil derselben. Andrerseits beschäftigt sie sich mit der Betrachtung der Natur und der Thätigkeiten der geistigen Wesen, und der zweite Haupttheil derselben kann daher Pneumatologie genannt werden. Während die Naturphilosophie in den letzten Jahrhunderten durch Galilei, Toricelli, Keppler, Baco und besonders Newton so ungeheure Fortschritte gemacht hat, ist die Geistesphilosophie sehr hinter ihr zurückgeblieben, und dennoch ist, da die Thätigkeiten des Geistes die Werkzeuge sind, deren wir uns bei allen Untersuchungen bedienen, eine Untersuchung über ihre Natur und Tüchtigkeit etwas Unerläss-

hern Systeme als Idealsysteme bezeichnet. Am meisten ist diese Lehre in den Vordergrund gestellt worden durch Locke, und indem alle folgenden Philosophen an ihn anknüpften, sind die mannigfaltigsten Irrthümer entstanden. Nach Locke nämlich sind die ersten Elemente aller Erkenntniss die Ideen, d. h. die unmittelbaren Objecte unseres Wissens, und die Erkenntniss entsteht durch die Combination der Ideen und durch die Wahrnehmung ihrer Uebereinstimmung oder Nicht-Uebereinstimmung, so dass also die blosse Apprehension ohne ein Urtheil über Existenz oder Nicht-Existenz das Erste wäre. Diese Ansicht ist aber schon deswegen falsch, weil sie das Letzte zum Ersten macht. Wie die Natur uns die concreten Körper gibt, und wir nur durch chemische Analyse die einfachen Elemente von einander sondern, so ist auch das Erste immer eine Ueberzeugung oder ein Urtheil, und die einzelnen Apprehensionen nur ein Resultat einer Analyse desselben. Eine nähere Betrachtung aber der Lehre, dass alle unsere Erkenntniss nur Ideen zu ihrem Inhalt hat, zeigt zu welchen absurden Resultaten man kommt. Nach der allgemein unter den Philosophen herrschenden Ansicht, ist was wir denken oder dessen wir uns bewusst werden, nicht eigentlich ein äusserer Gegenstand, sondern die Idee desselben; man sucht dies durch viele Gründe deutlich zu machen, indem man sagt, dass doch das Ding sich nicht in dem Sensorium befinden könne, in welchem die Seele präsent sey u. s. w. Kurz das unmittelbare Object des Geistes

ist nicht der Gegenstand, sondern die Idee desselben. So lange man nun noch die Ueberzeugung hatte, dass die Ideen wirkliche Bilder der Gegenstände seyen, *species impressae*, welche eine reale Aehnlichkeit mit den Gegenständen haben, — eine Ueberzeugung die freilich falsch ist — so lange neutralisirten sich zwei irrige Ansichten, wie sich in der Arithmetik manchmal zwei Fehler so neutralisiren können, dass das Resultat richtig ist. Allein dabei konnte es doch sein Bewenden nicht haben. Man sahe nur zu bald ein, dass die Ideen und die äussern Dinge specifisch unterschieden seyen. Locke sahe zuerst, dass die Empfindungen die wir von Farbe u. s. w. haben gar keine Aehnlichkeit haben könnten mit der objectiven Beschaffenheit der Dinge, und es war eigentlich schon zu viel von seinem Standpunkt gesagt, wenn man hier noch überhaupt von Qualitäten der Dinge sprechen wollte, mochte man sie auch secundäre nennen. Was Locke nur von drei Sinnen gezeigt hatte, das zeigte Berkeley unwiderleglich von allen fünfen, nämlich dass die Empfindungen derselben durchaus nicht Bilder einer äussern Welt seyn könnten. Eine unmittelbare Folge davon aber war seine Behauptung, dass keine äussere Welt existire, sondern nur Geister und Ideen. Ja *Hume* ging auf derselben Basis noch weiter, indem er nicht einmal ein Selbst mehr wollte existiren lassen, und nur Ideen, Vorstellungen annahm. Alle diese Systeme sind nothwendige Consequenzen von der falschen Hypothese, dass wir nicht die Dinge wahrnehmen,

sondern nur Ideen, und der richtigen Erkenntniss, dass unsere Empfindungen keine Aehnlichkeit mit der Beschaffenheit der äussern Dinge haben können. Wer deswegen die moderne Ansicht von den Ideen theilt, der muss nothwendig zu Berkeley'schem Idealismus kommen. *Reid* gesteht selbst, dass das Erstere wie das Letztere bei ihm selbst lange Zeit der Fall gewesen sey. Oder aber man werde, noch weiter gehend, endlich mit *Hume* sogar die Existenz der geistigen Wesen leugnen müssen. In einem wie dem andern Fall aber, werde sich die Philosophie in dem schneidenden Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand befinden, welcher leider heut zu Tage Statt finde. 2).

Es fragt sich nun, wie entgeht man diesen Folgerungen, wie namentlich den von Berkeley gezogenen? Eigentlich habe dieser selbst schon den Weg gezeigt. Er nehme ja selbst eine Erkenntniss von gewissen Gegenständen an, die nicht durch Ideen vermittelt sey, das Wissen nämlich von geistigen Wesen: warum nicht eine solche Erkenntniss auch in andern Gebieten zugestehn? Die Antwort Berkeley's auf eine solche Frage befriedige durchaus nicht, und wie Ideen und Begriffe von einander verschieden seyen (s. *p.* 212.), habe er nicht gesagt. Würde aber dies zugestanden, so wäre auch der Widerstreit mit dem gesunden Menschenverstande aufgegeben, der sich stets dagegen sträube, dass er nicht die Gegenstände denke, sondern nur etwas von ihnen ganz Verschiedenes. *Reid* versucht nun selbst

eine andere Ansicht dem Idealsystem gegenüber geltend zu machen. Er geht dabei von den allgemein zugestandenen Factis aus, dass ein Zusammenhang zwischen der Aussenwelt und dem Geiste Statt finde und dass dieser Zusammenhang durch die Sinne vermittelt sey. Seine Untersuchung muss sich daher auf die Sinnesthätigkeiten richten, von denen er zuerst den Geschmack, zuletzt und am ausführlichsten das Gesicht behandelt. Die Betrachtungen über das Gesicht sind dem grössten Theil nach rein physiologisch, indem er die Fragen über das Einfach- und Doppeltsehn u. dgl. ausführlich erörtert. Das Resultat seiner Untersuchungen, so weit es für sein System wichtig ist, ist folgendes: Zunächst ist das Resultat unserer Sinnesfunction das was man Empfindung *(sensation)* nennt, d. h. die Wahrnehmung unseres eignen Zustandes. Empfindungen bilden daher den eigentlichen Inhalt dessen was Reid *consciousness* nennt, worunter durchaus kein gegenständliches Bewusstseyn verstanden werden soll. (Was von dem Begriff der Empfindung gilt, gilt eben so vom Gefühl *(feeling)*, unter dem man gewöhnlich mehr innerliche, geistige, Empfindungen versteht.) Dies ist aber nicht die einzige Bestimmung der Sinnesfunction. Vielmehr schliesst sich unmittelbar an die Empfindung die Gewissheit an, von einem ausser uns existirenden Gegenständlichen, und bei jeder Sinnes-Empfindung sind wir der Präsenz eines Gegenständlichen gewiss. Dieses Uebergehn von der blos subjectiven Empfindung zu einem gegenständlichen

Bewusstseyn ist nicht das Resultat einer Folgerung *(inferring)* oder eines Schlusses *(reasoning)*, sondern unmittelbar gibt *(suggests)* uns die Empfindung eine solche Gewissheit. Dieses Uebergehn ist eben so wenig ein Product der Gewohnheit, sondern es ist ursprünglich, instinctartig. Diese Zusammengehörigkeit einer Empfindung und einer Beschaffenheit des Gegenständlichen ist für den gemeinen Menschenverstand Aller *(common sense)* etwas ganz Gewisses. Beweis dafür ist die Sprache, welche, selbst ein Product des *common sense*, mit einem und demselben Wort z. B. warm) eben sowol die Empfindung als auch die Eigenschaft des Gegenstandes bezeichnet, obgleich wie Locke und Berkeley unwiderleglich dargethan haben nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen beiden Statt findet. Nur die Empfindungen, welche so stark sind, dass sie unwillkührlich unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst richten, z. B. Hunger u. s. w. bezeichnen wir mit Worten, welche nur unseren Zustand bezeichnen. Den Zusammenhang zwischen unserer Empfindung und der Beschaffenheit des Gegenstandes pflegt man so zu bezeichnen, dass man die letztere die Ursache, die erstere die Wirkung nennt. Man muss aber dabei immer dies festhalten, dass damit nur ein Zusammenhang für uns bezeichnet werden soll. Die Empfindungen die wir haben, sind die Zeichen die die Dinge uns geben, gleichsam die Worte welche sie zu uns sprechen. Wie zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten keine Aehnlichkeit Statt findet.

so auch nicht zwischen der Wirkung (unserer Empfindung) und der Ursache (der Qualität des Gegenstandes). Vielleicht thäten wir besser beide Ausdrücke zu vermeiden und Zeichen und Bezeichnetes an ihre Stelle zu setzen. Das Bewusstseyn nun, dass der Empfindung etwas Gegenständliches correspondire, bezeichnet Reid mit dem Worte Glauben *(belief)*; (vielleicht übersetzen wir das Wort besser mit: gegenständliches Bewusstseyn, da er anstatt desselben oft *judgment*, oder auch unmittelbares Wissen, da er oft *conviction* braucht). Da es in der That die Untersuchungen über diese unsere Ueberzeugung und über die Principien derselben sind, mit welchen Reid sich beschäftigt, so ist es nicht befremdend, wenn der bedeutendste seiner Schüler *(Dugald Stewart* in seinem *Account of the life and writings of Tho. Reid)* als Hauptaufgabe seines Systems dies bestimmt, dass die *fundamental laws of belief* erkannt würden. Die ganze Philosophie Reid's dreht sich deshalb viel weniger darum, das objective Seyn zu erkennen, als vielmehr zu erklären, wie wir von demselben wissen können? Daher trotz aller Polemik gegen Berkeley, immer wieder ein Subjectivismus, der nicht sowol den Causalzusammenhang ein Naturgesetz seyn lässt, sondern unter Naturgesetzen nur die constante Art versteht, wie wir von Zeichen auf Bezeichnetes schliessen. Ein solches gegenständliches Bewusstseyn verdient nun erst den Namen von Wahrnehmung *(perception)*. Reid tadelt es, dass man bei Anwendung der Namen von Geistesthätigkeiten nicht

mann genug seye. Ihm enthält die Perception erst-
ch immer ein Urtheil über Existenz, zweitens
zieht sie sich auf äusserlich Gegenständliches, und
cht wie das Gefühl auf eigne Zustände, drittens
t der Gegenstand der Wahrnehmung etwas Gegen-
ärtiges, und nicht wie das Object des Gedächtnisses
was Vergangenes. Darum beschränkt sich die
Vahrnehmung auf die durch die Sinnen vermittelte
eberzeugung äusserer Objecte. Von der Wahrneh-
ung ist nun die blosse Vorstellung unterschieden,
elche Reid mit verschiedenen Worten bezeichnet,
s *conceiving*, *imagining*, *apprehending*. Es ist
runter das zu verstehn was die Logiker reine
pprehension nennen, d. h. der Act des Geistes wo
was vorgestellt wird, ohne dass von demselben et-
as bejaht oder verneint wird, so dass der Act des
orstellens kein Urtheil involvirt, eine Vorstellung
s solche also weder wahr noch unwahr ist. Wenn
ume die Perceptionen und die blossen Vorstellungen
s Ideen von verschiedner Stärke ansieht, so hat er
n specifischen Unterschied zwischen beiden über-
hen. Mit dem Worte Denken werden alle Thä-
keiten des Geistes bezeichnet. 3).

Nachdem zuerst die Ausdrücke erläutert sind,
ren man sich in der Untersuchung bedienen muss,
rd zur nähern Erforschung des gegenständlichen
ewusstseyns übergegangen. In diesem war die Emp-
ndung mit der unmittelbaren Gewissheit der Exi-
enz des Gegenständlichen verbunden gewesen. Die
naueren Untersuchungen welche, namentlich von

des (*common sense*); was ihnen widerspricht, ist was man absurd nennt. Die wahre Philosophie widerspricht dem gemeinen Menschenverstande so wenig, dass sie vielmehr sich ganz auf denselben gründet. Der Erste, welcher bemerkte dass Kälte und Hitze die Form des Wassers verändern, wandte dieselben Principien und dieselbe Methode an, wie Newton als er seine grossen Entdeckungen machte. Beide hatten keine andern *regulae philosophandi* als den gemeinen Menschenverstand. Vor Zweierlei hat man nun sich zu hüten, wenn man die Principien des gemeinen Menschenverstandes darlegen will. Einmal davor, dass man nicht Vieles, was nur Meinung ist als ein solches Princip ansieht. Diese Gefahr wird indess am besten vermieden, wenn man was man als ein solches Princip ansieht, der Beurtheilung Aller Preis gibt, und wenn man andrerseits die Stimme des allgemeinen Menschenverstandes, wie sie sich namentlich in allen Sprachen laut macht ernstlich befragt. Wenn z. B. in allen Sprachen Substantiva und Adjectiva unterschieden werden, so ist dies ein Beweis, dass es allgemeine Ansicht ist, dass Accidenzien nichts vom Subject Unabhängiges sind u. s. w. Eine zweite Gefahr aber liegt darin, dass man dem Verlangen des Vereinfachens zu sehr nachgibt und dadurch wesentliche Principien übersieht. Die Furcht vor einer übereilten Reduction führt aber Reid dazu, eine ziemlich unsystematische Tafel ursprünglicher Principien aufzustellen, welche es erklärlich macht, dass nach ihm einige Anhänger die Zahl derselben,

um sich jede Demonstration zu ersparen, so mehrten, dass noch Kant sagen konnte, dass wer nichts Gescheutes vorzubringen habe, sich auf den gemeinen Menschenverstand berufe. Reid theilt die ursprünglichen Principien in solche ein, deren wir uns bei der Erkenntniss von zufälligen (factischen) Wahrheiten bedienen, und in solche die der Erkenntniss nothwendiger Wahrheiten zu Grunde liegen. Der ersteren führt er folgende zwölf an: 1. Ein Zustand dessen ich mir bewusst bin, existirt wirklich. 2. Alle meine Gedanken haben zu ihrem Subject mein Ich, mein Selbst oder meine Person, welches Subject von ihnen unterschieden ist. 3. Wessen ich mich erinnere, das war einmal wirklich. 4. So weit unsere Erinnerung zurück reicht, waren wir die eine mit sich identische Person. 5. Die Dinge die wir durch die Sinne wahrnehmen existiren wirklich und sind als was wir sie wahrnehmen. 6. Wir haben eine gewisse Macht über unsere Handlungen. 7. Die natürliche Fähigkeit, Wahrheit und Irrthum zu unterscheiden täuscht nicht. 8. Unsere Nebenmenschen haben Leben und Intelligenz. 9. Gewisse Veränderungen am menschlichen Körper verrathen gewisse Gedanken und Stimmungen des Geistes, deren Zeichen sie sind. (Auf diesem Princip beruht die Mittheilung durch Sprache.) 10. Das Zeugniss und die Autorität andrer Menschen hat ein gewisses Gewicht. (Dieses Princip welches Reid auch als *principle of credulity* bezeichnet, ist ein ursprüngliches, und findet deswegen besonders bei Kindern Statt. Auf ihm be-

ruht es, dass überhaupt gelernt wird.) 11. Es lassen sich unter Umständen die Handlungen eines Menschen mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit voraussehn. 12. In den Phänomenen der Natur findet eine Uebereinstimmung Statt zwischen dem was früher war und dem, was noch itzt Statt findet. Auf diesem Princip beruht alle Naturerklärung und alle Naturphilosophie. (Die beiden letzten Principien werden dann auch wohl zusammen als das *inductive principle* bezeichnet. Sie sind es auf die sich jedes Experiment, so wie jede Erwartung irgend eines Erfolges beruhen.) Was die Principien betrifft, welche wir bei dem Erkennen nothwendiger Wahrheiten anwenden, so ist man hinsichtlich derselben viel mehr einig, als hinsichtlich der bisher betrachteten. Deshalb hat man hier nicht alle aufzuzählen, sondern nur ihre Classen anzugeben und etwa aus jeder Classe einige zu erwähnen. Am schicklichsten werden sie nach den Wissenschaften eingetheilt zu welchen sie gehören und da gibt es: 1. grammatische (wie, dass jeder Satz ein Verbum enthält); 2. logische (wie, dass jeder Satz wahr oder unwahr ist); 3. mathematische, die Allen bekannt sind; 4. Geschmacks-Principien; 5. moralische (dass man bloss verantwortlich ist für das, was in unsrer Gewalt steht), endlich 6. metaphysische Principien. Von diesen betrachtet Reid besonders drei, weil sie von Hume in Zweifel gezogen seyen. Das erste, welches er der Locke'schen und Hume'schen Bestreitung des Substanzbegriffes entgegenstellt, sagt

dass jede körperliche Qualität einer körperlichen, jeder Gedanke einer geistigen Substanz inhärire. Das zweite lehrt, dass Alles was beginnt zu existiren eine Ursache haben müsse. Das dritte endlich lässt, wo Zeichen von Verstand in der Wirkung sich zeigen, mit Sicherheit auf eine intelligente Ursache schliessen. An die aufgestellten Principien schliesst Reid, wie bei den meisten Capiteln seines Werks, eine Kritik der Ansichten Anderer in welcher er mit besonderer Anerkennung des *P. Buffier* erwähnt, der in seinem 1724 erschienenen *Traité des premières vérités, et de la source de nos jugemens* eine Tafel solcher ursprünglichen Principien, die den Inhalt des *sens commun* ausmachen, gegeben hatte. An diese Kritik schliesst sich eine Betrachtung über die Vorurtheile als die eigentlichen Gründe des Irrthums an, wo dass zu grosse Verlassen auf die Autorität Anderer, ein übereiltes Suchen von Analogien, eine übertriebene Sucht, Alles auf wenige Principien zurückzuführen, die Richtung unseres Nachdenkens auf Gegenstände die uns unbekannt bleiben müssen, die Neigung ein Extrem zu ergreifen um ein anderes zu vermeiden, endlich die Herrschaft der Neigungen und Leidenschaften als die allgemeinsten Quellen der Irrthümer, — mit einem Ausdruck Bacons als *idola tribus* — bezeichnet werden. Die Untersuchungen über die theoretischen Vermögen des Geistes schliessen endlich mit einer Untersuchung über den ästhetischen Geschmack, in welcher als die eigentlichen Requisite dafür, dass Etwas ästhetisches Wohlge-

fallen errege, die Neuheit, Erhabenheit und Schönheit bezeichnet werde. Namentlich bei der Erörterung der beiden letzten Begriffe, so wie bei der Einführung des Zweckbegriffes, treten uns Berührungspunkte mit dem entgegen, was Kant bei Gelegenheit der ästhetischen und teleologischen Urtheilskraft gesagt hat, eine Berührung die nicht auf gegenseitiger Notiz von einander beruht, sondern darauf, dass beiden die Leistungen früherer, namentlich englischer, Aesthetiker nicht unbekannt geblieben waren. 4).

An die Untersuchung über die theoretischen *(intellectual, speculative)* Vermögen schliesst sich nun bei Reid eine ganz analoge über die praktischen *(active)* Vermögen des Geistes oder den Willen. Nachdem er zuerst directe und relative Erkenntniss so von einander unterschieden hat, dass jene die Dinge in sich selbst, diese sie in ihren Erscheinungen betreffe, und nachdem die Behauptung ausgesprochen ist, dass wir von den activen Vermögen des Geistes nur eine Erkenntniss letzterer Art haben, bestimmt er den Begriff des praktischen Vermögens folgender Massen: Es ist die Eigenschaft eines Wesens, vermittelst derselben es, wenn es will, Etwas thun kann. Das unmittelbare Feld dieser Thätigkeit besteht ihm nun in der Fähigkeit, den Körper zu bewegen, und unsern Gedanken eine beliebige Richtung zu geben. Was wir sonst noch vermögen ist alles durch diese Fähigkeiten vermittelt. Zu den Willensthätigkeiten rechnet nun Reid auch diejenigen, welche

obgleich das Theoretische dabei nicht fehlt, und die deswegen von Vielen ganz zum theoretischen Gebiet gerechnet werden, doch wirklich in dem praktischen Vermögen ihren Grund haben, und hier betrachtet werden müssen, die Aufmerksamkeit, die Ueberlegung, und den Beschluss. Nachdem der Begriff des Willens im Allgemeinen fixirt ist, geht Reid an seine eigentliche Aufgabe, daran, die Principien alles Handelns aufzuzählen. (Dass von einer Construction *a priori* nicht die Rede ist, versteht sich bei diesem System von selbst.) Unter Principien des Handelns versteht er Alles, was uns zum Handeln reizt. Er bringt dann alle auf drei Classen zurück: Diejenigen Principien nämlich, welche nicht mit einem deutlichen Bewusstseyn, mit Ueberlegung u. s. w. begleitet sind, nennt er mechanische Principien des Handelns, und er führt dieselben auf den Instinct und die Gewohnheit zurück, die nicht hinsichtlich ihres Wesens, sondern nur in ihrem Ursprung verschieden sind, indem der Instinct durch die Natur gegeben, die Gewohnheit aber erworben ist; beide aber haben den Character des Unbewussten. Von ihnen sind nun unterschieden diejenigen Principien, welche Reid als animale bezeichnet, weil sie von einer Intention ausgehn, ohne auf einer vernünftigen Ueberlegung zu beruhn und die darum der Mensch mit den Thieren gemein hat. Hierher gehört erstlich der Trieb (*appetite*), oder die auf einem Gefühl des Unangenehmen beruhende vorübergehende Willensdetermination. Von dem Triebe ist das Verlangen (*desire*) unter-

schieden, das weder auf einem Gefühl des Unangenehmen beruht, noch auch so vorübergehend ist, wie der Trieb. Hier wird besonders das Verlangen nach Macht, Ehre und Kenntniss betrachtet. Endlich von beiden unterscheidet Reid die Neigung (*affection*) und zwar weniger ihrem Character nach, als vielmehr hinsichtlich ihres Objects, indem sich die Neigung nur auf Personen oder mindestens belebte Gegenstände beziehn soll. Die Neigung selbst wird theils als Zuneigung (*benevolent affection*), theils als Abneigung (*malevolent affection*) bezeichnet und auch die letztere, wenigstens in der Eifersucht und dem Verlangen nach Vergeltung (*resentment*) als eine natürliche bezeichnet. Zu den mechanischen und animalen Principien kommen dann drittens die rationalen hinzu, diejenigen nämlich, welche nicht nur Intention sondern auch Vernunft und Urtheil voraussetzen. Das aber sind die Zwecke unseres Handelns welchen wir, durch unsere Natur genöthigt, alle animalen Principien unterordnen müssen. Solcher Zwecke gibt es zwei, nämlich das zu erreichende Wohl (*our good on the whole*) und die zu verwirklichende Pflicht. Nachdem er den ersten Zweck des Handelns ins Auge gefasst, kommt Reid zu dem Resultat, dass es zwar ein rationales aber doch nicht das höchste Princip sey, dieses findet er in dem Begriff der Pflicht. Die Entscheidung darüber was Recht und Pflicht sey wird von ihm in einen moralischen Sinn, oder in das Gewissen gesetzt, dessen Stimme dieselbe Evidenz für Jeden habe, wie die Aussagen unserer Sinne.

Reid erklärt sich aber auf das allerentschiedenste dagegen, dass ein Gefühl über Recht und Unrecht entscheide. Ein ganzes Capitel des letzten seines Werks ist dem Beweise gewidmet, dass die moralische Beurtheilung ein Urtheil enthalte, also etwas Objectives aussage, so dass es nicht subjective Gründe sind, welche uns bestimmen einer Handlung unsern Beifall zu geben, sondern die Wahrheit der durch den gemeinen Menschenverstand dictirten Principien. Die Berechtigung des Gewissens, zu bestimmen was Pflicht ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden, sie ist ein festes Axiom. Eben so beruft sich Reid bei seiner ausführlichen Untersuchung über Freiheit und Nothwendigkeit nur darauf, dass die eigne Ueberzeugung und der gesunde Menschenverstand den Menschen lehre, er sey frei. Anderer Beweise bedarf es für ihn nicht. Eben so ist es auch nur eine Analyse dessen, was der gemeine Menschenverstand sagt, was er sich vorsetzt indem er seine Tafel von moralischen Regeln aufstellt. Es sind folgende: 1. Die Handlungen der Menschen unterliegen einer moralischen Beurtheilung. 2. Nur was willkührliche Handlung ist, unterliegt ihr. 3. Was nothwendig ist, kann nicht gelobt noch getadelt werden. 4. Unterlassung der Pflicht ist Unrecht. 5. Wir müssen unsere Pflicht kennen lernen. 6. Wir müssen die erkannte Pflicht thun. An diese allgemeinen Principien werden dann einige mehr besondere angeschlossen, unter welchen das wichtigste ist, dass wir zu thun haben, was wir unter denselben Umständen für einen

Andern als Pflicht ansehn. Aus diesen und ähnlichen Principien lasse sich, sagt er, ein System der Moral mit Leichtigkeit entwickeln, wenn man nur gesunden Menschenverstand anwende. Den Schluss seines Werks machen einige naturrechtliche Untersuchungen, wo namentlich die Verbindlichkeit des Vertrages als eine Forderung des gesunden Menschenverstandes gegen *Hume* in Schutz genommen wird. 5).

2. Beattie [1]).

James Beattie, geboren am 5. Novbr 1735, in *Laurencekirk* in Schottland, zeigte schon auf der Schule ein hervorstechendes poetisches Talent, welches seinen Bruder, der bei dem früh Verwaisten Vaterstelle vertrat, bewog ihn studiren zu lassen. Er erhielt in seinem 14. Jahr durch eine poetische Preisaufgabe eine der besten Freistellen im *Mareschall-College* in *Aberdeen* und blieb daselbst bis zum 18. Jahr. Nachher ward er erst Schullehrer in *Fordoun*, dann Lehrer an der lateinischen Schule in *Aberdeen*. Poetische Arbeiten waren es die ihn zuerst bekannt machten, ein Band Gedichte der unter andern eine Uebersetzung der Eklogen Virgils enthielt, erschien in London im Jahr 1761. Als ihm die Professur der Philosophie in *Aberdeen* ertheilt ward, war er in diesem Felde so unbewandert,

1) *Account of the life and writings of James Beattie by Sir W. Forbes. Edinb.* 1806. — *Biographie universelle.*

p. 26.) dieser vernimmt die Wahrheit instinctartig (*ibid. p.* 26.). Dieser gemeine Menschenverstand ist daher der höchste Richter hinsichtlich der Wahrheit und ihm alles Raisonnement unterzuordnen (*ibid. p.* 31.). Er geht dann (*Chapt. II.*) dazu über, nachzuweisen, dass alles Wissen auf gewissen unbewiesenen Axiomen beruhe, so die mathematische, so auch die Sinnen-Erkenntniss, weil ihr Axiom ist, dass der Empfindung ein Gegenstand correspondire. Dasselbe gelte von dem was wir durch Erinnerung wissen, dasselbe von allem Raisonnement wo der Causalitätsbegriff angewandt werde, ein Begriff der nur ein unbeweisbares Princip des gesunden Menschenverstandes sey. Dasselbe geschehe wo wir mit Wahrscheinlichkeit, dasselbe endlich wo wir nach der Analogie etwas erwarten. Setzt man voraus, dass die Aussagen des *common sense* unrichtig seyen, so schliesst er dies Capitel, so gibt es kein Wissen, keine Wahrheit, keine Tugend (*p.* 91.). Der zweite Theil (*p.* 99—242.) welcher den ersten erläutern und durch die Praxis allen Verständigen plausibel machen soll, versucht zuerst ein Mittel anzugeben wodurch man die Principien des *common sense* von allgemein herrschenden Vorurtheilen unterscheiden könne. Er sieht dabei zuerst darauf hin, was man als Criterium dafür ansehe, dass einer Sinneswahrnehmung ein wirkliches Object entspreche? als solches findet er: Uebereinstimmung Aller — und macht davon die Anwendung auf seinen Gegenstand. Der dritte Theil sucht schliesslich (*p.* 243—346.) Einwände zu beseitigen und eine

Entschuldigung wegen des oft gereizten Tons in dem Werke zu geben. — Von grösserer Bedeutung eigentlich als das eben angeführte Werk, sind einige kleinere Aufsätze, welche unter dem Titel *Dissertations moral and critical* im Jahre 1783 in London erschienen. Dies gilt besonders von der Abhandlung *on memory and imagination.* Wie schon Reid darauf hingewiesen hatte, dass der Unterschied zwischen einer Erinnerung und einer Einbildung nicht nur ein gradueller sey, sondern jene das Bewusstseyn eines wirklich Gewesenen enthalte, so hebt auch *Beattie* dies hervor. Er geht dann aber in die Betrachtung des Gedächtnisses näher ein, indem er, an Aristoteles sich anschliessend, passives und actives Gedächtniss (*remembrance* und *recollection*) unterscheidet, und gute, namentlich praktische, Bemerkungen darüber gibt. Viel ausführlicher verbreitet er sich dann über die Einbildungskraft. Sie ist ihm eben sowol das Vermögen der reinen Apprehension, die auf Existenz und Nicht-Existenz gar keine Rücksicht nimmt, als auch das Vermögen Vorstellungen zu combiniren. Die Combination nun der Vorstellungen, die sogenannte Association der Ideen, welche den Haupt-Inhalt dieses Aufsatzes ausmacht, sucht Beattie auf gewisse Gesetze zurückzuführen, sagt aber selbst, dass dieselben nicht ausreichen. Zu den drei Verhältnissen welche schon Aristoteles als den Uebergang zu andern Vorstellungen vermittelnd angeführt hatte (Aehnlichkeit, Gegensatz, Nähe), fügt Beattie zwei hinzu, oder richtiger er unterscheidet in dem

dennoch zu den eben erwähnten als der Vierte genannt werden muss, weil er ganz ihren Standpunkt einnimmt, und sich von spätern Ansichten nicht hat tangiren lassen. Es ist

4. Stewart.

Dugald Stewart wurde am 22. Novbr 1753 zu Edinburgh geboren und erhielt hier und in Glasgow seine wissenschaftliche Bildung. Schon im J. 1772 ward er Stellvertreter und 1785 Nachfolger seines Vaters, der Professor der Mathematik war. Nach *Fergusons* Abgang übernahm er die Professur der Moralphilosophie und las seit 1800 auch Staatsrecht. Später zog er sich auf ein Landgut nach *Kinneilhouse* zurück, und starb, nachdem er schon 1822 einen Schlaganfall gehabt hatte, am 11. Juni 1828. Von seinen Schriften sind besonders zu merken: *Elements of the philosophy of the human mind* (*Edinb.* 1792. 2 *Vol.*). *Outlines of the moral philosophy* (*Edinb.* 1793.). *Philosophical essays* (*Edinb.* 1810—18.). Einige seiner Abhandlungen über Geschichte der Philosophie, für die Supplementbände der *Encyclopaedia Britannica* bestimmt, sind von *Buchon* ins Französische übersetzt und in Paris 1822—24 unter dem Titel: *Histoire abrégée des sciences métaphysiques, morales et politiques depuis la renaissance des lettres* herausgekommen.

Dugald Stewart ist ohne Zweifel nächst Reid der Bedeutendste unter den Schottischen Psychologen. Als eine äussere Anerkenntniss dieses Verhältnisses

kann angeführt werden, dass wie Reid durch *Royer Collard*, so er durch *Jouffroy* und *Prevost* der französischen Nation bekannt gemacht wurde, und dass beide die Richtung der neuesten französischen Philosophie hervorbringen halfen, die unter dem Namen der eklektischen Schule sich geltend gemacht hat. *Stewart* schliesst sich mehr an Reid an, als Beattie und Oswald. (Als ein Zeichen ihrer innigen Verbindung erscheint der Umstand, dass Jeder dem Anderen sein Hauptwerk gewidmet hat.) Dies thut aber der Originalität seines Denkens nicht Abbruch, und seine Werke enthalten einen grösseren Gedankenreichthum als die ihrigen. Es wird hier genügen, die Punkte hervorzuheben, in welchen Stewart was Reid gesagt hatte, näher bestimmt, so wie die, in denen er von ihm abweicht. Das Erstere ist sogleich der Fall, wo er den Begriff des Bewusstseyns feststellt; eben so wie Reid, erklärt er dasselbe nur als die Wahrnehmung eigener Zustände. Er macht aber mit dieser Definition mehr Ernst, indem er — Aehnliches hatte schon Oswald gesagt — daraus folgert, dass die eigne Existenz darum eigentlich nicht mehr Gegenstand des *consciousness* sey, sondern sich auf das letztere nur gründe. Diese Unterscheidung lässt ihn daher in dem berühmten *Cogito ergo sum* des *Des Cartes*, welches namentlich in der Schule Reid's sehr verlacht ward, als ein Versuch die eigne Existenz zu demonstriren, mehr Wahrheit anerkennen als gewöhnlich geschieht. Das Verhältniss ist dies, dass sich an die Wahr-

mend. Dasselbe gelte auch von dem Begriff der Zeit. (Es geht übrigens aus seinem Werk deutlich hervor, dass die Einwände Kant's gegen die Objectivität des Raums und der Zeit diese Distinction machen liessen.) Ein Zweites, was er an Reid rügt ist dies, dass er zwar richtig behaupte, an die Empfindung schliesse sich unmittelbar der Glaube von einem Gegenstande an, als der Ursache jener Empfindung, dass er aber nicht erkläre wie wir dazu kommen diesen Gegenstand als für sich, unabhängig von unserer Empfindung zu denken. Mit andern Worten: Was bringt uns dazu von dem Gegenstande durch den wir doch nur itzt empfinden, zu glauben er habe schon früher existirt und werde fortexistiren, wenn unsere Empfindung auch aufgehört haben sollte? Dieser Glaube ist nun nach Stewart nur die Anwendung des zwölften (des inductiven) Princips, welches uns überhaupt und also auch in diesem Fall glauben macht, dass Aehnliches wie itzt, auch später seyn werde. (Stewart scheint sich auf diese Reduction etwas zu Gute zu thun und nennt sie eine mit Reid's Lehre verträgliche Verallgemeinerung, durch welche man deutlicher, und ohne ein neues Axiom zu Hülfe zu rufen, einen so schwierigen Punkt erledige.) Wie Reid geht Stewart von den Sinnes-Empfindungen zum Gedächtniss über. Wie Jenem ist auch ihm das Gedächtniss Besitz eines objectiv Gewussten, wie dort so auch hier lässt nur das Gedächtniss uns als mit uns selbst identische Person uns wissen u. s. w. Der Uebergang von dem Gedächtniss zur Vorstellung zeigt wieder, wie

Stewart eine genauere Zergliederung der Geistesfunctionen vornimmt. Bei Reid, und eben so bei Beattie, waren die Begriffe Vorstellung *(conceiving)* und Einbildungskraft *(imagining, fancy)* nicht von einander gesondert, diese Sonderung nimmt nun Stewart vor. Nach ihm besteht die Vorstellung (*conception*) darin, dass wir den Gegenstand unserer Anschauung aus seiner Zeit und seinem Raum herausheben, — daher sagt er, dass die Vorstellung keine Zeit involvire wie die Erinnerung —, oder auch, dass wir uns einen Begriff davon machen, so dass aber das Combiniren zu neuen Vorstellungen davon ausgeschlossen ist. Vermittelst der Abstraction ist der Geist fähig einzelne Momente einer Vorstellung für sich festzuhalten. Sie ist es, zugleich, wodurch wir das Einzelne, denn nur solches gibt uns die Perception, in Classen bringen und verallgemeinern. Sie ist es, welche allein eine Bezeichnung mit Worten möglich macht. Werden die durch Abstraction gesonderten Momente durch die Thätigkeit des Geistes wieder mit einander beliebig verbunden so entsteht das was Stewart Einbildungskraft (*imagination*) nennt. Sie setzt daher die Abstraction voraus, und ist productiv, poetisch, schöpferisch. Der Unterschied, den er zwischen Einbildungskraft *(imagination)* und Phantasie *(fancy)* macht, bezieht sich darauf, dass jene mehr bewusst schafft, diese mehr unbewusst combinirt. Verwandt mit der Thätigkeit der Einbildungskraft, aber, weil unwillkührlich, nicht mit ihr zu verwechseln sondern der

Das Resultat ist, dass der *common sense* das Daseyn einer Gottheit lehre und die Pflicht ihr zu dienen. Die Pflichten gegen den Nächsten (*Outl. p.* 242—271.) werden auf die drei des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit zurückgeführt. Zu allen dreien verpflichtet uns unsere Natur. Stewart weist, wie schon früher Reid, darauf hin, dass das *principle of veracity*, welches sich in allen Menschen findet ein Correlat sey zu dem *principle of credulity*. Endlich die Pflichten gegen uns selbst betreffend (*p.* 272—314.), so wird hier der Begriff der Glückseligkeit erörtert, und gegen Hutcheson gezeigt, dass das Suchen der eignen Glückseligkeit durchaus nicht ohne moralischen Werth, sondern vielmehr Pflicht sey. Auch hier soll übrigens der moralische Sinn oder das Gewissen allendlich über Recht und Unrecht entscheiden. —

§. 27.

Uebergang zur deutschen Aufklärung.

Nach der bisherigen Entwicklung der Wissenschaft bedarf es, um die eingeschlagene Richtung bis an ihr Ziel durchzuführen, keiner neuen schulmässigen Bearbeitung derselben. Die darum eine solche versuchen, indem sie gegen das herrschende System auftreten, bringen es, auch wenn ihnen bedeutender Scharf-

sinn zu Gebote steht, weder zu einem System noch auch zu einer nachhaltigen Wirkung. Anders verhält sichs mit denen, welche, indem sie die Resultate der Philosophie in das allgemeine Bewusstseyn einführen, einem Bedürfniss der Zeit entsprechen und Väter der deutschen Bildung werden. Sie sind, als solche, der Mehrzahl nach nicht Philosophen von Fach, ja, nach dem Maassstabe strenger Wissenschaft, nicht einmal consequente Denker. Dennoch wirken sie mehr als jene. — Dem Begriff der Bildung gemäss hat eigentliches Interesse nur das betrachtende Subject. Seine Zustände zu beobachten, und ihm als diesem Einzelnen die Absolutheit (Ewigkeit) zu sichern wird hier die Hauptaufgabe. Alle Objectivität kommt nur in Betracht sofern sie auf das Subject bezogen ist, und so wird anstatt der Wahrheit die Gewissheit, anstatt der objectiven Beschaffenheit der Dinge die Nützlichkeit derselben die Weltweisen oder die Aufgeklärten beschäftigen.

eklektischen, (d. h. gar keinem) System, indem sie theils ältere, schon widerlegte, Ansichten wieder erneuern, theils solche geltend machen, die wirkliche Schwächen an dem bekämpften System aufweisen. Dadurch verschaffen sie zwar für den Augenblick sich Anhang, aber eben weil dies heterogene Elemente sind, kann ihr Ansehn nicht lange dauern, und ihr Einfluss hat am Ende theils dazu gedient, dass das angegriffene System sich nicht unbesorgter Sicherheit hingab, sondern was sich an Gründen auffinden lässt zu seiner Vertheidigung aufbot, theils, wo sie es wirklich erschüttert haben, haben sie nicht für sich gearbeitet, sondern für eine Nachwelt die, indem sie aus den Trümmern des letzten Systems eine neue Welt baut, derer vergisst die es zertrümmern halfen. Dies ist die Bedeutung der

Gegner der Wolff'schen Philosophie.

Man kann alle die, welche in dieser Zeit mit schulmässigen Waffen die Wolff'sche Philosophie zu bestreiten suchen, mit dem Namen der Eklektiker bezeichnen; haben sich doch die Bedeutendsten derselben selbst so genannt. Der Jenaische Theolog *Buddeus*, den man gewöhnlich hier anzuführen pflegt, ist in philosophischer Hinsicht von keinem

Belang, und für die Philosophie eigentlich nur dadurch wichtig geworden, dass Brucker, seit dem es eigentlich erst Darstellungen der Geschichte der Philosophie gibt, sein Schüler gewesen und durch ihn und Thomasius zu seinem Unternehmen angeregt ist. Bedeutender ist allerdings *Jean Pierre de Crousaz*, Professor der Philosophie und Mathematik in Lausanne, nachher in *Gröningen*, zuletzt Schwedischer Legationsrath und Gouverneur des Prinzen Friedrich von Hessen Cassel, welcher theils in polemischen theils in dogmatischen Schriften seine Lehre vorgetragen hat. Die erstern sind gegen die Wolff'sche Philosophie und gegen den Skepticismus gerichtet. Hieher gehören daher *Observations critiques sur l'abrégé de la logique de Mr. Wolff. Genève* 1744. 8., und sein: *Examen du Pyrrhonisme à la Haye* 1733. Fol., eine Schrift in der er auch die Charactere der Skeptiker, namentlich *Bayle's* verdächtigt. Ganz ohne entschieden hervortretende Tendenz ist seine Schrift: *La logique ou système des réflexions qui peuvent contribuer à la netteté et à l'étendue de nos connaissances. Amst.* 1712. 8. (*III. Ed. Amst.* 1725. *IV. Vol.* 8.). Dieses Werk enthält die Logik und Psychologie ganz mit einander verschmolzen, ja den grössten Theil (den ersten) füllen rein psychologische Untersuchungen über das Entstehen der Vorstellungen, ihre Deutlichkeit u. s. w. In seinen Demonstrationen beruft er sich sehr oft auf unser Gefühl oder auch auf den gemeinen Menschenverstand. Aesthetischen Inhalts ist seine Schrift

Traité du Beau, Amst. 1712. (*II. Ed.* 1724.), praktischen: *Traité de l'éducation des enfans à la Haye* 1722. Mehr in das Metaphysische geht: *De mente humana etc. Groning.* 1726. 4., eine Dissertation die später weiter auseinander gesetzt worden ist, in der Schrift: *De l'esprit humain. Basel.* 1741. 8., einem Werk worin er sehr gegen die prästabilirte Harmonie, und ihre Vertheidiger Wolff und Bilfinger mehr declamirt als beweist. Er nimmt einen wirklichen *influxus* an, indem er aber auf die Einfachheit der Seele hält, dabei ausdrücklich hervorhebt, beide könnten sich nicht berühren, dann wieder durch Bilder im Gehirn die Vorstellungen bedingt seyn lässt u. s. w., verwickelt er sich durch das Verschmelzen von Behauptungen die ganz verschiedenen Ursprungs sind, in Widersprüche. Am meisten hat *Crousaz* dadurch gewirkt, dass, indem er französisch schrieb und diese Gegenstände mit einer gewissen Eleganz bearbeitete, dieselben auch im grössern gebildeten Kreise ein Interesse erhielten, wie er denn auch selbst die Absicht ausspricht, die Gegenstände der Logik geniessbarer und interessanter zu machen.

Ohne allen Vergleich wichtiger ist nun für die Philosophie der Anstoss geworden, welchen

Andreas Rüdiger

Vielen seiner Zeitgenossen gegeben hat. Dieser merkwürdige Mann, der, 1673 zu Rochlitz geboren, in Halle, besonders von Chr. Thomasius unterstützt, Theologie studirte, dann im J. 1697 in Leipzig zum

juristischen Studium überging, endlich auch dieses verliess und abwechselnd in Halle und Leipzig als praktischer Arzt und Professor der Philosophie mit grossem Beifall wirkte, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, die letzten Jahre (er starb 1731) nur als Schriftsteller zu arbeiten, zeigt in seinen wissenschaftlichen Sachen dieselbe Unruhe, wie in seinem Leben. Jede neue Auflage eines Werks gibt beinah ein neues Lehrgebäude. Dieses gilt besonders von dem Werk [1]), in welchem er sein ganzes System im Grundriss niedergelegt hat, das in verschiedenen Auflagen sogar verschiedene Titel erhalten hat. Die Art, wie er das ganze Gebiet des Wissens eintheilt ist diese: Da die Philosophie, als Erkenntniss der Wahrheit, theils die Natur betrachtet, theils ihren Schöpfer, den letztern aber um sowol seine Gesetze als auch seine Absichten kennen zu lernen, so zerfällt sie in drei Theile, der erste, der es mit der Betrachtung der Wahrheit zu thun hat, wird von ihm *Sapientia* überschrieben. Der Gegenstand derselben ist die grosse und die kleine Welt, so dass hierher die Physik und Logik fallen. Der zweite Theil, welcher die Gerechtigkeit *(justitia)* betrifft, welche Gott von uns fordert ist theils die Lehre von seinem Wesen, d. h. Metaphysik, oder von unsern Verbindlichkeiten, d. h. Naturrecht. Endlich der dritte

1) *Philosophia synthetica etc. methodo mathematicae aemula comprehensa etc. Lips.* 1707. 8. Später: *Institutiones eruditionis.* 1711. 8. *Ed. emend.* 1717.

Theil lehrt uns wie wir den göttlichen Absichten gemäss handeln und das Gute vor dem Bösen erwählen sollen, und ist Ethik. (§. 1—7.) In seiner Logik ist ein Hauptpunkt, auf den er besonders oft zurückkommt, und der auch den Haupt-Inhalt eines besondern Werks [2]) ausmacht, der Unterschied zwischen der mathematischen und philosophischen Erkenntniss. Diesen Unterschied fixirt er so, dass die Mathematik es mit blossen Möglichkeiten zu thun habe, dagegen die Philosophie mit dem Wirklichen. Darum tadelt er den *Des Cartes* sehr streng gerade darüber, was dieser sich zum Ruhm angerechnet hatte, dass seine Principien so (allgemein) seyen, dass daraus auch wohl eine andere als die wirkliche Welt abgeleitet werden könne. Darum legt er ein so grosses Gewicht auf die Behauptung, die auch der Gegenstand seiner ersten Arbeit [3]) ist, dass die philosophische Erkenntniss immer mit auf Erfahrung und Empfindung sich basiren müsse, und dass darum die letztere das eigentliche Criterium der Wahrheit bilde (*Phil. synth. p.* 11.). Wer dies verkennt, der wird in mannigfaltige Irrthümer fallen indem er, wie die Mathematik mit Recht, so er mit Unrecht, auch in der Philosophie ohne auf Empfindung und Wahrnehmung sich zu stützen rein aus Vernunftaxiomen Alles ableiten will (*Phys. p.* 14.). Darum

2) *De sensu veri et falsi. Libb. IV. Hal.* 1709. 8. *Ed. II. Lips.* 1722. 4.

3) *Disp. de eo quod omnes ideae oriantur a sensione. Lips.* 1704.

ist metaphysische, wirkliche, Wahrheit nur wo Uebereinstimmung eines Gedankens mit einer Empfindung Statt findet, dagegen logische Wahrheit wo zwei Ideen übereinstimmen (*Phil. synth. p.* 32.). Die Philosophie hat es mit Wahrheiten der erstern Art zu thun, daher nicht mit dem nur Denkbaren. Hiermit hängt nun zusammen, dass wenn man die Philosophie mit der Mathematik identificirt, man ganz darauf verzichtet, auch das Wahrscheinliche zu betrachten, damit aber auch eigentlich auf alle Physik, die grossentheils nur solches enthält (*Ibid. p.* 19. 29.). Mit dem Begriff der Wahrscheinlichkeit hat sich daher Rüdiger in seiner Logik sehr viel beschäftigt. Als allgemeines Criterium derselben gibt er die Uebereinstimmung der Sinnes-Empfindungen an (*Phil. synth. p.* 66.), und hebt immer hervor, dass sie von der blossen Möglichkeit unterschieden werden müsse; übrigens gibt er dann noch eine ausführliche Erörterung über die historische, hermeneutische u. a. Wahrscheinlichkeit. Mit der Verwechslung der mathematischen und philosophischen Methode soll es dann auch zusammenhängen, dass die Philosophie meistens nach (noch dazu falscher) analytischer Methode abgehandelt worden sey, während die synthetische Methode vorzuziehn sey. — Origineller tritt Rüdiger auf in dem zweiten Abschnitt des ersten Theils der Philosophie, der Physik. Er hat derselben ein besonderes sehr ausführliches Werk [4]) gewidmet

---

4) *Physica divina, recta via eademque inter superstitionem et*

widmet, die er deswegen als „göttliche Physik“ bezeichnet, weil nach seiner Ansicht die herrschende mechanische Physik zum Atheismus führen könne, ja müsse. Er gibt darin bei jedem Abschnitt eine Kritik der Peripatetischen, Gassendischen und Cartesianischen Ansicht, dann seine eigne, endlich einen Nachweis wie diese dem Aberglauben und dem Atheismus entgegentrete und welchen praktischen Nutzen sie für die Medicin habe. Das Wichtigste aus diesem zum Theil sehr seltsamen Buche ist Folgendes: Das erste Princip aller natürlichen Dinge ist die von Gott geschaffene Materie (*materia prima*), deren Wesen in der Ausdehnung besteht (*p.* 97.). Ausser Gott ist Alles ausgedehnt oder materiell (*p.* 86.). Einige der materiellen Dinge sind körperlich, die andern sind Geister. Bei jenen erstern kommt zu der Ausdehnung noch die Elasticität hinzu, d. h. es vereinigt sich in ihm ein contractives und ein expansives Princip, die im Körper ein Gleichgewicht bilden (*Phil. synth. p.* 93.); er bezeichnet diese beiden Principien wohl auch als expandirende und contractive Bewegungen oder auch als solche Kräfte (*Phys. div. p.* 119.). Da diese beiden Bewegungen sich entgegengesetzt sind, so folgt daraus, dass sie verschiedene Substanzen zu ihrer Ursache haben, und dass jeder Körper aus zwei verschiedenen Substanzen besteht, da ferner eine feine Materie aus der Sonne

---

atheismum media ad utramque hominis felicitatem ducens. Francof. ad Moen. 1716. 4.

den Körper formt. (Obgleich Rüdiger erklärt er lasse es unentschieden ob es eine Weltseele gebe, so entfällt ihm doch einmal die Aeusserung, dass mit der Erzeugung der Körper an der Weltseele Theil zu nehmen anfange.) Hinsichtlich seiner praktischen Philosophie ist nur zu erwähnen, dass er alle Pflichten aus dem Gehorsam gegen Gott abzuleiten sucht, und dass daher dem System derselben die natürliche Theologie (Metaphysik) vorausgeschickt ist. Obgleich er selbst die grosse Bedeutung getadelt hatte, die man der Ontologie beilege, so hat er sich doch nicht enthalten können eine Menge ontologischer Bestimmungen mit hineinzunehmen. Uebrigens hat Rüdiger noch gegen Ende seines Lebens versucht, seiner Lehre wieder eine andere Gestalt zu geben, in einer Schrift [5]), welche mehr als die andern auf Wolff Rücksicht nimmt.

Vielleicht war es die rastlose Mühe, die er im steten Umarbeiten zeigte, die ihn mit zu einem so glücklichen Lehrer machte, wenigstens haben sehr Viele dankbar erkannt von ihm die erste wissenschaftliche Anregung empfangen zu haben. Es sind hier zu nennen Aug. Fr. Müller, Professor des Aristotelischen Organon zu Leipzig, Adolph Friedr. Hoffmann zu Halle. Keiner aber hat mehr Ruhm erworben als ein Mann der nicht mehr durch Rüdigers, sondern durch Hoffmanns Vorträge mit der Lehre des erstern bekannt, und für sie gewonnen wurde, nämlich

---

5) *Philosophia pragmatica. Lips.* 1723.

Crusius.

Christian August Crusius, 1712 zu *Leune* bei *Merseburg* geboren, 1776 als erster Professor und Senior der Theologischen Facultät zu Leipzig und Canonicus zu Meissen gestorben, hat als Verfasser einer grossen Anzahl theologischer und philosophischer *) Werke, meist in deutscher Sprache, ein grosses Publicum gefunden.

Zu dem, freilich vorübergehenden, Ruhm welchen Crusius durch seine Philosophie erwarb, trug ausserdem, dass von vielen Seiten Alles willkommen geheissen ward, was einen Schutz gegen das Wolff'sche System versprach, noch ein anderer Umstand bei, der uns eben berechtigt, ihn als einen von denen zu bezeichnen, der als Repräsentant der Aufklärung, d. h. der Popularphilosophie dasteht. Es war dies das Bestreben, seine Philosophie mit den allgemein herrschenden Vorstellungen, mochten sie nun religiöse, mochten sie andere seyn, in Einklang zu setzen. Darum seine ausdrückliche Erklärung (Metaph. Vorr.

---

*) *Diss. de corruptelis intellectus a voluntate pendentibus.* 1740.
Diss. philosophica de appetitibus insitis voluntatis humanae. 1742.

Diss. philosophica de usu et limitibus principii determinantis, vulgo sufficientis. 1743. Alle drei nachher in *Opusc. philosophico-theologic.* *Lps.* 1750.

Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten u. s. w. (*Metaphysica*). Lpz. 1745. 2te Aufl. 1753.

Anweisung, vernünftig zu leben (Prakt. Philosophie). Lpz. 1744. 2te Aufl. 1751.

Weg zur Gewissheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniss (Logik). Lpz. 1747. 2te Aufl. 1762.

zur 2ten Aufl.), dass er eine Philosophie geben wolle die eben so dem „*sensui communi* wie der christlichen Religion" zugethan sey. Darum spricht er es entschieden aus, dass die gelehrte Erkenntniss von der gewöhnlichen nur quantitativ verschieden sey, (Log. §. 22.) „*logice* besser, welches geschieht wenn sie gründlich und scharfsinnig ist". Eben so sagt er (ebendas. §. 33.): „Aus der göttlichen Offenbarung und der wahren Philosophie zusammen genommen, wenn man sie verbindet und gegen einander hält, entstehet die edelste und bestimmtere Erkenntniss von der Welt" u. s. f. — Je mehr es darum Crusius bei allen Punkten Ernst ist, seine Uebereinstimmung mit dem System der damaligen Orthodoxie in Einklang zu bringen, um so mehr muss ihn natürlich ein System anwidern, wie das Wolff'sche, dessen Character ein abstracter Rationalismus war (s. *p.* 278.). Daher stellt sich Crusius sogleich in Gegensatz gegen dasselbe, indem er, nachdem die Philosophie definirt war (Log. §. 1.) als „Inbegriff derjenigen Erkenntniss, welche mit solchen Vernunftwahrheiten zu thun hat, deren Object beständig fortdauert", nun die eigentliche Philosophie von der Mathematik aufs strengste sondert, und als hauptsächlichen Unterschied dies angibt (Log. §. 579.), dass die mathematische Methode „die Definitionen nicht erweist, sondern als möglich postulirt, und allenfalls ihre Möglichkeit vertheidigt. Diese hypothetische Realität (blosse Möglichkeit) sey die Realität, die sie (die Mathematik) suche". Weil

erkenne warum etwas sey, eben so gut die *causa efficiens* oder den Realgrund, als auch die *ratio cognoscendi* oder den Idealgrund, endlich sogar den Zweck verstehn (*De limit.* §. 16.), und die Ausflucht, dass man hier eben Alles dies zumal verstehen solle, oder dass hier *ratio* genommen sey als der Grund dessen verschiedene Arten der Realgrund und Idealgrund seyen, lässt er nicht gelten, weil dies einer von den Allgemeinbegriffen sey, der nicht auf gleiche Weise von diesen verschiedenen Arten prädicirt werde (*ibid.* §. 18.). Dieselbe Zweideutigkeit habe der Ausdruck *sufficiens*, der den Meisten sehr unverfänglich erscheine, in der That aber eben sowol den ausreichenden Grund, als einen hinreichenden Zweck bezeichnen könne. Gehe man auf den eigentlichen Sinn dieses Satzes bei Leibnitz und Wolff ein, so werde man dies Princip besser und angemessener *principium rationis determinantis* nennen, indem man unter *determinare* verstehen müsse: *non nisi unicum modum existendi ponere.* Er zeigt sehr treffend, dass namentlich Wolff gar Nichts dagegen haben dürfe, da er ja ausdrücklich gesagt habe, das Determinirende oder das, wodurch Etwas gerade dieses Etwas sey, sey sein zureichender Grund (s. oben *p.* 292.), und dass dies der Sinn auch bei Leibnitz sey (*ibid.* §. 3.), welcher die Ansicht habe, dass wenn der zureichende Grund gesetzt sey, die Folge gerade nur so wie sie ist, hervorgehn könne. Nimmt man aber den Satz des zureichenden Grundes so, so dürfe ihm durchaus keine unbeschränkte Gül-

igkeit zugeschrieben werden. Bei näherer Betrachtung ergebe sich nämlich, dass in diesem Satz: Jedes habe seine *ratio determinans*, eine Menge von Sätzen enthalten seyen — Crusius findet durch eine genaue Analyse ihrer zehn — von denen zwar die meisten richtig seyen, einer aber auch nicht. Dieser letztere ist nämlich, dass auch jedes thätige Wesen in seiner Thätigkeit durch eine determinirende Ursache getrieben werde (*ibid.* §. 41.), dieser Satz führe zum Fatalismus und hebe alle Moralität auf. Leibnitz selbst sey auch hinsichtlich dieser Folgerung viel ehrlicher als seine Anhänger, oder habe weiter gesehn. Die Religion aber, und das Bewusstseyn lehren einen jeden Menschen, dass sein Wille indeterminirt, und er im Stande sey unter zwei Gleichgültigen Eines zu wählen. — Die Vertheidiger der *ratio determinans* könnten aber auch die Richtigkeit ihres Satzes nicht darthun. Leibnitz selbst versuche gar keinen Beweis, Wolff gebe zwar einen, dieser sey aber (wie Crusius auch sehr treffend nachweist) eine reine *petitio principii*. Ja das ganze Unternehmen, den Satz des zureichenden Grundes aus dem Satze des Widerspruchs abzuleiten (s. oben *p.* 290.) sey eine Widersinnigkeit, da in dem Satz der Identität die sich identisch Gesetzten gleichzeitig gedacht werden, aus einem Verhältniss der Gleichzeitigkeit aber nichts über ein Verhältniss der Folge gefolgert werden könne (*ibid.* §. 14.).

Nach dieser Kritik des Leibnitz-Wolff'schen Princips sucht nun Crusius seine Ansicht zu ent-

wickeln: Ist gleich die Wahrheit die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Gegenständlichen, so muss doch das Kriterium der Wahrheit oder das Zeichen derselben in dem erkennenden Geiste enthalten seyn. Dieses findet nun Crusius in der Denkbarkeit und spricht daher als Fundamentalgesetz aus: Was nicht als falsch zu denken ist, ist wahr, was gar nicht zu denken ist, ist falsch (*De limit.* §. 17.). Die Denkbarkeit nennt er auch wohl Kennzeichen eines möglichen Dinges (Metaph. §. 12.). Aus der Analyse dieses Satzes ergeben sich nun folgende drei Principien aller Erkenntniss: 1. Nichts kann zugleich seyn und nicht seyn, d. h. der Satz des Widerspruchs. 2. Was sich nicht ohne einander denken lässt, das kann auch nicht ohne einander seyn, d. h. der Satz des nicht zu trennenden (*princ. inseparabilium*), endlich: 3. Was sich nicht mit und neben einander denken lässt, das kann auch nicht mit und neben einander seyn, d. h. der Satz des nicht zu Verbindenden (*princ. inconjungibilium*) (Metaph. §. 15.). Aus diesen drei Grundsätzen lassen sich nun alle übrigen, namentlich auch die im Satz des determinirenden Grundes enthaltenen richtigen, ableiten. Unter diesen sind es besonders zwei deren sich Crusius sehr oft bedient, erstlich der „Satz der zureichenden Ursache, nach welchem jedes Ding das vorjetzo ist und vorhero nicht war, seinen Ursprung von der wirkenden Kraft eines andern Dinges hat, welches die wirkende Ursache desselben heisst“ (Met. §. 31.), (den er aber darin von dem Leibnitz'schen

Satz unterscheidet, dass die wirkende Ursache wohl auch Anderes als gerade dieses Ding wirken könnte), zweitens „dass dasjenige dessen Nichtseyn sich denken lasse auch wirklich einmal nicht gewesen sey, welches man den Satz von der Zufälligkeit nennen kann“ (Met. §. 33.). —

Unter den ontologischen Bestimmungen welche Crusius durch stets angebrachte Distinctionen deren sich ein Scholastiker nicht zu schämen brauchte, die aber oft auch mehr sind als blosse Spitzfindigkeiten, ist besonders wichtig, wegen der Folgerungen die daraus gezogen werden, der Begriff der Existenz. Existenz ist nämlich bei ihm „dasjenige Prädicat eines Dinges, vermöge dessen es auch ausserhalb der Gedanken irgendwo und zu irgend einer Zeit anzutreffen ist“. Das Complement der Möglichkeit von dem Viele sprechen, oder das was zum Gedanken hinzukomme, damit er existire, sey eben, dass sich von ihm auch ein *ubi* oder *quando* bejahen lasse (Metaph. §. 46.). Indem so die Räumlichkeit und Zeitlichkeit in die Definition der Existenz aufgenommen ist, ist der Begriff eines unräumlichen Existirenden ausgeschlossen. Alles was existirt, existirt im Raum und in der Zeit. Daher definirt er den Raum und die Zeit als ein Abstractum der Existenz, oder auch „ein an der Existenz aller Dinge zu abstrahirender Umstand“ (ebendas. §. 51.). Daher existirt auch Gott im Raum, und der unendliche Raum ist weder eine unendliche Substanz, noch eine „anklebende Eigenschaft“, er ist auch „kein ab-

gesondertes Ding, er ist auch nicht Gott, sondern er ist ein an der Existenz bloss durch den Verstand zu unterscheidendes Abstractum. (Einmal sagt Crusius um dies deutlich zu machen: „So wenig man den Verstand Gottes vor ein besonderes, Gott gleich ewiges Ding anrechnen kann, so wenig darf man auch den unendlichen Raum darin Gott ist, davor ausgeben. Es ist nur dieser Unterschied dabei, dass der Verstand ein Abstractum des Wesens, der Raum aber ein Abstractum der Existenz ist" [Met. §. 251.]). Es gibt also auch keinen ganz und gar leeren Raum. — Wo keine Geschöpfe sind da ist doch Gott, welcher überall ist". Ganz dasselbe gilt von der Zeit; die unendliche Dauer ist ein Abstractum (Moment können wir sagen) der göttlichen Existenz. Gott erfüllt also allen Raum und alle Zeit. Es findet aber ein grosser Unterschied Statt zwischen der Art wie Gott, und wie die endlichen Dinge den Raum erfüllen. Gott erfüllt nämlich allen Raum so, dass auf eine uns unbegreifliche Weise wo er ist, sich auch Dinge finden können, die ihn also, oder die Er, durchdringt (§. 250.). Dagegen die endlichen Wesen die jeder nur einen Raum einnehmen sind absolut undurchdringlich gegen einander (§. 364.). Ueberhaupt sind die Principien (Möglichkeiten) der Existenz eines Dinges: Kraft, (wodurch es ist) Raum und Zeit (worin es ist). Jene wird dann wohl auch als wirksame die beiden letzteren als unwirksame Möglichkeiten bezeichnet. In allen drei Beziehungen dependirt jedes endliche Ding von Gott, „denn wäre

nicht Gott als die erste nothwendig existirende Substanz, so wäre nicht nur keine Kraft da, wodurch die andern zur Existenz kommen konnten, sondern auch weder ein irgendwo noch irgend einmal" (§. 59.).

Die natürliche Theologie bei Crusius enthält ausser einer scharfsinnigen Widerlegung des ontologischen Arguments bei Wolff, in welchem er nachweist, dass die Existenz im Gedanken mit der ausserhalb des Gedankens verwechselt werde (§. 235.), wenig Bemerkenswerthes. Wichtiger, weil eigenthümlicher, tritt dagegen seine Kosmologie hervor, die fast in allen Punkten der Wolff'schen entgegengesetzt ist. Gleich schon darin, dass ihm die Welt ihrem Umfange nach endlich ist (§. 353.), — (wie denn überhaupt die Furcht vor dem Unendlichen bei ihm so gross ist, dass er selbst die Hyperbel mit ihrer Asymptote endlich doch will zusammenfallen lassen) — und dass er sich dieselbe von einem leeren, d. h. nur von Gott erfüllten Raum umgeben denkt; dann erklärt er sich dagegen, dass man die Welt eine Maschine nenne, weil sie nicht nur aus materiellen Theilen besteht und weil die freien Geister darin eingreifen können (§. 382.), endlich aber weil ihm das Gegentheil zum Fatalismus zu führen scheint, ist er entschieden dagegen, dass man die existirende Welt als die beste bezeichne. Vielmehr enthalte der Begriff einer besten Welt einen Widerspruch, da in ihrem Begriff die Endlichkeit liege (§. 383.). Eben so zeigt er sich im Einzelnen als ein Widersacher Wolff's und Leibnitz's. Zwar

besteht auch ihm das Universum aus einfachen Substanzen, aber diese sind als räumlich zu fassen, und nicht wie die Monaden als mathematische Punkte (§. 115.); ferner kommt ihnen allen Bewegkraft zu vermittelst der sie wirklich auf einander einwirken, und deren Einwirkung sie vermöge ihrer Undurchdringlichkeit zu erleiden vermögen (§. 364.). Endlich sind sie nicht einartig, sondern wenn die Elemente überhaupt verschieden sind, so zerfallen sie auch noch in zwei Hauptclassen, indem die einen nur bewegende Kraft haben, während den andern auch Denken und Wollen zukommt. Die letztern sind die geistigen, die erstern die materiellen Wesen (§. 362.). Die Geister sind, wie alles Existirende, räumliche, wie alles Endliche, undurchdringliche Wesen, auf die deswegen von Aussen eingewirkt werden kann, und die wieder die Materie zu bewegen vermögen (§. 363.). Ausgedehnt indess kann man sie, wenn man darunter das versteht, wo wirklich verschiedene Theile ausser einander existiren, oder was aus wirklich verschiedenen Substanzen besteht, nicht nennen (§. 108.). Die ganze prästabilirte Harmonie ist deswegen eben so falsch, wie die Bewegungsgesetze, worauf sie beruht; weder erhält sich in der Welt stets dieselbe Summe der Actionen, noch auch die der agirenden Kräfte (§. 379.).

Dass in der Psychologie Crusius an die Stelle eines idealen einen realen Zusammenhang setzt, dass er einen Einfluss des Leibes und der Seele annimmt, folgt aus dem oben Gesagten von selbst. Durch diesen

Zusammenhang mit dem Leibe ist der Geist Seele, oder wie er sich ausdrückt, der Name Seele drückt etwas Relativisches, nämlich die Verbindung mit dem Körper aus (§. 434.). Interessant ist dabei seine Stellung zur Unsterblichkeitslehre. Er sieht nämlich ein, dass aus der Einfachheit der Seele wohl ihre Unverweslichkeit zu folgern ist (§. 474.), indess ist davon die Unsterblichkeit unterschieden und es entsteht immer die Frage ob nicht durch die Vernichtung des Leibes alles Bewusstseyn auf immer aufhören muss. Sehr scharfsinnig bemerkt er, dass die Harmonisten eigentlich dies behaupten müssten, da ja die Seele nach Beschaffenheit ihres Körpers vorstellt. Nach seiner Ansicht gibt es keinen Beweis für die Unsterblichkeit, der aus dem Begriff der Seele gezogen werden könnte, vielmehr wird, was aber Aufgabe der Ethik ist, gezeigt werden müssen, dass es mit den Zwecken Gottes streiten würde, wenn er die menschliche Seele nicht erhielte oder ihm die Unsterblichkeit gäbe (§. 485.). Gewiss aber ist, dass wenn der Geist durch den Tod den Körper verliert, er dadurch entweder in einen unvollkommnern Zustand kommt, oder Gott ihn in eine andere Verknüpfung von Dingen setzen muss, als in diejenige darinnen er sich befand, da er noch den Körper hatte (§. 475.). Was das Wesen des Geistes betrifft, so stellt Crusius der Wolff'schen Deduction aller Seelenkräfte aus der Vorstellung die Behauptung entgegen, dass Denken und Wollen zwei verschiedene Wurzeln und das letztere nicht aus dem erstern ab-

zuleiten sey. (Ja in der Metaphysik, so wie der Logik wird sogar das theoretische Vermögen wieder als eine Vielheit gefasst. (Met. §. 444.) Diese Behauptung hat für ihn ein praktisches Interesse. Nach den Leibnitzianern war der Wille durch die Vorstellung eines Guts determinirt. Crusius um das *aequilibrium arbitrii* zu retten, erklärt diese Vorstellung für das Product von Erfahrungen die wir, nachdem wir gehandelt haben, machen, so dass das Wollen jenem Begriff vorausgeht (s. *De corruptelis intellectus etc.* §. 25.). Die erste Wurzel alles Wollens sind die primitiven Triebe, oder Grundbegierden die noch etwas Andres sind als Streben nach Vorstellungen (*ibid.* §. 8.). (Wenn er aber selbst wieder sagt, dass ein solcher Trieb Ideen voraussetze, so nähert er sich der Lehre Leibnitz's, nach welcher der Trieb auf verworrenen Vorstellungen beruht, mehr als er will (*ibid.* §. 28.).) Diese Triebe sind aber nicht so stark, dass sie das *aequilibrium arbitrii* aufheben könnten. Sie zerfallen in thierische und menschliche. Die Pflicht des Menschen ist die erstern den letztern unterzuordnen (*ibid.* §. 39. 70.). Geschieht dies, so sucht der Mensch seine wahre Glückseligkeit und Vollkommenheit. Das höchste Moralprincip aber ist das Gewissen, d. h. die Stimme Gottes in uns, vermittelst deren wir unsere Abhängigkeit von ihm erkennen. Was das Gewissen uns sagt ist, dass wir Gott gehorchen sollen, dies aber ist die höchste Pflicht, so dass der Gehorsam sogar über die Liebe gestellt werden muss.

Ihre eigentliche Bedeutung hat deswegen die Moral nur als Moraltheologie (*ibid.* §. 72. 73. 76.). In der ausführlichern Bearbeitung der Ethik (Anweisung vernünftig zu leben u. s. w. 2te Aufl. Lpz. 1751.) hat er zuerst die Thelematologie (§. 1—154.) abgehandelt, in der die Freiheit und die Grundbegierden betrachtet werden, dann die Ethik oder die Lehre von der tugendhaften Einrichtung des Gemüthes (§. 155—163.), ferner das Recht der Natur (§. 164—665.), endlich die Klugheitslehre (§. 666—789.).

Neben *Crusius* wird gewöhnlich noch *Joachim Georg Darjes* (1714—1772) angeführt, ein Eklektiker der als philosophischer und juristischer Docent in Jena ausserordentlichen Beifall hatte, und nachher als Geheimer Rath und Professor der Philosophie in Frankfurth an der Oder lehrte. Neben seinen Arbeiten über das Naturrecht und damit verwandte Gegenstände [1]) hat er auch logische Gegenstände behandelt [2]), und dabei sich besonders gegen die Wolff'sche Lehre vom zureichenden Grunde erklärt, die auch er als fatalistisch ansieht. Eben so bestreitet er, dass die einfachen Wesen unausgedehnt seyen, ferner die prästabilirte Harmonie und den

---

1) *Institutiones jurisprudentiae universalis.* *Jen.* 1745. 8.
Erste Gründe der philosophischen Sittenlehre. Jen. 1755.

2) *Introductio in artem inveniendi s. Logicam.* *Jen.* 1742. 8.
Elementa metaphysices. *Jen.* 1743—44. 2 *Voll.* 4.
Anmerkungen über einige Sätze der Wolff'schen Metaphysik. Frkf. u. Lpz. 1748. 4.
Philosophische Nebenstunden. Jen. 1749—1752.
Via ad veritatem. *Jen.* 1755 (sein Hauptwerk).

es, dass hier Männer auftreten die, indem sie kein rechtes Bewusstseyn haben über das was sie wollen und thun, inconsequent sind. Sie sind subjective Idealisten, d. h. ihnen gilt nur das einzelne Subject, aber sie sind es ohne es zu wissen; darum leugnen sie weder Gott noch die sinnliche Welt, aber factisch thun sie als leugneten sie dieselben, d. h. sie kümmern sich nicht um dieselbe. Wenn nun aber die wissenschaftliche Schärfe und Klarheit des Denkens den Namen der Tiefe gibt, so werden wir diejenigen, die ohne so viel Selbst-Erkenntniss über sich selbst zu haben, dass sie wüssten was ihr Standpunkt ist, nur sich selbst betrachten als gäbe es keine andern würdigen Gegenstände, mit dem Namen tiefer Denker nicht bezeichnen. Sie sind nach ihrem Begriff oberflächlich, weil sie nicht in die Tiefe der Consequenz hinabgestiegen sind. Dies aber was vom Standpunkt strenger Wissenschaft angesehn, ein Mangel ist, erscheint auf der andern Seite als ihre Stärke. Denn wenn (Th. I. Abth. 1. p. 21.) die Philosophie nur indem sie aus dem strengen Gewande der Schule in die allgemein herrschenden Vorstellungen übergeht, praktisch und der Keim zu neuer Entwicklung wird, so haben diese Männer gerade durch ihre Eigenthümlichkeit geholfen, das geistige Leben der

Nation umzugestalten. Die Veränderung die sie hervorgebracht haben, so wie die Aufgabe die ihnen gestellt war, ist am besten mit dem Worte zu bezeichnen, dass sie gebildete Männer waren und zu Gebildeten machten. Das Wesen aller Bildung besteht darin, dass das Subject in den Stand gesetzt wird, jeden gegebnen Stoff zu beherrschen, mit ihm zu spielen. Dies wird nur erreicht, wenn das Subject in sich selbst das Gefühl seiner Macht und Berechtigung, Allem gegenüber, erlangt hat. Darum sind die Männer die Väter unserer Bildung geworden, welche uns gelehrt haben uns selbst als das einzig Berechtigte, als die Hauptsache zu betrachten. Diese Männer, die man unter dem Namen der „Aufgeklärten" heut zu Tage verlacht, weil wir das zu geniessen gewöhnt sind, was sie erobert haben, spielen deswegen ganz die Rolle, welche die Sophisten in Griechenland gespielt haben. Sie lehren über Alles raisonniren, jedem eine Seite abgewinnen u. s. w.; je mehr darin das Subject seine Gewandtheit zeigt, und je weniger es sich von der Sache imponiren lässt, um so geistreicher ist es. Es hängt damit natürlich zusammen, dass Alles was sonst einen Werth und eine nicht angefochtene Autorität gehabt hatte, dass dies erschüttert wird, und so erscheint

die Bildung indem sie das Subject immer mächtiger werden lässt, als das, was die bestehende Welt untergräbt. Wie man mit Unrecht bei der Beurtheilung der griechischen Sophisten nur diese negative Seite hervorgehoben hat, eben so thut man den deutschen „Weltweisen“ Unrecht, wenn man sie nur als Zerstörer der sittlichen Ordnung, als Feinde der Religion u. s. w. bezeichnet. Was sie, zum Schmerz aller Feinde der Aufklärung wirklich und auf immer vernichtet haben, war nur, was Vernichtung verdiente. Die höchste Aufgabe, welche der gebildete Mann haben wird, wird seyn sich selbst zu erkennen; es ist der würdigste Gegenstand den er haben kann. Daher entsteht itzt das Bedürfniss sich in seinen allen Zuständen und namentlich den aller particularsten, wodurch Jeder gerade dieses eine Ich ist, Empfindungen, Association von Vorstellungen, Eigenheiten u. s. f. zu betrachten; es entsteht eben so ein Bedürfniss zu erkennen ob auch dieses Ich als dieses Einzelne wie itzt so immer als eine Hauptsache existiren wird. Daher die Frage nach der Unsterblichkeit ein Hauptproblem wird, und zwar so, dass ausdrücklich verlangt wird, dass dieselbe der Seele als dieser einzelnen, also nicht wie sie sich mit einem sittlichen, religiösen

ciationen den Naturgesetzen substituirt, Wolff die empirische Psychologie als einen Haupttheil der Metaphysik betrachtet, so war den Schotten fast die ganze Philosophie zur Psychologie geworden. Rousseau hatte nur ein *Etre des êtres* gelehrt, das unbekannt und verborgen sich nicht erkennen lässt, aber um das oft leidende Ich zu beglücken ihm Unsterblichkeit schuldig ist, und der Wolffianer Keiner hat unterlassen einen eignen Tractat über diese zu schreiben. Endlich welch eine wichtige Rolle bei den letztern die Teleologie spielt, und wie dieselbe selbst in der Naturbetrachtung am Ende Alles nur auf endliche Zwecke bezieht, ist bereits erwähnt worden. Es steht also

Die Aufklärung

in dieser Hinsicht nicht isolirt da. Wir nennen als Hauptrepräsentanten derselben

Mendelssohn.

Moses Mendelssohn ward im September 1727 in Dessau als der Sohn eines jüdischen Schulmeisters geboren, der trotz seiner Dürftigkeit ihn sorgfältig unterrichten liess, so dass er sehr früh das alte Testament und den Talmud kennen lernte. Das Werk des Moses Maimonides war das erste, welches ihn in philosophische Ideen einweihte. Im vierzehn-

n Jahre kam er nach Berlin, wo er in der äus-
rsten Dürftigkeit mit einer beispiellosen Beharr-
chkeit aus einer lateinischen Uebersetzung von
ocke's Werk Latein und Philosophie zugleich lernte;
ı gleicher Zeit war es, dass ihn ein Werk von
einbeck zuerst mit Wolff's Lehre bekannt machte.
ı einem Handlungshause, in das er bald darauf ein-
at, machte er die Bekanntschaft mit mehrern Ge-
hrten, namentlich die, die für sein ganzes Leben
ntscheidend ward, mit Lessing. Dieser war es,
er eigentlich seine Bildung leitete und vollendete,
r ferner der zuerst Mendelssohn zur Herausgabe
einer Arbeiten brachte. Die Briefe über die Empfin-
ungen [1]) erschienen 1755. Sie verrathen eine ge-
aue Bekanntschaft mit den englischen Philosophen.
ie Preisaufgabe über die Evidenz der metaphysi-
chen Wissenschaften [2]), welche von der Akademie
ekrönt wurde, gab er sechs Jahre später. Im J. 1767
rschien der Phädon [3]), veranlasst durch seine Cor-
espondenz mit Abbt. Seine Schrift Jerusalem [4]) war
ine Folge zudringlicher Bekehrungsversuche. End-
ich die Herausgabe seiner philosophischen Morgen-

1) In seinen philosophischen Schriften Bd. 1. und in Moses
Iendelssohn's sämmtlichen Werken. Ofen 1819. Bd. 2. 3.

2) Abhandlung über die Evidenz der metaphysischen Wis-
enschaften. WW. Bd. 10.

3) Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele. WW.
Bd. 1.

4) Jerusalem. Ueber religiöse Macht und Judenthum. WW.
Bd. 5.

stunden [5]) wurde die unschuldige Veranlassung dazu, dass F. H. Jacobi auf eine indiscrete Weise einen Briefwechsel veröffentlichte, den beide über Lessings Spinozismus geführt hatten. Geht zwar aus diesem Briefwechsel hervor, dass Mendelssohn für einen Augenblick vergessen hatte, was er in der Vorrede zu den Morgenstunden selbst sagt, dass er, kränklich wie er sey, den neuern philosophischen Bestrebungen fremd und auf dem Punkte stehn geblieben sey, auf dem die Philosophie in den Siebenziger Jahren gestanden hatte; ist er auch davon nicht frei zu sprechen — er gesteht es selbst — dass er, verwöhnt durch die Autorität in seinem Kreise anfänglich ein wenig herablassend gegen einen Mann auftritt, der ihm hinsichtlich der Bekanntschaft mit Spinoza so weit überlegen ist, so ist doch zu bedauern, dass Jacobi's Schrift, so wichtig sie auch für die Wissenschaft geworden ist, in dieser ihrer Gestalt einen der edelsten Männer zum Tode verwundete. Mendelssohn hat ihre Herausgabe nur kurze Zeit überlebt. Er starb am 4. Jan. 1786.

Mendelssohn ist ohne Widerrede der Bedeutendste unter den Männern, welche durch die Wolff'sche Schule gebildet, nicht sowol darauf ausgingen, ein System der Philosophie aufzustellen, als vielmehr Alles einer gebildeten Reflexion zu unterwerfen. (Er spricht es deswegen in seinen Morgenstunden ent-

5) Morgenstunden, oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. WW. Bd. 6.

schieden aus, dass sich die verirrte Speculation immer mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes zurecht finden müsse.) Es ist darum nicht nur sein edler Character, so wie die geschmackvolle Darstellung in seinen Schriften, welche ihn zum Mittelpunkt des Kreises der Geistreichsten seiner Zeit gemacht hat, sondern die grosse Bedeutung, die ihm wirklich zukommt als einem Haupt-Repräsentanten und Verbreiter der Bildung. Er hat alle die Punkte die im § angegeben wurden besprochen, in einer Weise, die noch heut zu Tage anziehend genannt werden kann, obgleich die Brief- und Gespräch-Form (die höchste, wo man nie über die Sache die Person vergessen mag) uns fern steht.

Bei Mendelssohn beschränkt sich die Untersuchung nicht auf psychologische Fragen, sondern er geht über das blosse Subject hinaus, und sucht auch in den höchsten Gegenständen zur Klarheit zu kommen. Allein auch hier, bei seinen Untersuchungen über die Gottheit, ist es nicht sowol diese, d. h. es ist nicht sowol der Inhalt des Gottesbegriffs, als vielmehr die Art und Weise wie wir zu demselben kommen, was ihm am Herzen liegt. Wenn es schon bei Leibnitz und Wolff anfing, dass mehr die Religion interessirte, als die Gottheit, so ist dies bei Mendelssohn noch mehr der Fall. Deswegen beschäftigt er sich in seinen „Morgenstunden" nicht sowol mit den Eigenschaften Gottes als vielmehr mit dem Daseyn desselben, und den Hauptpunkt bildet darin der ontologische Beweis für dasselbe.

Eben so kann man die Abhandlung „über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" eine psychologische nennen, insofern die Untersuchung über Fasslichkeit und Evidenz der Wahrheiten den Haupt-Inhalt ausmacht. Die guten Bemerkungen welche in dieser Abhandlung hinsichtlich der extensiven („ausgedehnten") und intensiven („unausgedehnten") Grösse vorkommen, so wie über die Anwendung, welche namentlich von der letztern auf moralische Zustände zu machen sey, sind mehr ein Beiwerk, so wie der ontologische Beweis fürs Daseyn Gottes nur zur Exemplification dient. Alle die Untersuchungen endlich in dieser Abhandlung über die Principien der Moral, über das Gewissen als das Vermögen durch undeutliche Schlüsse über Vollkommenheit zu urtheilen u. s. w. geben nur eine Analyse dessen, was sich in dem Subject finde. Endlich ist auch der Hauptgegenstand aller vorzugsweise psychologischen Philosophie, die Association der Ideen nicht vergessen; in den Morgenstunden bildet die Untersuchung darüber, was „subjective Ideenverknüpfung" sey und was nicht, die eigentliche Basis, um sich den Folgerungen des Idealismus zu entziehn. (Indess kommt Mendelssohn bei diesem Unternehmen nur so weit, dass er, „wenn auch andere geistige Wesen die Existenz äusserer Dinge annehmen müssen", diese Existenz als erwiesen ansieht).

Bei einer Anschauungsweise, die immer wieder dazu treibt, sich selbst zu beobachten und zu erforschen, muss natürlicher Weise dieses einzelne Ich

einen absoluten Werth bekommen, und es ist daher kein Wunder, dass immer wieder auf den Werth der Einzel-Existenz hingewiesen wird. Hatte Mendelssohn schon in den Briefen über die Empfindungen bei Gelegenheit des Selbstmordes, es ausgesprochen, dass auch die unglücklichste Existenz der Nicht-Existenz vorzuziehn sey, so tritt der Gedanke, dass das Einzelwesen als solches einen absoluten Werth habe, noch mehr in seinen Untersuchungen über die Unsterblichkeit entgegen. Diesen ist sein Phädon gewidmet, der nicht sowol eine Uebersetzung des Platonischen Gesprächs ist, als vielmehr „ein Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eignen Ausarbeitung". Hier wird nun entschieden die Forderung ausgesprochen, dass die Unsterblichkeit nicht abhängig seyn soll von einer sittlichen Beschaffenheit, (so dass der Mensch etwa durch einen absoluten Inhalt einen absoluten Werth erhielte) sondern dass ihm als diesem Einzelwesen die Unsterblichkeit zukomme (Phädon *p.* 175 fl.), daher das Bestreben sogenannte metaphysische Beweise dafür zu geben, dass die vereinzelte Seele unsterblich sey. Hier wird nun aus der Einfachheit der Seele dargethan, dass sie weder durch einen Sprung noch auch allmählig eine natürliche Vernichtung erfahren könne, und dass demgemäss, da eine wunderbare Vernichtung mit dem Begriff der weisen Gottheit streiten würde, die Seele fortdauern müsse. Es werden dann von dem gewonnenen Punkte aus Einwände beseitigt, und namentlich der, dass die Seele bewusstlos (wie

die Thierseelen etwa) fortdauern könnte. Dieser findet seine Erledigung dadurch, dass da der erkennende Mensch der eigentliche Zweck der Schöpfung sey, dieser verfehlt würde, wenn sein Wissen aufhörte. Ueber das Wie des Zustandes nach dem Tode wird Nichts entschieden. —

An Mendelssohn schliessen sich als würdige Freunde Sulzer [1]) (1720—1779), Abbt [2]) (1738—1766), Engel [3]) (1741—1802), Garve [4]) (1742—1798) an, der Erste durch seine Arbeiten um Aesthetik, die beiden Folgenden durch ihre geschmackvolle Art, alle möglichen Gegenstände einem geistreichen Raisonnement zu unterwerfen, der Letzte durch seine

---

1) *Johann Georg Sulzer.* Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur. Berl. 1741.

Theorie der angenehmen Empfindungen. 1762.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. Berl. 1777. 3 Thle. 8.

Allgemeine Theorie der schönen Künste. Lpz. 1771—74. 2 Bde. 1792—74. 4 Bde.

Vermischte philosoph. Schriften. Lpz. 1773—85.

2) *Thomas Abbt.* Verm. Schriften. Berl. 1768 ff. 6 Bde. 8. Besonders: Vom Tode fürs Vaterland. Vom Verdienst.

3) Besonders: Der Philosoph für die Welt. Lpz. 1775—77. Werke. 12 Bde. 8. 1801.

4) Abhandlung über die Verbindung der Moral und der Politik. Bresl. 1768.

Abhandlung über die verschiednen Principe der Sittenlehre von Aristoteles bis auf unsre Zeiten. Bresl. 1798.

Betrachtungen über die allgemeinen Grundsätze der Sittenlehre. Bresl. 1798.

Versuche über verschiedene Gegenstände der Moral. 2te Aufl. 1821.

Ueber das Daseyn Gottes. Bresl. 1802.

psychologischen und moralphilosophischen Arbeiten mit Recht von ihrer Mit- und Nachwelt geschätzt.

3. Mit dem Hauptgegenstande der Philosophie, der Betrachtung der menschlichen Seele, war schon durch Rüdiger und seine Schule die grosse Veränderung vorgegangen, dass sie nicht mehr der Metaphysik, sondern der Physik vindicirt wurde. War bei der erstern Eintheilung die Psychologie mehr mit der Theologie zusammengestellt (daher oft mit ihr unter dem Namen Pneumatik befasst), so wird sie itzt von der letztern entfernt. Dies hat nun einmal die Folge, dass die menschliche Seele den Naturwesen mehr angenähert wird, — daher wie schon bei Meier das psychologische Interesse an den Untersuchungen über die Thiere — dann aber, dass itzt die Psychologie ganz empirisch wird, und alle Betrachtung *a priori* immer mehr verschwindet. Dieses blosse Beobachten der Seele hat dann auch einen Einfluss auf die Behandlung der Logik. Auch diese wird immer mehr von allem Metaphysischen abgetrennt, und es handelt sich hier nur darum das Formelle hervorzuheben. Deswegen die psychologischen Untersuchungen über Deutlichkeit, Verworrenheit u. s. w. der Begriffe eine viel wichtigere Rolle spielen als die ontologischen über die eigent-

Seele in ihrem Körper einen Raum einnimmt, dass ihr Denken durch den Körper auf gewisse Weise modificirt wird, so dass ihre Vorstellungen zu Empfindungen werden, endlich dass sie sich der Organe des Körpers bedient, um gewisse Wirkungen hervorzubringen (*p.* 219.). Dass bei dieser Ansicht die Unsterblichkeit der Seele, welche besonders darauf basirt wird, dass da jede Seele die Welt von einer andern Seite betrachtet, durch Vernichtung einer Seele dieser „Anblick" sich verlieren und also eine Lücke entstehen würde (II. *p.* 9.), dass sie keine Schwierigkeiten hat, liegt auf der Hand. Eben so sind die Instanzen welche man angeführt hatte, dass der Leib zum Haben der Ideen, zur Erinnerung, zum Bewusstseyn nöthig sey, hier leicht zu widerlegen. Das Bewusstseyn, welches die Basis aller Vorstellungen ist, ist ja durch den Leib nicht bedingt. Ob beim Aufhören der Modificationen der Vorstellungen durch diesen Leib, eine andere Modification (eine andere Leiblichkeit) sich finden, ob diese die letzte seyn wird u. s. w. lässt *v. Creuz* unentschieden, obgleich er es nicht verschmäht, selbst Geister-Erscheinungen seiner Untersuchung zu unterwerfen.

Der Wunsch den *v. Creuz* in seinem Werke oft ausspricht, dass man mit Ernst sich auf die empirische Psychologie lege, blieb nicht unerfüllt. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wandte sich in Deutschland die literarische Thätigkeit fast ganz auf dies Gebiet, ja vor Selbstbeobachtungen kam man nicht dazu Anderes zu betrachten, und das

die einfachsten Vermögen und Wirkungsarten und deren Beziehung auf einander aufsuchen: dies sind die wesentlichen Verrichtungen bei der psychologischen Analysis der Seele, die auf Erfahrungen beruht". Mit diesen Beobachtungen verbindet er nun die Polemik gegen andere Ansichten. Besonders ist diese gegen die Theorien von Hartley und Priestley nach welchen alle Vorstellungen Oscillationen des Gehirns seyen, gerichtet, so wie gegen die materialistischen Lehren von Condillac, Bonnet, Büffon und Search, die im Wesentlichen darin mit jenen übereinstimmen, dass sie nichts erklären, und nur einen Ausdruck an die Stelle des andern setzen, indem was sonst Vorstellung genannt wurde, itzt Fiberschwingung genannt wird. Eben so polemisirt er aber auch gegen die schottischen Psychologen, welche, indem sie Alles aus Instinct erklären, und sich stets auf den gesunden Menschenverstand berufen, jede wissenschaftliche Erörterung unmöglich machen. Die Ansichten von Hume und Berkeley werden eben so sehr einer Kritik unterworfen, als die von Leibnitz und Wolff. Hinsichtlich der letztern tadelt er, dass sie, um die Theorie zu vereinfachen, alle Seelenthätigkeiten auf die Vorstellungen zurückzuführen suchten. Es ergeben sich nämlich bei seiner Analyse schon des theoretischen Verhaltens verschiedene von einander zu unterscheidende Functionen. Zunächst das Gefühl — sein zweiter Versuch über das Gefühl, über Empfindungen und Empfindnisse enthält sehr Vieles was für jene Zeit ganz neu war.

Der Begriff des Gefühls und der Empfindung wird nicht streng gesondert, obgleich er im Ganzen dies festhält, dass jenes es nur mit subjectiven Modificationen zu thun habe, diese schon auf etwas Gegenständliches gehn, woraus denn folgt, dass dem Gefühl die Empfindnisse (des Angenehmen und Unangenehmen) angehören. Vermittelst der Nachempfindung und der Empfindungsvorstellung — welche beide im ersten Versuch, über die Natur der Vorstellungen sehr genau betrachtet werden — kommt die Seele zu Vorstellungen, d. h. zu solchen Spuren unserer Modificationen, die wir durch unsere Thätigkeit herauszuziehn vermögen. Mit jeder Vorstellung ist nun die Tendenz verbunden so stark zu werden wie die Empfindung gewesen war, diese Tendenz macht das „Zeichnende", auf „Objecte hinweisende" in den Vorstellungen aus, vermittelst dessen wir sie für Bilder von Gegenständen erkennen. (Bei der Reproduction der Vorstellungen wird Einbildungskraft und Dichtungsvermögen so unterschieden, dass das letztere neue Vorstellungen hervorbringt.) Von der vorstellenden Kraft wird dann endlich die Denkkraft unterschieden, d. h. das Vermögen Verhältnisse zu percipiren (vierter Versuch). An die Untersuchung über die verschiedenen Verhältnisse, welche wir percipiren, schliesst sich (fünfter Versuch) die interessante Untersuchung darüber, wie wir berechtigt sind die wesentlichen Verhältnisse, der Coexistenz, der Causalität u. s. w., die zunächst subjective Begriffe sind, auf die Gegenstände anzuwenden und

wie wir überhaupt Kenntniss von der objectivischen Existenz der Dinge bekommen. Indem Tetens hier eine Widerlegung des Idealismus und des Hume'schen Skepticismus versucht, zeigt er dem letztern gegenüber, dass das Ich nicht nur ein blosser Complex von Ideen, sondern die Basis aller Empfindungen und Vorstellungen sey, und bemüht sich gegen den erstern zu beweisen, dass jede äussere Empfindung, indem sie die Kraft besitzt, die Seele auf eine Weile wenigstens zu fesseln, uns dazu nöthigt sie ausser uns zu setzen, und als Object zu fassen. Eben so sucht er zu zeigen, dass wir die fürs Denken nothwendigen Verhältnisse als objectiv ansehn müssen. Interessant ist, dass Tetens sich in seiner Ansicht von Zeit und Raum sehr Kant annähert, dessen Dissertation: *de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principio.* 1770. er freilich schon gelesen hatte. Die drei Functionen welche das Erkenntnissvermögen constituiren sind also Gefühl, vorstellende Kraft und Denkkraft oder, da man die beiden letztern mit dem Namen Verstand zu bezeichnen pflegt, Gefühl und Verstand. Von beiden ist nun die Thätigkeitskraft oder der Wille unterschieden, der zwar Gefühle, und zwar das Gefühl des Unangenehmen, voraussetzt, darum aber nicht, wie von der Wolff'schen Schule geschieht, völlig mit dem Vorstellen identificirt werden darf. Der zwölfte Versuch beschäftigt sich mit einer gründlichen Erörterung des Freiheitsbegriffs. Nach Tetens sind die Streitigkeiten zwischen Deterministen und Indeterministen in

ihren, namentlich praktischen, Folgerungen nicht so wichtig als man meint, und sind entstanden indem man sich von dem Gebiet der Erfahrung, auf welchem die scheinbaren Widersprüche gar nicht so schwer zu vereinigen sind, in das Gebiet der metaphysischen Theorien begeben hat, was namentlich durch die Anwendung der metaphysischen Begriffe des Nothwendigen und Zufälligen geschehen sey. Die Realität der Freiheit, oder des Vermögens auf eine andere Art thätig zu seyn als wir es sind, lasse sich aus der Beobachtung unserer selbst leicht darthun. Daraus folge aber durchaus nicht, dass nicht eine jede Handlung ihren zureichenden oder bestimmenden Grund habe. Indem man sich zu einer von zwei gleichgültigen Handlungen entschliesse, sey nämlich die im Augenblick des Entschlusses lebhafteste Vorstellung die, welche den Sieg behalte. Die Lösung dieses Widerspruchs ist, dass die gefallende Vorstellung nicht zur Action bestimmt, sondern nur das Object ist welches der innerlich zur Action sich bestimmenden Kraft vorgelegt wird, wie die Stahlfeder durch i h r e eigne Elasticität eine Kugel fortstösst, es aber von äussern Umständen abhängt, dass sie auf d i e s e Kugel stösst. Darum gehört die gefallende Vorstellung nicht zu den innern Bestimmungsgründen. Ja nicht einmal die Richtung der Action werde durch sie determinirt: Das Wasser, welches aus einem Gefäss strömt wo ihm Luft gemacht wird, hat schon vorher in dieser selben Richtung seinen Druck ausgeübt. Als Regel wird übrigens

ausgesprochen, dass kein selbstthätiges Vermögen sich weiter erstreckt als auf Handlungen, die wir einzeln schon unternommen, oder die aus solchen zusammengesetzt sind. Wirklich neue Handlungen sind nur Ausbrüche instinctartiger Kraft. Der Rest des Werks enthält theils Untersuchungen über das Verhältniss des Leibes und der Seele, so weit darüber nach Beobachtungen sich Etwas sagen lässt — (auch hier sucht Tetens besonders die Bonnet'schen Ansichten zu widerlegen) — theils endlich Betrachtungen über die Perfectibilität und Entwicklung des Menschen eben sowol in somatischer als psychischer Hinsicht. Hinsichtlich der erstern hat Tetens mehr als zu seiner Zeit (selbst bei Physiologen) Sitte war auf die Arbeiten von Kaspar Friedrich Wolf Rücksicht genommen. Mit der Betrachtung des Begriffs der Glückseligkeit, und der auf eine Zukunft nach dem Tode gerichteten Bestrebungen schliesst das Werk, das noch heut zu Tage von Werth ist, und mit Achtung vor der scharfsinnigen Zergliederung höchst wichtiger Thatsachen erfüllt.

Wenn man gewöhnlich noch *Joh. Heinrich Lambert* (geb. 1728, gest. 1777) anführt, so kann hier eigentlich nicht sowol von seinen übrigen Schriften [1]) die Rede seyn, als vielmehr von seinem „Neuen

1) Kosmologische Briefe. Augsburg 1761.

Theorie des Einfachen und Festen in der philosoph. und mathemat. Erkenntniss. Riga 1771.

Logische und philosophische Abhandlungen. Herausgeg. vo Bernoulli. 1782.

Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein. Leipz. 1764. 2 Bde.", einem Werk das sich selbst eine ähnliche Aufgabe stellt wie die die sich Locke gesetzt hatte, und eben deswegen von Kant sehr anerkannt wurde. Ausser den Untersuchungen über die Regeln des Denkens (Diainologie), dann über den Begriff der Wahrheit (Alethiologie), werden die Wörter und Zeichen (Semiotik) betrachtet und endlich der Begriff des Scheins und des Wahrscheinlichen (Phänomenologie) erörtert. Characteristisch ist in seinen logischen Untersuchungen die Anwendung von Linien und andern Zeichen, wie er sich denn überhaupt dem Leibnitz'schen Gedanken einer characteristischen Schrift nicht abgeneigt erklärt. Seine Untersuchungen sind übrigens rein formell, indem sie Kriterien wahrer Sätze ganz abgesehn von ihrem Inhalt zu geben versuchen. In dieser Hinsicht reiht sich an ihn *Gottfr. Ploucquet* (geb. 1716, gest. 1790 als Prof. in Tübingen), der, sich in Vielem mehr an Leibnitz anschliessend [2]), besonders berühmt geworden ist durch den Versuch, einen philosophischen Calcul einzuführen, der viele

---

2) *Primaria monadologiae capita. Berol.* 1748.

Methodus tractandi infinita in metaphysicis. Tub. 1748.

Principia de substantiis et phaenomenis: accedit methodus calculandi in logicis ab ipso inventa cui praemittitur commentatio de arte characteristica universali. Frcf. et Lips. 1753. 8. *Ed II.* 1764. u. s. w.

Angriffe erfuhr und viele Vertheidigungsschriften [3]) von ihm zur Folge hatte.

4. Es kam darauf an, ohne den Idealismus mit aller Schärfe auszusprechen, doch den Objecten keine wahrhafte Objectivität zuzuschreiben. Da dies aber geschieht, indem man ihnen die Bedeutung der Mittel, dem Subjecte dagegen des Zwecks gibt, indem sie dadurch zu etwas Dienendem gemacht werden, so wird itzt darauf das Gewicht gelegt, dass sie nützlich sind. Darin liegt schon *implicite*, dass ihnen an und für sich kein Werth zukomme. Was darum bisher um seinetselbstwillen geschätzt und um seinetselbstwillen betrachtet worden war, das soll itzt nur gelten, und ist auch nur der Betrachtung werth in diesem seinem relativen Werth. Das aber, dem die Objecte nützen, oder was als der allendliche Zweck der Objecte erscheint, darf weder nur in den materiellen Dingen, als wären sie Selbstzweck, sich finden, noch auch darf die Gottheit als dieser Endzweck gedacht werden, dies hiesse Beiden ein Ansehn einräumen, was auf diesem Standpunkt nur den einzelnen Subjecten zugeschrieben werden kann. Hie-

3) Vgl. Sammlung der Schriften, welche den logischen Calcul des Herrn Prof. *Ploucquet* betreffen v. *A. F. Böckh*. Frkf. u. Lpz. 1766.

mit fällt die Philosophie wie oben den Psychologen, so hier den

Teleologen

in die Hände, unter welchen wir zuerst als den Bedeutendsten

Reimarus

nennen. *Herrmann Samuel Reimarus*, geb. 1694, als Professor in Hamburg 1765 gestorben, hat sich ganz besonders durch eine Schrift bekannt gemacht, welche die natürliche Theologie betrifft [1]). In dieser ist es nun der teleologische Gesichtspunkt, der immer festgehalten wird, daher er auch auf kein Argument für das Daseyn Gottes ein solches Gewicht legt als auf das teleologische. Die Aufgabe die er sich stellt ist, die Wahrheiten der natürlichen Religion der gesunden Vernunft einleuchtend zu machen, da weder die Beweise aus der Schrift Allen genügten, noch Alle für tiefsinnige metaphysische Erörterungen empfänglich seyen (Vorr.). Er geht als von einem allgemein zugestandenen Factum davon aus, dass eine körperliche Welt, dass Thiere und Menschen existiren. Eben so lässt er sich dann ferner zugeben, dass alle Thiere und Menschen die vor uns existirt haben todt seyen (*p.* 7.); haben aber alle ein Ende gehabt, so müssen sie auch nothwen-

1) Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. Hamb. 1754. 6te Aufl. mit Anm. von Joh Alb. Reimarus. 1791.

diger Weise einen Anfang gehabt, und müssen ihren Grund in einem selbstständigen Wesen haben, von dem sie abhängig sind. Es lässt sich aber nun zeigen, dass dieses selbstständige Wesen nicht die Welt seyn kann, sondern dass ein Wesen ausser der Welt existiren muss, das sie hervorgebracht hat. Zwar fängt man wieder viel von der *generatio aequivoca* zu fabeln an, durch welche Thiere und Menschen aus dem Schlamm entstanden seyn sollen *(La Mettrie)*, allein hiezu fehlt sowol die innere Möglichkeit (*p.* 97.), indem die todte Materie nicht alle Grundstoffe der lebendigen Körper enthält, als auch die äussere, welche darin besteht, dass Etwas zu einer gewissen Absicht passe, oder einen Zweck verwirkliche. (Reimarus schliesst sich hier genau an Leibnitz's *possibilité* und *compossibilité* an.) In der äussern sinnlichen Welt, wenn wir von dem Lebendigen abstrahiren, finden wir Nichts als Mechanismus (*p.* 120.); die Welt ist eine Maschine. Als eine solche sind alle ihre Bewegungen auf einen Zweck oder auf ein Ziel, eine Absicht bezogen. Würde dieser Zweck innerhalb der Maschine liegen, so wäre sie mit innerer Vollkommenheit begabt (*p.* 125.). Diese kommt der Welt, vom Lebendigen abstrahirt, nicht zu, sie hat keinen immanenten Zweck, weil sie keine Seele hat und keine Empfindung (*p.* 127.). Darum hat sie in sich nicht mehr Vollkommenheit als ein ungeordnetes Chaos (*p.* 132.). Weil der Begriff des Zwecks aber ganz (Leibnitz) mit dem des zureichenden Grundes zusammenfällt (*p.* 244.), so

hat die leblose Welt in sich keinen zureichenden Grund ihrer Existenz, „für das leblose Ding selbst ist seine Wirklichkeit eben so gut als ob sie nicht wäre, es ist in seiner eignen Natur nichts wodurch seine Wirklichkeit vielmehr als das Nichtseyn gesetzt würde“. Darum kommt der Welt nur eine äussere Vollkommenheit zu, d. h. ihr letztes Ziel und der Zweck zu dem sie ist liegt ausser ihr, nämlich in den lebendigen Wesen, „aller leblosen Dinge Vollkommenheit besteht nur in dem äusserlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben“ (*p.* 126. 131.). Die Lebendigen sind es daher, „welche den Grund aller Bestimmungen und Beschaffenheiten der Welt in sich halten müssen“ (*p.* 144.). — Gott ist nun das Wesen welches die leblose Welt zum Besten der Lebendigen geschaffen hat, und die Betrachtung wie alles Leblose zum Nutzen des Lebendigen da ist, gibt eben deswegen den besten Beweis für das Daseyn Gottes. Denn da die Welt (als nicht Selbstzweck) den Grund ihres Daseyns nicht in sich hat, und also auch nicht existiren könnte, so muss sie, die den Grund ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit ausser sich hat (in ihrem Endzweck), von einer wirkenden Ursache hervorgebracht seyn, die allweise ist (*p.* 202.). Hier konnte nun der Gedanke nahe liegen die wirkende Ursache mit dem Endzweck zu identificiren, so dass nicht das Lebendige sondern Gott als der Endzweck der Welt gefasst wurde. Dagegen erklärt sich Reimarus auf das Entschiedenste, weil dies Gott ab-

hängig machen heisse, und ich weiss daher nicht wo Buhle (in s. Gesch. d. neuern Phil. u. s. w. VI. *p.* 541.) und Fichte (in s. Beitr. zur Charact. 2. Aufl. *p.* 163.) die Nachricht her haben, dass nach Reimarus „um der lebendigen Substanzen willen nur einzelne Dinge, dagegen die ganze Welt um der Gottheit willen vorhanden seyen", eine Ansicht der Reimarus in seinem Werk bei jeder Gelegenheit widerspricht. — Eben so wie die teleologische Betrachtungsweise den wahren Beweis für das Daseyn Gottes gibt, eben so ist sie die einzige welche uns eine wahre Erkenntniss der Natur möglich macht. Ein grosser Theil von des Reimarus Werk ist gegen *Buffon*, *Maupertuis* und *La Mettrie* gerichtet, weil sie die teleologische Betrachtung der Natur getadelt, oder gar die Zwecke in derselben geleugnet hätten. Vielmehr wie man was eine Maschine sey, nur wisse wenn man wisse wozu sie d i e n e, so auch bei der Betrachtung der Naturproducte. Es sey übereilt, sagt er, zu behaupten, dass von uns nur willkührlich die Dinge auf unsere Zwecke bezogen würden, und dass ihre Entstehung u. s. w. nicht von dieser Beziehung auf uns abhänge (*p.* 249. 252.), vielmehr haben sie w i r k l i c h ihren Grund nur in dem Nutzen für uns, obgleich man oft verwechseln mag was blosse Anwendbarkeit und was wirkliche Bestimmung sey (*p.* 226.). Demzufolge gibt Reimarus eine ausführliche Darstellung von den Absichten Gottes im Thierreich, so wie von denen hinsichtlich des Menschen, den er denn auch mit den Thieren vergleicht (5te, 6te

und 7te Abhandlung). Nur eine weitere Begründung dessen, was er in der 5ten Abhandlung gesagt hat, enthält seine Schrift „Ueber die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe u. s. w.“ Hamb. 1762. — Er hebt hier, nachdem er als den hauptsächlichsten Unterschied zwischen Menschen und Thieren die Vernunft bestimmt hat, durch welche der Mensch abstrahire und über die Gegenwart hinausgehend geistiger Genüsse theilhaft werden könne, dies hervor, dass nicht der Mensch allein, sondern alles Lebendige Endzweck der Schöpfung sey (*p.* 391.), obgleich wir vorzugsweise dabei bedacht seyen. Das Verhältniss des Leibes und der Seele bestimmt er gegen Leibnitz als gegenseitigen Einfluss, er bemerkt dass, auch wenn derselbe unbegreiflich seyn sollte, dies uns doch nicht berechtigen würde das Factum zu leugnen (*p.* 443.); übrigens sey es auch gar kein Widerspruch, dass ein einfaches Wesen wie die Seele mit einem zusammengesetzten in einem Wechselverkehr stehe, denn sonst müsste man auch einen solchen zwischen dem Leibe und seinen einfachen Bestandtheilen leugnen (*p.* 446.). Im Uebrigen schreibt er der Seele einen Ort und örtliche Beweglichkeit zu. — Wenn es in dem Wesen der Welt liegt, nicht durch sich selbst zu seyn, die Schöpfung aber, als blosse Verwirklichung (s. Leibnitz) das Wesen des Geschöpfes nicht ändern kann, so besteht auch die Welt itzt nicht durch sich selbst, sondern nur weil sie erhalten, d. h. stets von neuem geschaffen wird (*p.* 527 ff.). Die constante Sorge Gottes für die Er-

als wir, weil es keinen Widerspruch in seiner Bestimmung gibt (*p.* 658.). Auch die Disharmonie zwischen Verdienst und Belohnung hienieden fordert in der Zukunft eine Ausgleichung (*p.* 687.). Characteristisch ist für diesen teleologischen Standpunkt, dass die letzte Abhandlung von den Vortheilen der Religion handelt, und darzuthun sucht, dass die Religion den irdischen Genuss nicht störe, sondern vielmehr zu seiner Erhöhung beitrage.

Hatte Reimarus, indem er alles Lebendige als den Endzweck der Schöpfung fasste, wenigstens bei der Betrachtung des Lebendigen noch den immanenten Zweck im Auge behalten, und daher in wahrer Liebe für die Natur keine nur äusserlich teleologische Anschauungsweise derselben geltend gemacht, so ändert sich dies bei einem Mann, in welchem die Teleologie bereits anfängt einer blossen Nützlichkeitskrämerei Platz zu machen. Es ist

Basedow.

Johann Bernhard Basedow, am 11. Sept. 1723 in Hamburg geboren, hat sowol auf der Schule als auf der Universität mehr nach eignem Geschmack studirt als gründlich gelernt. In philosophischer Hinsicht ist es für ihn entscheidend geworden, dass er Wolff und Crusius gleichzeitig studirte, obgleich er auch hierin mehr Autodidact ist, der statt der Meinung Andrer seinem gesunden Menschenverstand folgt. Nach einem bewegten Leben, in dem er bald Bedienter, bald Hauslehrer, bald Professor u. s. w. war,

ward er von dem König von Dänemark in die Lage versetzt, eine Zeitlang für sich zu privatisiren. In dieser Zeit verfasste er einige Werke welche die Philosophie betreffen [1]), besonders aber solche welche auf eine durchgehende Reform der Erziehung [2]) Beziehung hatten, die er für nothwendig hielt. Der Fürst Franz von Anhalt Dessau suchte die von ihm geltend gemachten, mit Rousseau's Ideen verwandten, Gedanken zu verwirklichen und so entstand das Philanthropin in Dessau, dem, so wie Basedows schriftstellerischer Thätigkeit, dies zugestanden werden muss, dass es eine kaum geahndete Revolution in der ganzen Erziehung Deutschlands hervorgebracht hat. Ausser vielen Streitigkeiten die er mit den Orthodoxen seiner Zeit, unter Andern mit dem durch seinen Streit mit Lessing berüchtigten Götze, hatte, liess ihn sein heftiger Character, seine Neigung zum Trunk u. dgl. nicht lange in Frieden mit seinen Collegen leben. Er zog sich vom Philanthropin zurück und starb am 25. Juli 1790 in Magdeburg. Bei aller Rohheit und Grobheit des Mannes, wird man nie vergessen dürfen, dass ein wirklicher Enthusiasmus

---

1) Praktische Moral für alle Stände.

Philalethie, neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft. Altona 1764. 2 Bde. 8.

Theoretisches System der gesunden Vernunft. Altona 1765.

2) Vorstellung an Menschenfreunde über das Elementarwerk. 1768.

Methodenbuch für Väter und Mütter. 1770.

Elementarwerk u. s. w.

für eine hohe Angelegenheit ihn beseelte, und dass selbst seine marktschreierische Buchmacherei zu ihrem letzten Zweck nur einen Gegenstand hatte, von dem er das Heil der Menschheit erwartete. Was von Basedows Lehre für unsern Zweck von Wichtigkeit ist, ist ungefähr Folgendes:

Wenn Reimarus, dessen Werke Basedow kannte und schätzte, als den Zweck des Universums alles Lebendige gesetzt hatte, so beschränkt dies Basedow dahin, dass alles übrige Lebendige nur nebenbei Zweck, der eigentliche Hauptzweck aber der Mensch sey, und Alles einen Werth nur habe, sofern es diesem nütze. Deswegen hat ihm die Philosophie keinen andern Zweck als „die für Alle gemeinnützigen Kenntnisse vorzutragen", und darum unsere Glückseligkeit zu befördern. Deswegen gibt es auch kein andres Kriterium der Wahrheit für irgend einen Gedanken oder Satz als „dass wir ihm Beifall geben müssen um unserer Glückseligkeit gemäss zu denken". Selbst hinsichtlich der höchsten, der religiösen, Ueberzeugungen gilt derselbe Canon, und Basedow thut sich sehr viel zu Gute auf seine Regel der „Glaubenspflicht", nach welcher alles das für wahr gehalten werden muss, dessen Annahme alle Menschen glückselig macht. Die ganze Philosophie hat zu ihrem Gegenstande den Menschen, und ist Anthropologie — (unter diesem Titel werden dann auch die Kenntnisse hinsichtlich der Natur abgehandelt, weil der letzte Zweck derselben der Nutzen des Menschen ist) — zweitens Gott und seine Verehrung, und ist

so Theologie. In beiden Theilen ist der Begriff des Zwecks und des Nutzens der wichtigste. So ist die Welt ein aus vielen Dingen zusammengesetztes Mittel der allgemeinen Glückseligkeit, so wird von der Beschaffenheit der Dinge immer gezeigt, wie dieselbe den Zwecken der Menschen entspreche. Eben so ist der Zweckbegriff auch für die Seelenlehre wichtig. Hier polemisirt er gegen Leibnitz und Wolff. Wie ihm die ganze Monadenlehre lächerlich erscheint, so gibt er auch auf die Einfachheit der Seele Nichts. Er nähert sich mehr Crusius an, und gründet dann seinen Beweis von der Unsterblichkeit nicht auf die Einfachheit der Seele, sondern darauf, dass durch die Unsterblichkeit grössere Glückseligkeit erreicht werde. Eben so liegt auch der eigentliche Beweis für das Daseyn Gottes darin, dass alle Dinge zur Glückseligkeit des Menschen beitragen und dass darum ein Wesen da seyn muss, welches diesen letzten Endzweck aller Dinge gesetzt hat. (Wo er den Beweis in aller Form führen will, lässt er sich erst eine Menge von Axiomen zugeben.) Dies ist auch der Grund warum sich Basedow vor Allem rühmend über Reimarus äussert. Im Praktischen ist noch zu bemerken, dass Basedow aufs aller Entschiedenste gegen jeden Indeterminismus protestirt. —

An Basedow schliessen sich, besonders in pädagogischer Hinsicht, aber auch in sofern als sie die Gemeinnützigkeit im Leben wie in der Wissenschaft als das Höchste ansehen, viele Männer an, die zum Theil auch seine Collegen am Philanthropin waren.

Es sind, ausser seinem Specialcollegen **Wolke**, besonders **Campe**, **Salzmann**, zum Theil auch **Guts Muths** zu nennen.

Endlich ist hier zu erwähnen *Gotthilf Samuel Steinbart*, Königlich Preussischer Oberconsistorialrath und Professor der Theologie und Philosophie, geb. 1738, gest. 1809, der in seinem „System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums“ (Züllichau 1778. 2te Aufl. 1780.), so wie in den „Philosophischen Unterhaltungen zur weitern Aufklärung der Glückseligkeitslehre“ (Züllichau 1782 - 1786.) ähnliche Gedanken geltend machte, und indem er sie in die Theologie einführte, ein Aufsehn erregte, welches die theologische Facultät in Halle mit dem Doctortitel anerkannte. Das Thema welches er durchführt ist, dass alle Weisheit nur darin bestehe Glückseligkeit, d. h. dauerndes Vergnügen zu erlangen, dass die christliche Religion, fern davon dies zu verbieten, vielmehr selbst nur Glückseligkeitslehre sey. Ziehe man nämlich die Zusätze, welche durch die Entwicklung der Kirche zu der reinen biblischen Lehre hinzugekommen seyen, ab, bedenke man ferner dass, aus pädagogischen Gründen, in der Bibel gar Vieles in ein historisches Gewand gekleidet sey, dessen eigentlicher Inhalt ewige, namentlich praktische, Wahrheiten seyen, so lehre auch der Stifter der christlichen Religion nur wahre Tugend. „Und was heisst denn tugendhaft seyn anders, als in vollem Maasse das Gute

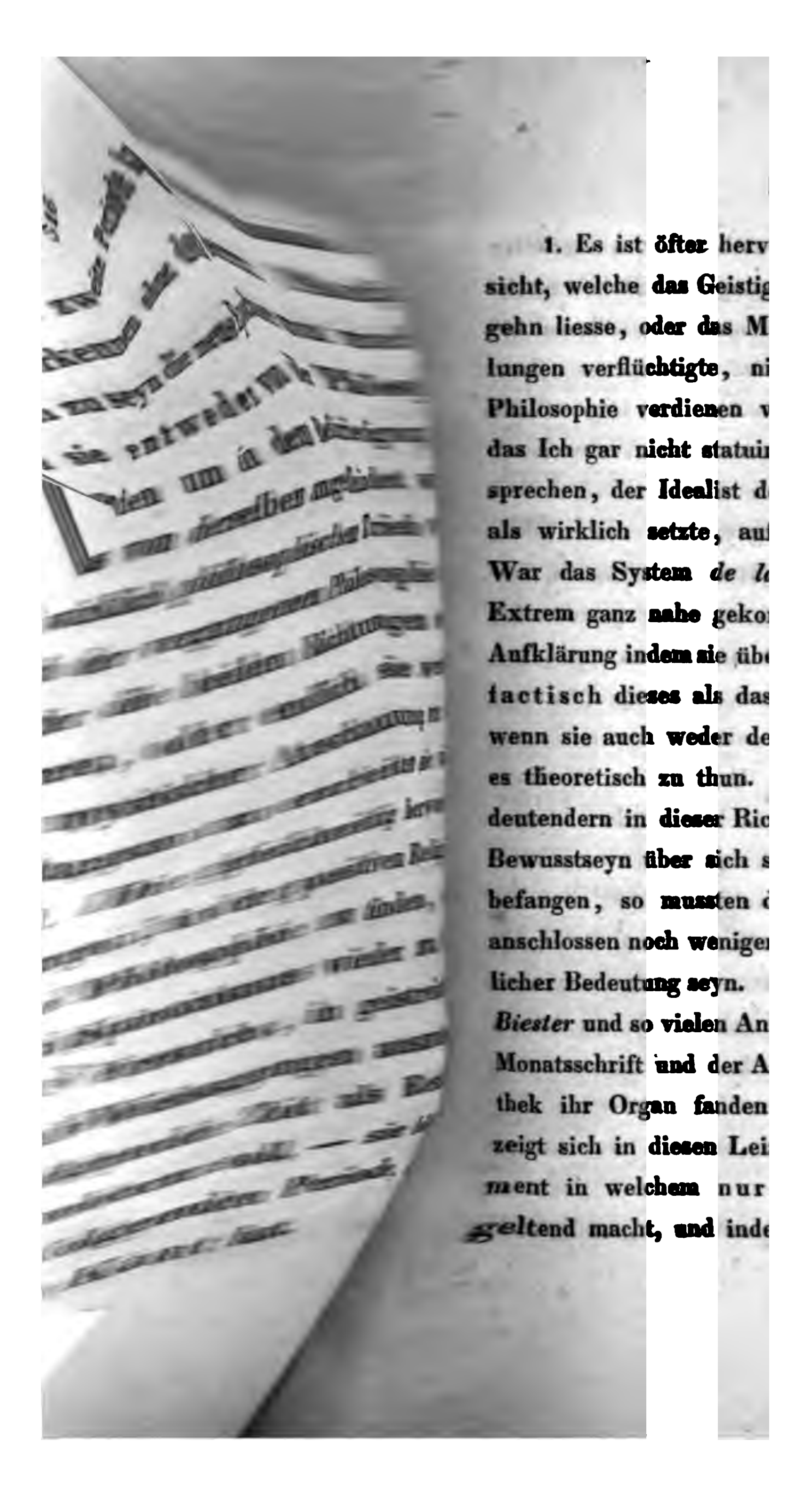
geniessen, was Gott von allen Seiten der thierischen, geistigen und moralischen Natur des Menschen aus freier Güte darbietet?" Der grösste Theil seines Werks ist exegetischen Inhalts. In den Unterhaltungen kommen auch Grundzüge seiner Psychologie (welche er in seiner „gemeinnützigen Anleitung des Verstandes zum regelmässigen Denken", 1780, ausführlicher dargelegt hat) vor, die darauf hinauskommen, dass alle Erkenntnisse auf sinnliche Empfindungen als ihre ersten Gründe sich stützen. Uebrigens ist Steinbart ein sehr warmer Vertheidiger der Unsterblichkeit der Seele, welche er als ein Postulat ansieht, ohne welches die Glückseligkeit des Menschen nicht verwirklicht werden könne. Er spricht als Vermuthung aus, dass die Seele aus dem groben sichtbaren Körper einen feinern Leib heraus- und mit sich nehme.

Man hat Steinbart mit Unrecht mit dem berüchtigten Bahrdt zusammengestellt. Ein würdiger ernster Sinn, dabei eine wahre Toleranz, die er auch in seinen Streitschriften zeigt, zeichnen ihn vortheilhaft vor jenem aus, und es ist sehr erklärlich, dass Semler in derselben Zeit, wo er sich mit grosser Indignation über das Bahrdt'sche Glaubensbekenntniss äussert, sich Steinbarts so warm angenommen hat.

§. 28.

Schlussbemerkung zur zweiten Periode.

Der deutsche Rationalismus des 18. Jahrhunderts grenzt, ganz wie der französische Materialismus nahe an die Unphilosophie, und der Uebergang, den beide in dieselbe gemacht haben ist leicht erklärlich. Dies ist aber nicht der einzige Grund warum beide, trotz dem dass sie entgegengesetzten Richtungen angehören, zusammen gestellt werden müssen. Vielmehr indem beide sich möglichst weit von dem gemeinschaftlichen Ausgangspunkt entfernt haben, nähert die gleiche Feindschaft gegen diesen beide einander. Die beiden Richtungen, welche in der ersten Periode sich noch nicht geschieden hatten, wieder zu versöhnen, und damit die Resultate der ersten und zweiten Periode zu vereinigen, ist die Aufgabe für die dritte Periode der Geschichte der neuern Philosophie. Wo sich bedeutende Persönlichkeiten finden, die in den Extremen,



1. Es ist öfter herv
sicht, welche das Geistig
gehn liesse, oder das M
lungen verflüchtigte, ni
Philosophie verdienen v
das Ich gar nicht statuir
sprechen, der Idealist d
als wirklich setzte, au
War das System *de l*
Extrem ganz nahe geko
Aufklärung indem sie üb
factisch dieses als das
wenn sie auch weder de
es theoretisch zu thun.
deutendern in dieser Ric
Bewusstseyn über sich s
befangen, so mussten d
anschlossen noch weniger
licher Bedeutung seyn.
Biester und so vielen An
Monatsschrift und der A
thek ihr Organ fanden
zeigt sich in diesen Lei
ment in welchem nur
geltend macht, und inde

sind das Höchste wozu sich diese aufgeklärte Moralität erhebt. Mit dieser nur auf's Subject beschränkten Richtung hängt dann auch die Fluth von Selbstbekenntnissen und Selbstbiographien zusammen, die Deutschland am Schluss des vorigen Jahrhunderts überschwemmt haben. Es scheint als hätten Rousseau's Confessionen den ersten Anstoss dazu gegeben, dass man sich itzt mit allen Schwächen und Tugenden der Welt darstellen wollte, als müsste dieser Alles an einer solchen Darstellung liegen. Selbst unter den Bessern dieser Zeit sind Viele, die sich dieser Krankheit nicht erwehrt haben, und Manchem hat ein solches Raisonnement über sich selbst zum Namen eines Weltweisen verholfen.

2. Indess wäre dies allein, dass beide Richtungen zur Unphilosophie geführt haben, da diese in unzähligen Formen auftreten kann, noch kein Beweis, dass ihre Extreme einander sich annähern. Wenn nun aber eine solche doch Statt gefunden hat, so hat sie ihren eigentlichen Grund in einer wirklichen Uebereinstimmung. Diese liegt in dem der Sache nach gleichen Verhältniss welches der französische Naturalismus und die deutsche Aufklärung zur Religion gehabt haben, eine Gleichheit welche die, die überhaupt nur von dem religiösen Gesichtspunkt aus

eine Philosophie zu beurtheilen pflegen, dahin gebracht hat die Ansichten eines Reimarus mit denen eines Holbach ganz zu identificiren, obgleich sie von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehn, und obgleich der Eine den Zweck vergöttert, während der Andre ihn ganz leugnet. Den positiv religiösen Bestimmungen ist freilich die deutsche Aufklärung mit ihrem, dem Rousseau abgeborgten, Theismus eben so entgegen getreten wie Diderot. Der Unterschied ist, dass der Materialismus, ganz in dem Materiellen befriedigt, keinen Gott haben und die deutsche Aufklärung nur mit dem lieben Ich beschäftigt, von keinem wissen will. Beide haben deswegen eine ganz gleiche Reaction, namentlich von Seiten der Orthodoxisten, erfahren, und wenn in Frankreich in der Zeit des *Système de la nature* jeder Gottesleugner Philosoph hiess, und die Werke jedes Philosophen auf Betrieb der Geistlichkeit verbrannt wurden, so fand in Deutschland ganz derselbe Zustand Statt, indem hier nach Lessings Ausdruck „jeder Gottesgelehrte zum Pfaffen, jeder Weltweise zum Gottesleugner herabgewürdigt" wurde. Dieser atheologische Character welchen die Philosophie genommen hat, und in dem die sonst so entgegen gesetzten Materialisten und Rationalisten sich unter einander verstan-

den, hat aber darin seine Nothwendigkeit, dass beide Richtungen ausgegangen und möglichst weit fortgegangen waren von einem System, das gerade im Gegentheil indem es nur der Gottheit Realität zuzuschreiben suchte den pantheistischen (pantheologischen) Standpunkt so weit durchführte als möglich, vom Spinozismus, in dem sie noch gebunden waren (vgl. Th. I. Abth. 2. *p.* 97.). Es kann darum kein grösserer Gegensatz gedacht werden als der zwischen der compacten Ganzheit des Spinozistischen Systems, und der Zerfahrenheit der in Rede stehenden Lehren. Zwar rühmt ein Diderot den Spinoza (in seiner *Promenade*), aber nur indem er ihn missverständlich in einen blossen Materialisten verwandelt, und wie weit die deutsche Aufklärung von einem wahrhaften Verständniss des Spinozismus entfernt war, zeigt Mendelssohns Beispiel, der trotz dem dass er ihn viel und genau gelesen hatte (wie namentlich aus seinem Briefwechsel mit Lessing hervorgeht) ganz entsetzt ist darüber, dass ihm Jacobi sagt Spinoza habe die *causas finales* geleugnet. Dass ein persönlicher Gott geleugnet wird, das kann man ihm noch nach-denken, ja zur Noth zu Gute halten, allein die Zwecke! — Ohne sie gibt es ja den Begriff des Nützlichen nicht. Hatte sich darum Spinoza ganz in das Absolute zu

versenken versucht, und die einzelnen Dinge wie das Ich von diesem spurlos verschlingen lassen, so wird dagegen hier, um beide zu retten und den materiellen Atomen so wie dem einzelnen Ich seine endlose Dauer um so sicherer zu bewahren, jenes vergessen. Daher die Sympathie die wenigstens von Seiten der deutschen Weltweisen den französischen Philosophen erwiesen wird wenigstens dort, wo dieselben gegen Priesterschaft und Kirche sprechen.

3. Ist nun gleich diese Sympathie nur eine negative, d. h. die sich auf gleichen Antipathien gründet, so weist sie doch als auf ihr Ziel auf eine positive Vereinigung hin. Werden nun die beiden Richtungen, die in der zweiten Periode neben einander her sich bis zur Grenze der Unphilosophie entwickelt haben, synthetisch verbunden, so hat die Philosophie damit einen wesentlichen Fortschritt gemacht und einen ganz andern Character bekommen. Sie wird über die einseitig realistische wie über die eben so einseitig idealistische Richtung hinausgegangen seyn und kann in sofern Ideal-Realismus genannt werden. So zeigt sich die neuere Philosophie in der dritten Periode ihrer Entwicklung. Wenn die beiden Elemente, welche in der ersten Periode gebunden waren wieder vereinigt werden, so kann dies als eine Rückkehr

zu einem frühern Standpunkt erscheinen. Allein dies ist nur Schein. Jener war nicht Ideal-Realismus, weil er, was wir Idealismus und Realismus genannt hatten, noch vor sich hatte; itzt dagegen werden diese Einseitigkeiten überwunden, und also als aufgehobne Momente in der folgenden Philosophie enthalten seyn. Damit wird also die Philosophie indem sie, was sie in der zweiten Periode erworben hat, nicht verliert, einen wesentlich andern Standpunkt einnehmen als der in den beiden vorhergehenden Perioden herrschende gewesen ist. In der ersten Periode war vor der Substanzialität des einen allgemeinen Wesens alles Einzelne verschwunden, *Des Cartes* hatte schon gesagt eigentlich sey nur Gott Substanz, und hatte, indem er die Dinge aus Gott und Nichts entstehen liess *(Medit. IV.)* eigentlich damit gesagt die Dinge seyen nur Schranken, Modi an der Gottheit. Hiemit hatte Malebranche, besonders aber Spinoza Ernst gemacht, und alle Individualität zu leugnen gesucht. Die ganze Periode hat deswegen den Character des Substanzialitätssystems oder des Pantheismus. Allein bei Spinoza hatte sich die Negation und nothwendige Consequenz dieses Standpunkts gleichfalls geltend gemacht, und das verdrängte *principium individuationis* stellte sich wider seinen Willen immer wieder

bei ihm ein — (wie sehr, hat in seiner bemerkenswerthen Schrift „Spinoza als Metaphysiker" Thomas gezeigt, der dadurch bewogen wird, Spinoza gar nicht mehr als Pantheisten zu betrachten) —, und so geht bei Spinoza eben wie die *natura naturata* neben der *natura naturans* steht, neben seinem Pantheismus die Ansicht her, welche wir, weil sie das Einzelwesen als substanziell fasst, als monadologische bezeichnen können. Diesen Standpunkt, der bei Spinoza schon beginnt, durchzuführen (und zwar in der doppelten Form des Realismus und Idealismus) war die Aufgabe der zweiten Periode. Die dritte wird uns die Philosophie zeigen wie sie weder pantheistisch ist noch monadologisch indem sie beide Momente zu vereinigen sucht. (Dass hier die Philosophie, weil sie den Pantheismus zu einem wesentlichen Moment hat, die Bedeutung des Spinoza mehr anerkennen wird als dies bis dahin geschah, ja dass sie ihn mehr anerkennen wird als die auf ihn folgenden Philosophen, weil diese einseitige Monadologen waren, er aber, wenn gleich nur neben seinem Pantheismus so doch zugleich mit ihm auch die andere, eben so wesentliche, monadologische Seite nicht vergessen — konnte, dies ist sehr erklärlich.).

4. Wie vor der Kirchenreformation die sogenannten Vor-reformatoren auftraten, d. h. diejenigen welche in dem gegenwärtigen Zustande keine Befriedigung fanden, ohne doch fähig zu seyn einen neuen zu schaffen, so zeigt sich etwas Aehnliches hier im philosophischen Gebiet. Bedeutende Persönlichkeiten treten auf, welche weder in dem frechen Materialismus der Franzosen noch auch in dem faden Rationalismus der deutschen Weltweisen eine Befriedigung finden können, ohne dass doch für sie, deren Wirkungskreis andere Gebiete sind, die Möglichkeit gegeben ist die Aufgabe der folgenden Periode zu lösen. Drei Wege bieten sich hier dar, Wege welche weil sie unter solchen Verhältnissen die einzig möglichen sind, in einer ähnlichen Lage der Philosophie schon einmal eingeschlagen wurden. Als nämlich die Scholastik sich überlebt hatte, und ehe *Des Cartes* das neue Princip in der Philosophie geltend gemacht hat, sehen wir diejenigen die von uns als Vorläufer einer neuern Zeit betrachtet werden müssen, dadurch sich vor der unschmackhaften Scholastik retten, dass sie sich ganz in die Betrachtung des religiösen Inhalts vertiefen und in religiöser Mystik auf die Form der Philosophie verzichten; wir sehen

ht entspreche. Wer nach jenem berühmt geworlen Ausspruch den *salto mortale* in den Glauben ht machen kann und nicht machen will, der wird ı zweiten Ausweg versuchen. Ein neuer Ficinus l Pomponatius wird er sich zur Vergangenheit nden, eine markigere Philosophie dort suchen, ı wo die Neuern sich entfernt haben, und jenem ılimmen Dilemma des Idealismus oder Realismus lurch entgehn, dass er zu dem flüchtet, der weder alist noch Idealist gewesen war, zu Spinoza. Endh aber wird, und dieser Ausweg kann leicht mit m zweiten zugleich ergriffen werden, das Gefühl s Mangels in der gegenwärtigen Philosophie dahin ngen, als Erzeugung desselben das auszusprechen, ilich nicht zu beweisen, was über diese Periode ıausgeht, Gedanken die unbegründet sind und nur istreiche Einfälle, bis eine spätere Zeit ganz daslbe als nothwendig nachweist, was jene nur ahnten. Die diesen Ausweg ergreifen, sie sehen wie oses das gelobte Land ohne hineinzukommen. So rschieden diese Wege sind, so sehr ein *Saint 'artin* oder *Claudius* von einem *Lessing*, dieser ın einem *Herder* und *Hamann* verschieden ist, so hören sie doch alle zu den Vorläufern der durch

Kant hervorgebrachten Revolution im Gebiete der Wissenschaft. Die Betrachtung derselben, so weit dieselbe in unserm Zweck liegt, bleibt deswegen der Darstellung der folgenden Periode aufbehalten, oder der Geschichte der neuesten Philosophie. —

Beilagen.



I. Belegstellen aus Leibnitz's Schriften. *)

Zu §. 3.

1. On parle confusément de la substance, dont la connoissance pourtant est la clef de la philosophie intérieure. C'est la difficulté qui s'y trouve qui a tant embarrassé Spinoza et Mr. Locke. — Une bonne définition (comme j'ai donné celle de l'amour) les aurait tiré d'affaire. — *Lettre III à Bourguet. p. 722.* Cette définition (Cartésienne) de la substance n'est pas exempte de difficultés. Dans le fond il n'y a que Dieu seul qui puisse être conçu comme indépendant d'autre chose. Dirons-nous donc avec un Novateur trop connu, que Dieu est la seule substance, dont les créatures ne soient que les modifications? — Les attributs sont différens des substances, dont ils sont les attributs. Il y a donc quelque chose qui n'est point substance et qui pourtant ne peut pas être plus conçu dépendamment que la substance même. Donc cette indépendance de la notion n'est point le caractère de la substance puisqu'il doit convenir encore à ce qui est essentiel à la substance. *Examen des princ. du P. Malebr. p. 691.*

*) Wo nicht das Gegentheil besonders bemerkt ist, citire ich nach meiner Ausgabe von Leibnitz's philosophischen Werken, Berl. Eichler. 1840. 1. Bd. 4.

variété dans les phénomènes, ce qui vaudrait autant que s'il n'y avait rien du tout. *Répl. aux réfl. de Bayle p.* 188. Il n'y a point deux individus indiscernables. *Lettre IV à Clarke p.* 755. . . ita ut non tantum omne quod agit sit substantia singularis, sed etiam ut omnis singularis substantia agat sine intermissione. *De ipsa natura p.* 157. La monade dont nous parlerons ici n'est autre chose qu'une substance simple qui entre dans les composés; simple c'est à-dire sans parties. — Ces monades sont . . . en un mot les élémens des choses. *Monadol. p.* 705. Les véritables substances ne sont que les substances simples ou ce que j'appelle Monades. Et je crois qu'il n'y a que de monades dans la nature, le reste n'étant que les phénomènes qui en résultent. *A Dangicourt. p.* 745. . . . Et cela est encore plus manifeste dans les substances simples, ou dans les principes actifs mêmes que j'appelle des Entéléchies primitives avec Aristote. *Répl. aux réfl. de Bayle p.* 184. On pourrait donner le nom d'Entéléchies à toutes les substances simples . . . Car elles ont en elles une certaine perfection (ἔχουσι τὸ ἐντελές) il y a une suffisance (αὐτάρκεια). *Monadol. p.* 706.

4. Je ne sais comment vous en pouvez tirer quelque Spinosisme; au contraire c'est justement par ces monades que le Spinosisme est détruit. Car, il y a autant de substances véritables et pour ainsi dire de miroirs vivans de l'univers toujours subsistans, ou d'univers concentrés, qu'il y a de monades, au lieu que selon Spinosa il n'y a qu'une seule substance. Il aurait raison s'il n'y avait point de monades, et alors tout hors de Dieu serait passager et s'evanouirait en simples accidens ou modifications, puisqu'il n'y aurait point la base des substances dans les choses, laquelle consiste dans l'existence des monades. *A Bourguet. Lettre II p.* 720. Unde consequens est ne res quidem durabiles produci posse, si nulla ipsis vis aliquamdiu permanens di-

seulement des actions mais encore des résistances ou possibilités, et leurs passions sont dans les perceptions confuses. C'est ce qui enveloppe la matière ou l'infini en nombres. *A Mr. Rém. de Montmort* p. 725. Responderem . . . materiam primam nihil aliud fore quam potentiam monadum passivam et entelechiam fore eandem activam. *Ad Des Bosses Ep.* 21. p. 687. Respondeo primum principium activum non tribui a me materiae nudae sive primae quae mere passiva est . . . . . sed corpori seu materiae vestitae sive secundae. *Ep. ad Wagnerum* p. 466. Per materiam antem hic intelligo massam seu materiam secundam ubi est extensio cum resistentia. *Ad Des Bosses Ep.* 12. p. 456. Secus est si intelligas materiam primam seu τὸ δυναμικὸν πρῶτον, παθητικὸν πρῶτον ὑποκείμενον, id est potentiam primitivam passivam seu principium resistentiae quod non in extensione sed extensionis exigentia consistit, entelechiamque, seu potentiam activam primitivam complet, ut perfecta substantia seu monas prodeat, in qua modificationes virtute continentur. Talem materiam, id est passionis principium perstare suaeque entelechiae adhaerere intelligimus. *Ad eundem Ep.* 2. p. 436. Materia prima cuivis entelechiae est essentialis neque unquam ab ea separatur cum eam compleat et sit ipsa potentia passiva totius substantiae completae. — Etsi ergo Deus per potentiam absolutam possit substantiam privare materia secunda, non tamen potest eam privare materia prima, nam faceret inde totum purum actum qualis ipse est solus. *Ad eundem Ep.* 7. p. 440. Il faut encore considérer, que ma matière n'est pas une chose opposée au Dieu mais qu'il la faut opposer plutôt à l'actif borné, c'est-à-dire à l'ame ou à la forme. Car Dieu est l'être suprême opposé au néant, dont la matière résulte aussi bien que les formes et le passif tout pure est quelque chose plus que le néant, étant capable de quelque chose au lieu que

rien ne se peut attribuer au néant. *Sur l'esprit universel* p. 182. Et proinde admittendum est aliquid praeter materiam quod sit tam principium perceptionis seu actionis internae quam motus seu actionis externae. Et tale principium appellamus substantiale, item vim primitivam ἐντελέχειαν τὴν πρώτην uno nomine animam, quod activum cum passivo conjunctum substantiam completam constituit. *De anima brutorum* p. 464. Ex his porro intelligi potest animas separatas naturaliter non dari quum enim sint entelechiae primitivae seu mere activae, opus habent aliquo passivo per quod compleantur. *Ibid.* Tecum enim sentio, id quod passivum est nunquam solum reperiri aut per se subsistere. Pulchre autem notas, in mere passivo nullam esse motus recipiendi retinendique habilitatem, et ademta rebus vi agendi non posse eas a divina substantia distingui, incidique in Spinosismum. Vicissim nullam dari creaturam mere activam eo etiam tecum inclino . . . *Ep. ad Fr. Hoffmannum* p. 161. Solus Deus substantia est vere a materia separata quum sit actus purus nulla patiendi potentia praeditus, quae ubicunque est materiam constituit. *Ad Wagnerum* p. 466. Neque ego illud Peripateticorum dogma sperno qui relationem ad determinatam materiam . . . . ad numericam substantiarum distinctionem requirunt. *Ad Des Bosses Ep.* 7. *p.* 440. La matière première et pure . . . . est purement passive, aussi à proprement parler n'est elle pas une substance mais quelque chose d'incomplet. *A Mr. Montmort* p. 736. Vides autem me hic loqui hactenus non de unione entelechiae seu principii activi cum materia prima seu potentia passiva sed de unione . . . monadis (ex utroque principio resultantis) . . . . cum aliis monadibus. *Ad Des Bosses Ep.* 12. *p.* 457. Atque hoc ipsum substantiale principium est . . . . quod forma substantialis appellatur, et, quatenus cum materia substantiam vere unam seu unum per se constituit, id facit quod ego mo-

seulement des actions mais encore des résistances ou possibilités, et leurs passions sont dans les perceptions confuses. C'est ce qui enveloppe la matière ou l'infini en nombres. *A Mr. Rém. de Montmort p.* 725. Responderem . . . materiam primam nihil aliud fore quam potentiam monadum passivam et entelechiam fore eandem activam. *Ad Des Bosses Ep.* 21. *p.* 687. Respondeo primum principium activum non tribui a me materiae nudae sive primae quae mere passiva est . . . . . sed corpori seu materiae vestitae sive secundae. *Ep. ad Wagnerum p.* 466. Per materiam antem hic intelligo massam seu materiam secundam ubi est extensio cum resistentia. *Ad Des Bosses Ep.* 12. *p.* 456. Secus est si intelligas materiam primam seu τὸ *δυναμικὸν πρῶτον, παθητικὸν πρῶτον ὑποκείμενον*, id est potentiam primitivam passivam seu principium resistentiae quod non in extensione sed extensionis exigentia consistit, entelechiamque, seu potentiam activam primitivam complet, ut perfecta substantia seu monas prodeat, in qua modificationes virtute continentur. Talem materiam, id est passionis principium perstare suaeque entelechiae adhaerere intelligimus. *Ad eundem Ep.* 2. *p.* 436. Materia prima cuivis entelechiae est essentialis neque unquam ab ea separatur cum eam compleat et sit ipsa potentia passiva totius substantiae completae. — Etsi ergo Deus per potentiam absolutam possit substantiam privare materia secunda, non tamen potest eam privare materia prima, nam faceret inde totum purum actum qualis ipse est solus. *Ad eundem Ep.* 7. *p.* 440. Il faut encore considérer, que ma matière n'est pas une chose opposée au Dieu mais qu'il la faut opposer plutôt à l'actif borné, c'est-à-dire à l'ame ou à la forme. Car Dieu est l'être suprême opposé au néant, dont la matière résulte aussi bien que les formes et le passif tout pure est quelque chose plus que le néant, étant capable de quelque chose au lieu que

rien ne se peut attribuer au néant. *Sur l'esprit universel p.* 182. Et proinde admittendum est aliquid praeter materiam quod sit tam principium perceptionis seu actionis internae quam motus seu actionis externae. Et tale principium appellamus substantiale, item vim primitivam *ἐντελέχειαν τὴν πρώτην* uno nomine animam, quod activum cum passivo conjunctum substantiam completam constituit. *De anima brutorum p.* 464. Ex his porro intelligi potest animas separatas naturaliter non dari quum enim sint entelechiae primitivae seu mere activae, opus habent aliquo passivo per quod compleantur. *Ibid.* Tecum enim sentio, id quod passivum est nunquam solum reperiri aut per se subsistere. Pulchre autem notas, in mere passivo nullam esse motus recipiendi retinendique habilitatem, et ademta rebus vi agendi non posse eas a divina substantia distingui, incidique in Spinosismum. Vicissim nullam dari creaturam mere activam eo etiam tecum inclino . . . *Ep. ad Fr. Hoffmannum p.* 161. Solus Deus substantia est vere a materia separata quum sit actus purus nulla patiendi potentia praeditus, quae ubicunque est materiam constituit. *Ad Wagnerum p.* 466. Neque ego illud Peripateticorum dogma sperno qui relationem ad determinatam materiam . . . . ad numericam substantiarum distinctionem requirunt. *Ad Des Bosses Ep.* 7. *p.* 440. La matière première et pure . . . . est purement passive, aussi à proprement parler n'est elle pas une substance mais quelque chose d'incomplet. *A Mr. Montmort p.* 736. Vides autem me hic loqui hactenus non de unione entelechiae seu principii activi cum materia prima seu potentia passiva sed de unione . . . monadis (ex utroque principio resultantis) . . . . cum aliis monadibus. *Ad Des Bosses Ep.* 12. *p.* 457. Atque hoc ipsum substantiale principium est . . . . quod forma substantialis appellatur, et, quatenus cum materia substantiam vere unam seu unum per se constituit, id facit quod ego mo-

nadem appello. *De ipsa natura* §. 11. p. 158. Il y en a qui avouent que l'ame est la forme de l'homme; mais aussi ils veulent qu'elle est la seule forme de la nature connue. — Mais on n'en a point de donner ce privilège à l'homme seul comme si la nature était faite à bâtón rompu. Il y a lieu de juger qu'il y a une infinité d'ames ou pour parler plus généralement d'entéléchies primitives, qui ont quelque chose d'analogique avec la perception et l'appétit, et qu'elles sont toutes et demeurent toujours des formes substantielles des corps. *Nouv. essais III. Ch.* 6. *p.* 317. Je fus contraint de recourir à un atome formel, puisqu'un être matériel ne saurait être en même temps matériel et parfaitement indivisible, ou doué d'une véritable unité. Il fallut donc rappeler et comme réhabiliter les formes substantielles si décriées aujourdhui etc. *Système nouveau* §. 3. *p.* 124.

8. De la manière que je définis perception et appétit, il faut que toutes les monades en soient douées. Car perception m'est la représentation de la multitude dans le simple et l'appétit est la tendance d'une perception à l'autre: or ces deux choses sont dans toutes les monades car autrement une monade n'aurait aucun rapport au reste des choses. *A Mr. Bourguet Lettre* 2. *p.* 720. L'action du principe interne qui fait le changement ou le passage d'une perception à l'autre peut être appelée appétition; il est vrai que l'appétit ne saurait toujours parvenir entièrement à toute la perception où il tend, mais il en obtient toujours quelque chose et parvient à des perceptions nouvelles. *Monadol.* §. 15. *p.* 706. Arcus tensi non modica potentia est; at non agit, inquies: imo vero agit inquam, etiam ante displosionem, conatur enim: omnis autem conatus actio. *De vera methodo p.* 111. Aussi n'y a-t-il que cela qu'on puisse trouver dans la substance simple c'est-à-dire les perceptions et leurs changements. C'est en cela seul aussi que peuvent

consister toutes les actions internes des substances simples. *Monadol.* §. 17. *p.* 706. La simplicité de la substance n'empêche point la multiplicité des modifications qui se doivent trouver ensemble dans cette même substance simple, et elles doivent consister dans la variété des rapports aux choses qui sont au dehors. *Princ. de la nat.* §. 2. *p.* 714. Substantia agit quantum potest nisi impediatur; impeditur autem etiam substantia simplex sed naturaliter non nisi intus a se ipsa. Et cum dicitur monas ab alia impediri, hoc intelligendum est de alterius repraesentatione in ipsa. *Ad Des Bosses Ep.* 30. *p.* 740. Il y a une infinité de degrés dans les monades . . *Princ. de la nat. etc.* §. 4. *p.* 715. Confusa (cognitio est) cum non possum notas ad rem ab aliis discernendam sufficientes separatim enumerare, licet res illa tales notas atque requisita revera habeat in quae notio ejus resolvi possit: ita colores . . . . agnoscimus et a se invicem discernimus sed simplici sensuum testimonio, non vero notis enuntiabilibus . . . . licet certum sit notiones harum qualitatum compositas esse . . . At distincta notio est qualem de auro habent Docimastae per notas scilicet et examina sufficientia ad rem ab aliis omnibus corporibus similibus discernendam. *Medit. de cogn. ver. et id. p.* 79. C'est peut-être qu'on a cru que les pensées confuses diffèrent toto genere des distinctes au lieu qu'elles sont seulement moins distinguées. *Répl. aux réfl. de Bayle p.* 187. La substance ne saurait subsister sans quelque affection qui n'est autre chose que sa perception: mais quand il y a une grande multitude des petites perceptions, où il n'y a rien de distingué, on est étourdi; comme quand on tourne continuellement d'une même sens plusieurs fois de suite, où il vient un vertige qui nous peut faire évanouir et qui ne nous laisse rien distinguer. — Donc puisque réveillé de l'étourdissement on s'apperçoit de ses perceptions, il faut bien qu'on en eut eu immédiatement auparavant, quoiqu'on ne

moyen d'obtenir autant de variété qu'il est possible mais avec le plus grand ordre qui se puisse, c'est-à-dire c'est le moyen d'obtenir autant de perfection qu'il se peut. *Monadol.* §. 58. *p.* 709. S'il n'y avoit que des esprits, ils seraient sans la liaison nécessaire, sans l'ordre des temps et des lieux. *Théod. II.* §. 120. *p.* 537. Les créatures franches ou affranchies de la matière seraient détachées en même temps de la liaison universelle et comme les déserteurs de l'ordre général. *Sur le principe de vie p.* 432. C'est aussi par les perceptions insensibles que j'explique cette admirable harmonie préétablie de l'ame et du corps et même de toutes les monades ou substances simples qui supplée à l'influence insoutenable des unes sur les autres. . . . *Nouv. ess. Avantpropos p.* 197. 198. L'opération d'une substance sur l'autre ne consiste que dans ce parfait accord, établi exprès par l'ordre de la première création, en vertu duquel chaque substance suivant ses propres loix se rencontrent dans ce que demandent les autres, et les opérations de l'une suivent ou accompagnent ainsi l'opération ou le changement de l'autre. *A Mr. Arnauld p.* 108. Il y aura un parfait accord entre toutes ces substances, qui fait le même effet qu'on remarquerait si elles communiquaient ensemble par une transmission des espèces ou des qualités que le vulgaire des Philosophes imagine. *Système nouveau p.* 127. Comme la nature de chaque substance simple, ame ou véritable monade est telle, que son état suivant est une conséquence de son état précédant, voilà la cause de l'harmonie toute trouvée. Car Dieu n'a qu'à faire que la substance simple soit une fois et d'abord une représentation de l'univers selon son point de vue: puisque de cela seul il suit qu'elle le sera perpétuellement et que toutes les substances simples auront toujours le même univers. *Lettre V à Mr. Clarke p.* 774. Je me sers de cette occasion pour expliquer ce principe qui est de grand usage dans

le raisonnement et que je ne trouve pas encore assez employé ni assez connu dans toute son étendue. Il a son origine de l'infini, il est absolu nécessaire dans la géométrie, mais il réussit encore dans la physique parce que la souveraine sagesse qui est la source de toutes choses agit en parfait géomètre et suivant une harmonie à laquelle rien ne se peut ajouter. — . . . tous les théorèmes géométriques qui se vérifient de l'ellipse en général pourront être appliqués à la parabole en considérant celle-ci comme une ellipse dont un des foyers est infinement éloigné ou (pour éviter cette expression) comme une figure qui diffère de quelque ellipse moins que d'aucune différence donnée. Le même principe a lieu dans la physique, par exemple le repos peut être considéré comme une vitesse infinement petite ou comme une tardité infinie. *A Mr. Bayle p.* 104. 105. Et lorsque nous considérons la sagesse et la puissance infinie de l'auteur de toutes choses, nous avons sujet de penser, que c'est une chose conforme à la somptueuse harmonie de l'univers et au grand dessein aussi bien qu'à la bonté infinie de ce souverain architecte, que les différentes espèces des créatures s'élèvent aussi peu à peu depuis nous vers son infinie perfection. *Nouv. ess. III. Ch.* 6. *p.* 312. Tout va par degrés dans la nature et rien par saut et cette règle à l'égard des changements est une partie de ma loi de la continuité *Ibid. IV. Ch.* 16. *p.* 392. Cette universalité des règles est soutenue d'une grande facilité des explications: puisque l'uniformité, que je crois observée dans toute la nature, fait que partout ailleurs en tout temps et en tout lieu on pourrait dire: c'est tout comme ici, aux degrés de grandeur et de perfection près, et qu'ainsi les choses les plus éloignées et les plus cachées s'expliquent parfaitement par analogie de ce qui est visible et près de nous. *Sur le principe de vie p.* 432. Qui vero brutis animas aliisque materiae partibus omnem perceptionem et

rer si le reste des choses lui permet de devenir
tant. *A Mr. Bourguet Lettre II. p.* 719. 720.
sence de la chose n'étant que ce qui fait sa
ibilité en particulier, il est bien manifeste qu'e-
er par son essence est exister par sa possibilité
la demonstr. Cartés. p. 177. Il est visible que
lécret (de créer) ne change rien dans la con-
tion des choses et qu'il les laisse telles qu' elles
ɔnt dans l'état de pure possibilité, c'est-á-dire
ne change rien ni dans leur essence ou na-
ni même dans leurs accidens, représentés déjà
aitement dans l'idée de ce monde possible. *Théod.*
. 52. *p.* 517. Primum agnoscere debemus . . .
ıam in rebus possibilibus seu in ipsa possibili-
vel essentia esse exigentiam existentiae vel
ɪic dicam) praetensionem ad existendum, et, ut
o complectar, essentiam per se tendere ad exi-
tiam. Unde porro sequitur, omnia possibilia,
essentiam vel realitatem possibilem exprimen-
pari jure ad existentiam tendere pro quantitate
ıtiae seu realitatis, vel pro gradu perfectionis
a involvunt; est enim perfectio nihil aliud quam
ıtiae quantitas. Hinc vero manifestissime in-
gitur ex infinitis possibilium combinationibus
busque possibilibus existere eam, per quam
ımum essentiae seu possibilitatis perducitur ad
tendum. Semper scilicet est in rebus principium
rminationis quod a maximo minimove petendum
ut nempe maximus praestetur effectus minimo ut
licam sumtu . . . . . . ita posito semel ens praeva-
non-enti, seu rationem esse cur aliquid potius
terit quam nihil, sive a possibilitate transeundum
ad actum, hinc etsi nihil ultra determinetur,
equens est existere quantum plurimum potest
temporis locique capacitate. — Ex his jam
fice intelligitur quomodo in ipsa originatione
n Mathesis quaedam divina seu mechanismus
ıphysicus exerceatur et maximi determinatio ha-
locum . . . . uti in ipsa mechanica com-

muni pluribus corporibus inter se luctantibus talis demum oritur motus per quem fit maximus descensus in summa. . . . . . ita illic prodit mundus per quem maxima fit possibilium productio. — Respondeo neque essentias istas, neque aeternas de ipsis veritates quas vocant esse fictitias, sed existere in quadam ut sic dicam regione idearum nempe in ipso Deo, essentiae omnis existentiaeque fontem. *De rerum orig. rad. p.* 147. 148. Les idées ou essences sont toutes fondées sur une nécessité indépendante de la sagesse, de la convenance et du choix. mais les existences en dépendent. *A Bourguet Lettre VI. p.* 744. L'on peut dire qu'aussitôt que Dieu a décerné de créer quelque chose il y a un combat entre tous les possibles, tous prétendans à l'existence, et que ceux qui joints ensemble produisent le plus de réalité le plus de perfection, le plus d'intelligibilité, l'emportent. *Théod. II.* §. 201. *p.* 566. Or comme il y a une infinité des univers possibles dans les idées de Dieu et qu'il n'en peut exister qu'un seul, il faut qu'il y ait une raison suffisante du choix du Dieu qui le détermine à l'un plutôt qu'à l'autre. Et cette raison ne se peut trouver que dans la convenance, dans les degrés de perfection que ces mondes contiennent, chaque possible ayant droit de prétendre à l'existence à mesure de la perfection qu'il enveloppe. Et c'est ce qui est la cause de l'existence du meilleur, que la sagesse fait connaître à Dieu, que sa bonté le fait choisir et que sa puissance le fait produire. *Monadol.* §. 53—55. *p.* 709. Il s'ensuit de la perfection suprême de Dieu qu'en produisant l'univers il a choisi le meilleur plan possible où il y ait la plus grande variété avec le plus grand ordre, le terrain le lieu le temps le mieux ménagés, le plus d'effet produit par les voies les plus simples etc. *Princ. de la nat.* §. 9. *p.* 716. La volonté sans raison serait le hazard des Epicuriens. Un Dieu qui agirait par une telle volonté serait un Dieu

de nom. — Dieu n'est jamais déterminé par les choses externes, mais toujours par ce qui est en lui, c'est-à-dire par ses connaissances. *Lettre IV à Mr. Clarke p.* 756. 757. Nous convenons de la souveraine liberté de Dieu, mais nous ne la confondons pas avec l'indifférence d'équilibre, comme s'il pouvait agir sans raison. *Théod. II.* §. 199. *p.* 565.

11. Cette substance simple primitive doit renfermer éminemment les perfections contenues dans les substances dérivatives qui en sont les effets. — *Princ. de la nat. etc.* §. 9. *p.* 716. Ainsi Dieu seul est l'unité primitive ou la substance simple originaire etc. *Monadol.* §. 47. *p.* 708. Porro monas seu substantia simplex in genere continet perceptionem et appetitum, estque vel primitiva seu Deus in quo est ultima ratio rerum, vel est derivativa nempe monas creata etc. *Ep. ad Bierlingium. p.* 678. En disant seulement que Dieu est un être de soi ou primitif, ens a se c'est-à-dire qui existe par son essence, il est aisé de conclure de cette définition qu'un tel être, s'il est possible, existe; ou plutôt cette conclusion est un corollaire qui se tire immédiatement de la définition et n'en diffère presque point. *De la démonstr. Cartés. p.* 177. Mais cela l'a engagé (s. Dieu) à considérer toutes les actions des créatures encore dans l'état de possibilité, pour former le projet le plus convenable. Il est comme un grand architecte qui se propose pour but la satisfaction ou la gloire d'avoir bâti un beau palais et qui considère tout ce qui doit entrer dans ce bâtiment ... avant qu'il prenne un entière résolution. Car un sage en formant ses projets ne saurait détacher la fin des moyens il ne se propose point de fin sans savoir s'il y a des moyens d'y parvenir. *Théod. I.* §. 68. *p* 524. Le simple décret du choix ne changeant point mais actualisant seulement leurs (s. des créatures) natures qu'il y voyait dans ses idées. *Lettre V à Mr. Clarke p.*

763. J'ai déjà établi que le concours de Dieu consiste à nous donner continuellement ce qu'il y a de réel en nous et en nos actions, mais que se qu'il y a là-dedans de limité et d'imparfait est une suite des limitations précedentes qui sont originairement dans la créature. *Théod. III.* §. 377. *p.* 613. Sans Dieu non seulement il n'y aurait rien d'existant mais il n'y aurait même rien de possible. *Ibid. II.* §. 184. *p.* 561. Patet autem ab hoc fonte res existentes continue promanare ac produci productasque esse cum non appareat cur unus status mundi magis quam alius, hesternus magis quam hodiernus ab ipso fluat. *De rer. orig. radic. p.* 148. Ce qu'on peut dire d'assuré sur le présent sujet, est que la créature dépend continuellement de l'opération divine et qu'elle n'en dépend pas moins depuis qu'elle a commencé que dans le commencement. Cette dépendance porte, qu'elle ne continuerait pas d'exister si Dieu ne continuerait pas d'agir. *Théod. III.* §. 385. *p.* 615. Dieu produit la créature conformément à l'exigence des instans précédens suivant les loix de sa sagesse, et la créature opère conformément à cette nature qu'il lui rend en la créant toujours. Les limitations et imperfections y naissent par la nature du sujet qui borne la production de Dieu. *Ibid.* §. 388. *p.* 616. Dieu est l'être suprème, opposé au néant. *Sur l'espr. univ. p.* 182. Les monades créées ou dérivatives sont des productions et naissent pour ainsi dire par des fulgurations continuelles de la Divinité de moment à moment, bornée par la réceptivité de la créature à laquelle il est essentiel d'être limitée. *Monadol.* §. 47. *p.* 708.

Zu §. 6.

12. J'appelle monde toute la suite et toute la collection de toutes les choses existantes, afin qu'on ne dise point que plusieurs mondes pouvaient exister en différens temps et différens lieux. *Théod. I.*

§. 8. *p.* 506. Si chaque substance prise à part était parfaite, elles seraient toutes semblables, ce qui n'est point convenable ni possible. Si c'étaient des dieux, il n'aurait pas été possible de les produire. Le meilleur système des choses ne contiendra donc point de dieux. *Théod. II.* §. 200. *p.* 565. Praeter mundum seu aggregatum rerum finitarum datur unum aliquod dominans etc. *De rer. orig. radic. p.* 147. Pour être possible il suffit de l'intelligibilité, mais pour l'existence il faut une prévalence d'intelligibilité ou d'ordre, car il y a ordre à mesure qu'il y a beaucoup à remarquer dans une multitude. — Je n'accorde point que pour connaître si le roman de l'Astrée est possible, il faille connaître sa connexion avec le reste de l'univers. Cela serait nécessaire pour savoir s'il est compossible avec lui et par conséquent si ce roman a été, s'il est, ou s'il sera dans quelque coin de l'univers. — Cela serait vrai si l'univers était la collection de tous les possibles, mais cela n'est point, parce que tous les possibles ne sont point compossibles. Ainsi l'univers n'est que la collection d'une certaine façon de compossibles, et l'univers actuel est la collection de tous les possibles existans, c'est-à-dire de ceux qui forment le plus riche composé. *A Mr. Bourguet Lettre I et II p.* 718. 719. Et ut possibilitas est principium essentiae ita perfectio seu essentiae gradus (per quem plurima sunt compossibilia) principium existentiae. *De rer. orig. rad. p.* 148. . . . Dans les idées de Dieu une monade demande avec raison, que Dieu en réglant les autres dès le commencement des choses ait regard à elle. — Dieu comparant deux substances simples, trouve en chacune des raisons qui l'obligent à y accomoder l'autre. *Monadol.* §. 51. 52. *p.* 709. Il est vrai, dit-on, qu'il n'y a rien sans une raison suffisante pourquoi il est et pourquoi il est ainsi plutôt qu'autrement. Mais on ajoute que cette raison suffisante est souvent la simple volonté de Dieu. — Mais c'est

justement soutenir que Dieu veut quelque chose sans qu'il y ait aucune raison suffisante de sa volonté contre l'axiome ou la règle générale de tout ce qui arrive. C'est retomber dans l'indifférence vague que j'ai montrée chimérique. . . . On m'objecte qu'en n'admettant point cette simple volonté ce serait ôter à Dieu le pouvoir de choisir et tomber dans la fatalité. — Ce n'est pas cette fatalité (qui n'est autre chose que l'ordre le plus sage de la providence) mais une fatalité ou nécessité brute, qu'il faut éviter ou il n'y a ni sagesse ni choix. *Lettre III à Mr. Clarke p.* 752. On m'accorde ce principe important, que rien n'arrive sans qu'il n'y ait une raison suffisante pourquoi il en soit plutôt ainsi qu'autrement. *Ibid. p.* 751. De dire ainsi que l'esprit peut avoir de bonnes raisons pour agir quand il n'a aucuns motifs et quand les choses sont absolument indifférentes . . . c'est une contradiction manifeste. *Lettre V à Mr. Clarke p.* 764. Lorsque deux choses incompatibles sont également bonnes, et tant en elles que par leur combinaison avec d'autres, l'une n'a point d'avantage sur l'autre, Dieu n'en produira aucune. *Lettre IV à Mr. Clarke p.* 756. Il est indifférent de ranger trois corps égaux et en tout semblables, en quel ordre qu'on voudra; et par conséquent ils ne seront jamais rangés par Celui qui ne fait rien qu'avec sagesse. Mais aussi étant l'auteur des choses, il n'en produira point et par conséquent il n'y en a point dans la nature. — Ces grandes principes de la raison suffisante et de l'identité des indiscernables changent l'état de la métaphysique, . . qui devient réelle et démonstrative par leur moyen, au lieu qu'autrefois elle ne consistait presque qu'en termes vides. *Ibid. p.* 755. 56.

13. Dans les substances simples ce n'est qu'une influence idéale d'une monade sur l'autre, qui ne peut avoir son effet que par l'intervention de Dieu.—.. Car puisqu'une monade créée ne saurait avoir une influence physique sur l'intérieur de l'autre, ce n'est

que par ce moyen, que l'une peut avoir de la dépendance de l'autre. — La créature est dite agir au dehors en tant qu'elle a de la perfection et pâtir d'une autre en tant qu'elle est imparfaite. Ainsi l'on attribue l'action à la monade en tant qu'elle a des perceptions distinctes, et la passion en tant qu'elle a des confuses. Et une créature est plus parfaite qu'une autre en ce qu'on trouve en elle ce qui sert à rendre raison a priori de ce qui se passe dans l'autre, et c'est par là qu'on dit qu'elle agit sur l'autre. *Monadol.* §. 51. 49. 50. *p.* 709. Nec video quid monas dominans aliarum monadum existentiae detrahat cum revera inter eas nullum sit commercium sed tantum consensus. — Dominatio et subordinatio monadum in ipsis considerata monadibus, non consistit nisi in gradibus perceptionum. *Ad Des Bosses Ep.* 20. *p.* 683. Et c'est par là qu'entre les créatures les actions et passions sont mutuelles. Car Dieu comparant deux substances simples trouve en chacune des raisons a y accomoder l'autre, et par conséquent ce qui est actif à certains égards est passif suivant un autre point de considération: actif en tant que ce qu'on connaît distinctement en lui sert à rendre raison de ce qui se passe dans un autre et passif en tant que la raison de ce qui se passe en lui se trouve en ce qui se connaît distinctement dans un autre. — Or cette liaison ou cet accomodement de toutes les choses créées à chacune, et de chacune à toutes les autres fait que chaque substance simple a des rapports qui expriment toutes les autres et qu'elle est par conséquent un miroir vivant perpétuel de l'univers. — On voit d'ailleurs dans ce que je viens de rapporter les raisons à priori pourquoi les choses ne sauraient aller autrement; parce que Dieu en réglant le tout a eu égard à chaque partie et particulièrement à chaque monade dont la nature étant représentative rien ne la saurait borner à ne représenter qu'une partie des choses; quoiqu'il soit vrai que cette représentation

n'est que confuse dans le détail de tout l'univers, et ne peut être distincte que dans une petite partie des choses, c'est-à-dire dans celle qui sont ou les plus prochaines ou les plus grandes par rapport à chacune des monades. *Monadol.* §. 52. 56. 60. *p.* 709. Mundus praesens physice seu hypothetice non vero absolute seu metaphysice est necessarius, nempe posito quod semel talis sit, consequens est, talia porro nasci. *De rer. orig. rad. p.* 147. Mais Dieu lui-même, dira-t-on, ne pourrait donc rien changer dans le monde? Assurément il ne pourrait pas à présent le changer sauf sa sagesse, puisqu'il a prévu l'existence de ce monde et de ce qu'il contient, et même puisqu'il a pris cette résolution de le faire exister. *Théod. I.* §. 53. *p.* 517.

14. Neque enim materia prima in mole seu impenetrabilitate et extensione consistit, materia vero secunda, qualis corpus organicum constituit, resultatum est ex innumeris substantiis completis quarum quaevis suam habet entelechiam et suam materiam primam. *Ad Des Bosses Ep.* 7. *p.* 440. Mais il ne faut point dire pour cela que chaque portion de la matière est animée; c'est comme nous ne disons pas qu'un étang plein de poissons est un corps animé, quoique les poissons le soient. *Sur le princ. de vie. p.* 427. Mais la matière première et pure, prise sans les ames ou vies qui lui sont unies, est purement passive; aussi à proprement parler n'est-elle pas une substance, mais quelque chose d'incomplet. Et la matière seconde, comme par exemple le corps n'est pas une substance, mais par une autre raison; c'est qu'elle est un amas de plusieurs substances, comme un étang plein de poissons, ou comme un troupeau de brebis. *Lettre à Mr. R. de Montmort p.* 736. C'est pourquoi j'appelle la matière non substantiam sed substantiatum. *A Dangicourt. p.* 745. Pour réfuter l'imagination de ceux qui prennent l'espace pour une substance ou du moins pour quelque être absolu, j'ai plusieurs

démonstrations. *Lettre III à Mr. Clarke p.* 752. Si l'espace est la propriété ou l'affection de la substance qui est dans l'espace, le même espace sera tantôt l'affection d'un corps, tantôt d'un autre corps, tantôt d'une substance immatérielle tantôt peut être de Dieu, quand il est vide det oute autre substance matérielle ou immatérielle. *Lettre V à Mr. Clarke p. 767.* Je reconnais que le temps, l'étendue, le mouvement et le continu en général de la manière qu'on les prend en Mathématiques ne sont que des choses idéales; *Répl. aux. réfl. de Bayle p.* 189. Voici comment les hommes viennent à se former la notion de l'espace. Ils considèrent que plusieurs choses existent à la fois et ils y trouvent un certain ordre de coéxistence, suivant lequel le rapport des uns et des autres est plus ou moins simple. — Deux sujets différents comme A et B ne sauraient avoir précisement la même affection individuelle; un même accident individuel ne se pouvant point trouver en deux sujets ni passer du sujet en sujet. Mais l'esprit non content de la convenance cherche une identité, une chose qui soit véritablement la même et la conçoit comme hors de se sujet et c'est ce qu'on appelle ici place et espace. Cependant cela ne saurait être qu'idéal, contenant un certain ordre où l'esprit conçoit l'application des rapports: comme l'esprit se peut figurer un ordre consistant en lignes généalogiques dont les grandeurs ne consisteraient que dans le nombre des générations où chaque personne aurait sa place. *Lettre V à Mr. Clarke p.* 768. Je tiens l'espace pour quelque chose de purement relatif comme le temps; pour un ordre des coéxistences comme le temps est un ordre des successions. *Lettre III à Mr. Clarke p.* 752. Car comment pourrait exister une chose, dont jamais aucune partie n'existe? Du temps n'existent jamais que des instans, et l'instant n'est pas même une partie du temps. *Lettre V à Clarke p* 769. Nec ulla est monadum propinquitas

[illegible] [illegible] spatialis vel absoluta, dicereque, esse [illegible] [illegible] conglobatas aut in spatio disseminatas est [illegible] fictionibus animi nostri uti, dum imaginari libenter vellemus, quae tantum intelligi possunt. Ad Des Bosses Ep. 20. p. 682. Monades enim [illegible] [illegible] corporum, tangere sese componere corpora non magis dici debet quam hoc de punctis et [illegible] dicere licet. *Ad eundem Ep.* 18. p. 680. [illegible] aggregata nihil alind sunt quam phaenomena, [illegible] praeter monades ingredientes, caetera per solam perceptionem addantur, eo ipso dum simul percipiuntur. — Si composita essent mera phaenomena [illegible] ipsa nil foret nisi phaenomenon resultans [illegible] apparentiis simultaneis coordinatis et eo ipso [illegible] controversiae de compositione continui cessarent. *Ad eundem Ep.* 30. p. 741. Car pour en dire en mot, le corps n'a point de véritable unité; ce n'est qu'un aggregé que l'école appelle un per accidens, un assemblage comme un troupeau, son unité vient de notre perception. C'est un être de raison ou plutôt d'imagination, un phénomène. *Examen des princ. de Maleb. p.* 693. Quae (corpora) non sunt nisi entia per aggregationem, adeoque semimentalia ut iris aliaque phaenomena bene fundata. *Ad Des Bosses Ep.* 2. p. 436. Si corpora mera essent phaenomena non ideo fallerentur sensus. Neque enim sensus pronuntiant aliquid de rebus metaphysicis. Sensuum veracitas in eo consistit ut phaenomena consentiant inter se neque decipiamur eventibus si rationes experimentis inaedificatas probe sequamur. *Ad eund. Ep.* 30 p. 740. Itaque nullo argumento absolute demonstrari potest, dari corpora nec quicquam prohibet somnia quaedam bene ordinata menti nostrae objecta esse quae a nobis vera judicentur et ob consensum inter se quoad usum vero aequivaleant. *De phaenom. realib. p.* 444. Deus infinitas monades novas creare posset non augendo massam. . . Massa est phaenomenon reale, nec in phaenomenis (exceptis iis quae apparent ipsi

novae monadi utique nove) quicquam mutatur ob novae monadis ortum. *Ad Des Bosses Ep.* 12. *p.* 457.

15. Quant à l'inertie de la matière comme la matière elle-même n'est autre chose qu'un phénomène mais bien fondé résultant des monades; il en est de même de l'inertie qui est une propriété de ce phénomène. Il faut qu'il paroisse que la matière est une chose qui résiste au mouvement, et qu'un petit corps en mouvement ou en force ne puisse pas en donner à un grand en repos sans perdre de la sienne. — Comme la réalité absolue n'est que dans les monades et leurs perceptions, il faut que ces perceptions soient bien réglées. *Lettre à Mr. R. de Montmort p.* 725. La substance est un être capable d'action; elle est simple ou composée. — La composée est l'assemblage des substances simples ou des monades. *Princ. de la nat.* §. 1. *p.* 714. (L'étendue) a besoin d'un sujet, elle est quelque chose de relatif à ce sujet comme la durée. Elle suppose même quelque chose d'antérieur dans ce sujet. Elle suppose quelque qualité quelque attribut quelque nature dans ce sujet, qui s'étende, se répande avec le sujet, se continue. L'étendue est la diffusion de cette qualité ou nature: par exemple dans le lait il y a une étendue ou diffusion de la blancheur, dans le diamant une étendue ou diffusion de la dureté, dans le corps en général une étendue ou diffusion de l'antitypie ou de la matérialité. *Exam. des princ. de Malebr. p.* 692. Cum dico extensionem esse resistentis continuationem, quaeris an ea continuatio sit modus tantum? Ita putem: habet enim se ad res continuatas seu repetitas ut numerus ad res numeratas .... cum extensio sit simultanea continua positionis repetitio ut lineam fluxu puncti fieri dicimus .... *Ad Des Bosses Ep.* 8. *p.* 443. Non intellecta motus natura fecit ut insignes philosophi naturam materiae sola extensione circumscripserint, unde nata est corporis antea inaudita

finalibus, et spiritualia sunt natura priora quam materialia. *Ad Bierlingium p.* 678. Je ne suis pas le premier qui ai blâmé Mr. Des Cartes d'avoir rejeté la recherche des causes finales. — Pour expliquer une machine on ne saurait mieux faire que de proposer son but et de montrer comment toutes ses pièces y servent. Cela peut même être utile à trouver l'origine de l'intention. — J'ai montré ailleurs que tandis qu'on peut encore disputer de la cause efficiente de la lumière que Mr. Des Cartes n'a pas assez bien expliquée comme les plus intelligens avouent maintenant, la cause finale suffit pour déviner les loix qu'elle suit. *Réponse aux réfl. de Regis p.* 143. 144. Bien loin d'exclure les causes finales et la considération d'un être agissant avec sagesse, c'est de là qu'il faut tout déduire en Physique. *A Mr. Bayle p.* 106. C'est pourquoi Archimède, en voulant passer de la mathématique à la physique dans son livre de l'équilibre a été obligé d'employer un cas particulier du grand principe de la raison suffisante. Il prend pour accordé, que s'il y a une balance où tout soit de même de part et d'autre et si l'on suspend aussi des poids égaux aux deux extrêmités de cette balance, le tout demeurera enrepos. C'est parce qu'il n'y a aucune raison pourquoi un côté descende plutôt que l'autre. *Lettre II à Mr. Clarke p.* 748. — Car ayant fait de nouvelles découvertes sur la nature de la force active et sur les loix du mouvement, j'ai fait voir, qu'elles ne sont pas d'une nécessité absolument géométrique comme Spinosa paraît l'avoir cru; et qu'elles ne sont pas purement arbitraires non plus, quoique ce soit l'opinion de Mr. Bayle et de quelques philosophes modernes, mais qu'elles dépendent de la convenance comme je l'ai déjà marqué ci-dessus, ou de ce que j'appelle le principe du meilleur. *Théod. préf. p.* 477. Ce n'est pas la quantité du mouvement mais *celle de la force* qui se conserve, à peu près comme lorsque deux

globes se mettent en un ou vice versa, on ne conserve pas la somme des surfaces, mais celle de solidités quoique les solidités ne soient jamais sans de surfaces convenables. *A Mr. Bayle p.* 192. De corporibus demonstrare possum non tantum lucem, calorem, colorem et similes qualitates esse apparentes sed et motum et figuram et extensionem. *De phaenom. realib. p.* 445. J'ai trouvé une nouvelle ouverture qui m'a fait apprendre qu'il se conserve non seulement la force mais encore la même quantité de l'action motrice qui est différente du mouvement comme vous allez voir par un raisonnement, dont je fus surpris moi-même voyant qu'on n'avait fait une remarque si aisée sur une matière si rabbatue. Voici mon argument: Dans les mouvemens uniformes d'un même corps 1) *l'action* de parcourir deux lieues en deux heures est double de l'action de parcourir une lieue en une heure (car la première action contient la seconde précisement deux fois), 2) l'action de parcourir une lieue en une heure est double de l'action de parcourir une lieue en deux heures (ou bien les actions qui font un même effet sont comme leurs vitesses). Donc 3) l'action de parcourir deux lieues en deux heures est quadruple de l'action de parcourir une lieue en deux heures. Cette demonstration fait voir qu'un mobile recevant une vitesse double ou triple à fin de pouvoir faire une double ou triple effet dans un même temps, reçoit une action quadruple ou nonuple. Ainsi les actions sont comme les quarrés des vitesses. — L'action n'est autre chose que l'exercice de la force et revient au produit de la force par le temps. Ainsi le dessein de nos philosophes et particulièrement de feu Mr. Des Cartes a été bon de conserver l'action et d'estimer la force par l'action; mais ils ont pris un qui pro quo en prenant ce qu'ils appellent la quantité du mouvement pour la quantité de l'action motrice. — Je ne parle pas ici des forces et actions respectives qui se conservent aussi

et ont leurs estimes à part; et il y a bien d'autres égalités ou conservations merveilleuses qui marquent non seulement la constance mais aussi la perfection de l'auteur *A Mr. Bayle p.* 192. 193. Deinde sciendum est, a me distingui vim absolutam a directiva, quamquam et directivam ex sola consideratione potentiae absolutae deducere et demonstrare possim. Et quidem demonstro non tantum eandem conservari vim absolutam, seu quantitatem actionis in mundo, sed etiam eandem vim directivam eandemque quantitatem directionis ad easdem partes, seu eandem quantitatem progressus. — *Ep. ad Bernoullium p.* 108. Mais quand je cherchai les dernières du mécanisme et des loix mêmes du mouvement, je fus tout surpris de voir, qu'il était impossible de les trouver dans les Mathématiques, et qu'il fallait retourner à la métaphysique. C'est ce qui me ramena aux entéléchies et du matériel au formel; et me fit enfin comprendre après plusieurs corrections et avancemens mes notions que les monades ou les substances simples sont les seules véritables substances. *Lettre I à Mr. R. de Montmort p.* 702.

17. Dynamica seu de motuum causa, sive de causa et effectu, ac potentia et actu. *Scient. nov. gener. p.* 88. Si addas substantias compositas dicerem in ipsis principium resistentiae accedere debere principio activo, sive virtuti motivae. *Ad Des Bosses Ep.* 21. *p.* 687. Il y a même encore une espèce de puissance passive plus particulière et plus chargée de réalité c'est celle qui est dans la matière où il n'y a pas seulement la mobilité, qui est la capacité ou réceptivité du mouvement, mais encore la résistance, qui comprend l'impénétrabilité et l'inertie. Les entéléchies, c'est-à-dire les tendances primitives ou substantielles lorsqu'elles sont accompagnées de perception, sont les ames. *Nouv. ess. II Ch.* 21. *p.* 250. Violentum admitto utique, neque a communi sermone recedendum puto, qui ad apparentia refertur, eo fere modo, quo Copernicani de motu solis

juuntur cum vulgo; simili modo loquimur de casu fortuna. *Ad Des Bosses Ep.* 1. *p.* 435. Les corps recevraient point le mouvement dans le choc ivant les loix qu'on y remarque, s'ils n'avaient jà du mouvement en eux. *Nouv. ess. Liv. II* i. 21. *p.* 250.

Zu §. 7.

18. Le corps appartenant à une monade qui est l'entéléchie ou l'ame constitue avec l'entéchie ce qu'on peut appeler un vivant, et avec me ce qu'on appelle un animal. — Ainsi quoie chaque monade créée représente tout l'univers le représente plus distinctement le corps qui lui t affecté particulièrement et dont elle fait l'enléchie. Et comme ce corps exprime tout l'univers r la connexion de toute la matière dans le plein, me représente aussi tout l'univers en représentant corps qui lui appartient d'une manière particure. *Monadol.* §. 63. 62. *p.* 710. Les corps orniques ne diffèrent pas moins en perfection que s esprits à qui ils appartiennent. *Théod. II.* §. 4. *p.* 540. Dominatio autem et subordinatio modum in ipsis considerata monadibus non consistit si in gradibus perceptionum. *Ad Des Bosses Ep.*). *p.* 683. Chaque substance simple ou monade i fait le centre d'une substance composée (comme r exemple d'un animal) et le principe de son ıicité est environnée d'une masse composée par e infinité d'autres monades, qui constituent le rps propre de cette monade centrale. *Princ. de nat.* §. 3. *p.* 714. Il faut donc savoir que les achines de la nature ont un nombre d'organes ritablement infini, et sont si bien munies et à preuve de tous les accidens, qu'il n'est pas posble de les détruire. Une machine naturelle deeure encore machine dans ses moindres parties. stème nouveau etc. *p.* 126. L'organisme des ani-

maux est un mécanisme qui supposé une préformation divine; ce qui en suit est purement naturel et tout-à-fait mécanique. Tout ce qui se fait dans le corps de l'homme et de tout animal, est aussi mécanique que ce qui se fait dans une montre. *Lettre V à Mr. Clarke p.* 777. Ce système fait que les corps agissent comme si (par impossible) il n'y avait point d'ames, et que les ames agissent comme s'il n'y avait point de corps, et que tous deux agissent comme si l'un influait sur l'autre. L'ame suit ses propres loix et le corps aussi les siennes et ils se rencontrent en vertu de l'harmonie préétablie entre toutes les substances, puisqu'elles sont toutes des représentations d'un même univers. Les ames agissent selon les loix finales par appétitions fins et moyens. Les corps agissent selon les loix des causes efficientes ou des mouvemens. Et les deux règnes celui des causes efficientes et celui des causes finales sont harmoniques entre eux. *Monadol.* §. 81. 78. 79. *p.* 711. Je ne pouvais manquer de venir à ce système qui porte que Dieu a créé l'ame d'abord de telle façon qu'elle doit se produire et se représenter par ordre ce qui se passe dans le corps, et le corps aussi de telle façon qu'il doit faire de soi-même ce que l'ame ordonne. — C'est comme si celui qui sait tout ce que j'ordonnerai à un valet le lendemain tout le long du jour faisait un automate qui ressemblât parfaitement à ce valet et qui executât demain à point nommé tout ce que j'ordonnerais. *Théod. I.* §. 62. 63. *p.* 521. Les philosophes de l'école croyaient qu'il y avait une influence physique réciproque entre le corps et l'ame: mais depuis qu'on a bien considéré que la pensée et la masse étendue n'ont aucune liaison ensemble et que ce sont des créatures qui différent toto genere, plusieurs modernes ont reconnu qu'il n'y a aucune communication physique entre l'ame et le corps .... on ne saurait tirer cet effet d'aucune notion qu'on conçoive dans le corps et dans l'ame.

Ibid. §. 59. *p.* 519. Je n'ai pas cru qu'on pût écouter ici des philosophes très habiles d'ailleurs qui font venir un Dieu comme dans une machine de théâtre pour faire le dénouement de la pièce, ... ce système qu'on appelle celui des causes occasionelles .... introduit des miracles perpétuels pour faire le commerce de ces deux substances. *Ibid.* §. 61. Monsieur Des Cartes a voulu capituler et faire dépendre de l'ame une partie de l'action du corps. Il croyait savoir une règle de la nature qui porte, selon lui, que la même quantité de mouvement se conserve dans les corps. Il n'a pas jugé possible que l'influence de l'ame violât cette loi des corps, mais il a cru que l'ame pourrait pourtant avoir le pouvoir de changer la direction des mouvemens qui se font dans le corps, à peu près comme un cavalier, quoiqu'il ne donne point de force au cheval qu'il monte, ne laisse pas de le gouverner en dirigeant cette force du côté que bon lui semble. — .... il se conserve encore la même direction en tous les corps ensemble qu'on suppose agir entre eux, de quelque manière qu'ils se choquent. Si cette règle avait été connu à Mr. Des Cartes, il aurait rendu la direction des corps aussi indépendante de l'ame que leur force et je crois que cela l'aurait mené tout droit à l'hypothèse de l'harmonie préétablie où ces mêmes règles m'ont mené. *Ibid.* §. 60. 61. Figurez-vous deux horloges ou montres qui s'accordent parfaitement. Or cela se peut faire de trois manières. La 1. consiste dans une influence mutuelle, la 2. est, d'y attacher un ouvrier habile qui les redresse et les mette d'accord à tous momens, la 3. est de fabriquer ces deux pendules avec tant d'art et de justesse qu'on se puisse assurer de leur accord dans la suite. Mettes maintenant l'ame et le corps à la place de ces deux pendules; leur accord peut arriver par une de ces trois manières. La voie d'influence est celle de la philosophie vulgaire, mais comme l'on ne saurait concevoir des

particules matérielles qui puissent passer d'une de ces substances dans l'autre, il faut abandonner ce sentiment. La voie de l'assistance continuelle du créateur est celle du système des causes occasionelles, mais je tiens que c'est faire intervenir Deus ex machina dans une chose naturelle et ordinaire ou selon la raison il ne doit concourir que de la manière qu'il concourt à toutes les autres choses naturelles. Ainsi il ne reste que mon hypothèse c'est-à-dire que la voie de l'harmonie. Dieu a fait dès le commencement chacune de ces deux substances de telle nature qu'en ne suivant que ses propres loix, qu'elle a reçues avec son être elle s'accorde pourtant avec l'autre tout comme s'il y avait une influence mutuelle ou comme si Dieu y mettait toujours la main au delà de son concours général. *Secondo éclaircissem. p.* 133. 134.

19. Je crois que les ames humaines et toutes les autres ne sont jamais sans quelque corps. *Nouv. ess. II. Ch.* 1. *p.* 224. Les corps organiques ne sont jamais sans ames et les ames ne sont jamais séparées de tout corps organique. — Je n'admets donc point qu'il y a des ames entièrement séparées naturellement ni qu'il y a des esprits créés entièrement détachés de tout corps .... (ils) seraient comme les déserteurs de l'ordre général. *Sur le princ. de vie p.* 432. Unde in hac ipsa vi passiva resistendi et impenetrabilitatem et aliquid amplius involvente ipsam materiae primae sive molis quae in corpore ubique eadem magnitudinique ejus proportionalis est notionem colloco. . *De ipsa natura p.* 157. Mais pour dire la verité je crois que la fluidité parfaite ne convient qu'à la matière première c'est-à-dire en abstraction et comme une qualité originale de même que le repos, mais non pas à la matière seconde telle qu'elle se trouve effectivement revêtue de ses qualités dérivatives, car, je crois qu'il n'y a point de masse qui soit de la dernière subtilité. . *Nouveaux essais II. Ch.* 23. *p.* 214.

Mais il ne faut point s'imaginer avec quelquesuns qui avaient mal pris ma pensée que chaque ame a une masse ou portion de la matière propre ou affectée à elle pour toujours et qu'elle possède par conséquent d'autres vivans inférieurs destinés toujours à son service. Car tous les corps sont dans un flux perpétuel comme des rivières et des parties y entrent et en sortent continuellement. Ainsi l'ame ne change de corps que peu à peu et par degrés de sorte qu'elle n'est jamais dépouillée tout d'un coup de tous ses organes et il y a souvent métamorphose dans les animaux mais jamais métempsychose ni transmigration des ames. *Monadol.* §. 71. 72. *p.* 711. Ainsi on peut dire que non seulement l'ame est indestructible, mais encore l'animal même quoique sa machine périsse souvent en partie et quitte ou prenne des dépouilles organiques. — C'est ce qui fait aussi qu'il n'y a jamais ni génération entière ni mort parfaite prise à la rigueur consistant dans la séparation de l'ame. Et ce que nous appelons générations sont des développemens et des accroissemens comme ce que nous appelons morts sont des enveloppemens et diminutions. — On s'est aperçu par des recherches exactes . . . que les corps organiques . . . sont produits . . . toujours par des sémences dans lesquelles il y avait sans doute quelque préformation. — Les animaux dont quelquesuns sont élevés au degré des plus grands animaux par le moyen de la conception, peuvent être appelés spermatiques. *Ibid.* §. 77. 73 — 75. *p.* 711. Ainsi je croirais que les ames, qui seront un jour ames humaines . . . ont existé depuis le commencement des choses toujours dans une manière de corps organique . . . . mais . . qu'elles n'existaient alors qu'en ames sensitives ou animales, donées de perception et de sentiment et destituées de raison, et qu'elles sont demeurées dans cet état jusqu'au temps de la génération de l'homme à qui elles devaient appartenir, mais qu'alors ils ont reçu la raison, soit

qu'il y ait un moyen naturel d'élever une ame sensitive au degré d'ame raisonnable (ce que j'ai de la peine à concevoir) soit que Dieu ait donné la raison à cette ame par une opération particulière ou par une sorte de transcréation. *Théod. I.* §. 91. *p.* 527. Cependant il sera bon d'ajouter, que j'aimerais mieux me passer du miracle dans la génération de l'homme comme dans celle des autres animaux, et cela se pourra expliquer en concevant, que dans ce grand nombre d'ames et d'animaux, ou du moins de corps organiques vivans qui sont dans les sémences ces ames seules qui sont destinées à parvenir un jour à la nature humaine enveloppent la raison . . *Ibid. III.* §. 397. *p.* 618. Mais il fallait dire plutôt que toute substance simple étant impérissable, et toute ame par conséquent étant immortelle, celle qu'on ne saurait refuser aux bêtes ne peut manquer de subsister aussi toujours, quoique d'une manière bien différente de la nôtre, puisque les bêtes autant qu'on en peut juger manquent de cette réflexion qui nous fait penser à nous-mêmes. *Sur le princ. de vie. p.* 431. Cependant les ames raisonnables ... sont exemtes de tout ce qui leur pourrait faire perdre la qualité des citoyens de la societé des esprits; Dieu y ayant si bien pourvu, que tous les changemens de la matière ne leur sauraient faire perdre les qualités morales de leur personalité. *Système nouveau p.* 126. Nec tantum physice sed etiam moraliter (homo) est immortalis: unde stricto sensu soli humanae animae immortalitas tribuitur. *Ep. ad Wagnerum p.* 466.

20. Je n'ai tâché de rendre raison que des phénomènes c'est-à-dire du rapport dont on s'aperçoit entre l'ame et le corps. Mais l'union métaphysique qu'on y ajoute n'est pas un phénomène ..... Cependant je ne nie pas qu'il y ait quelque chose de cette nature .... Il y a quelque chose de plus que de simples mots, cependant il n'y a pas de quoi venir à une explication exacte en termes.

Remarque sur un endroit etc. p. 453. Ego quoque sentio admissis substantialibus praeter monades, seu admissa unione quadam reali, aliam longe esse unionem quae facit ut anima vel quodvis corpus natura organicum sit unum substantiale, habens unam monada dominantem, quam unionem quae facit simplex aggregatum quale est in acervo lapidum. *Ad Des Bosses Ep.* 21. *p.* 685. Videndum deinde quid necesse sit superaddi si addamus unionem substantialem seu ponamus substantiam dari corpoream adeoque materiam. — Sufficit substantiam corpoream esse quiddam phaenomena extra animas realizans. *Ad eundem Ep.* 20. *p.* 682. Itaque alterutrum dicendum est: vel corpora mera esse phaenomena, atque ita extensio quoque nonnisi phaenomenon erit, solaeque erunt monades reales, unio autem animae percipientis operatione in phaenomenon supplebitur; vel si fides nos ad corporeas substantias adigit, substantiam illam consistere in illa realitate unionali quae absolutum aliquid (adeoque substantiale) etsi fluxum uniendis addat. *Ad eund. Ep.* 18. *p.* 680. Si substantia corporea aliquid reale est praeter monades ... dicendum erit substantiam corpoream consistere in unione quadam, aut potius uniente reali a Deo superaddito monadibus, et ex unione quidem potentiae passivae monadum oriri materiam primam, nempe extensionis et antitypiae et resistentiae exigentiam, ex unione autem entelechiarum monadicarum oriri formam substantialem. *Ibid.* Explicationem phaenomenorum per solas monadum perceptiones inter se conspirantes seposita substantia corporea utilem censeo ad fundamentalem rerum inspectionem. *Ad eund. Ep.* 20. *p.* 682. Sed substantiam corpoream seu compositam restringo ad sola viventia seu ad solas machinas naturae organicas. Caetera mihi sunt mera aggregata substantiarum quae appello substantiata, aggregatum vero non constituit nisi unum per accidens. *Ad eund. Ep.* 30. *p.* 742. In schedis gallicis de systemate

conjuncta quam bruta quantum observare possumus non habent. *De anima brutorum p.* 464. J'ai du penchant à croire qu'il y a quelque perception et appétition encore dans les plantes . . . et s'il y a une ame végétative, comme c'est l'opinion commune, il faut qu'elle ait de la perception. *Nouv. ess. II. Ch.* 9. *p.* 235. Homo quatenus non empirice sed rationaliter agit, non solis fidit experimentis aut inductionibus particularium a posteriori sed procedit a priori per rationes. — Itaque bruta non cognoscunt universalitatem propositionum quia non cognoscunt rationem necessitatis. *De anima brutorum. p.* 465. La connaissance des vérités nécessaires et éternelles est ce qui nous distingue des simples animaux et nous fait avoir la raison et les sciences en nous élevant à la connaissance de nous mêmes et de Dieu. Et c'est ce qu'on appelle en nous ame raisonnable ou esprit. *Monadol.* §. 29. *p.* 707. Sans doute la pensée est une action . . . . mais c'est une action essentielle, et toutes les substances en ont de telles. *Nouv. ess. Liv. II. Ch.* 19. *p.* 246. J'avoue que les raisons de Mr. Locke pour prouver que l'ame est quelquefois sans penser à rien, ne me paraissent pas convainquantes; si ce n'est qu'il donne le nom de pensées aux seules perceptions assez notables pour être distinguées et retenues. Je tiens que l'ame et même le corps n'est jamais sans actions, et que l'ame n'est jamais sans quelque perception. *Réfl. sur l'ess. de Locke p.* 137. Je croirais qu'on pourrait se servir d'un mot plus général que de celui de pensée, savoir de celui de perception, en n'attribuant la pensée qu'aux esprits, au lieu que la perception appartient à toutes les entéléchies. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 268. Aussitôt qu'il y a un mélange de pensées confuses voilà les sens; voilà la matière. Car ces pensées confuses viennent du rapport de toutes les choses entre elles suivant la durée et l'étendue. *Théod. II.* §. 124. *p.* 540. L'action n'est pas plus attachée à l'ame

qu'au corps; un état sans penser dans l'ame et un repos absolu dans le corps me paraissant également contraire à la nature et sans exemple dans le monde. — Il est sûr que nous dormons et someillons et que Dieu en est exemt. Mais il ne s'ensuit point que nous soyons sans aucune perception en someillant, il se trouve plutôt tout le contraire si on y prend bien garde. — Il y a de même des perceptions peu relevées qui ne se distinguent pas assez pour qu'on en aperçoive ou s'en souvienne, mais elles se font connaître par des conséquences certaines. *Nouv. ess. II. Ch.* 1. *p.* 223. La musique nous charme quoique sa beauté ne consiste que dans le convenance des nombres et dans le compte dont nous ne nous apercevons pas, et que l'ame ne laisse pas de faire des battemens ou vibrations des corps sonnans qui se rencontrent par certains intervalles. *Princ. de la nat. etc.* §. 17. *p.* 718. Cette table rase dont on parle tant, n'est à mon avis qu'une fiction, que la nature ne souffre point et qui n'est fondée que dans les notions incomplettes des philosophes comme le vide, les atomes et le repos ... *Nouv. ess. II. Ch.* 1. *p.* 222. Enfin dans un sens plus ample qu'il est bon d'employer pour avoir des notions plus comprehensives et plus déterminées, toutes les vérités qu'on peut tirer des connaissances innées primitives se peuvent encore appeler innées parce que l'esprit les peut tirer de son propre fond. — — Dans ce sens on doit dire, que toute l'Arithmétique et toute la Géométrie sont innées et sont en nous d'une manière virtuelle, en sorte qu'on les y peut trouver en considérant attentivement et rangeant ce qu'on a déjà dans l'esprit.... *Nouv. ess. I. Ch.* 1. *p.* 208. On m'opposera cet axiome reçu parmi les philosophes: que rien n'est dans l'ame qui ne vienne des sens, mais il faut excepter l'ame même et ses affections. Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu, excipe: nisi ipse intellectus. *Nouv. ess. II. Ch.* 1. *p.* 223. Leur connaissance actuelle ne l'est

point (s. innée), mais bien ce qu'on peut appeler la connaissance virtuelle, comme la figure tracée par les veines du marbre est dans le marbre, avant qu'on les découvre en travaillant *Ibid. I. Ch.* 1. *p.* 212. Si l'ame ressemblait à ces tablettes vides, les vérités seraient en nous comme la figure d'Hercule est dans un marbre, quand le marbre est tout-à-fait indifférent à recevoir ou cette figure ou quelque autre. Mais s'il y avaient des veines dans la pierre qui marquassent la figure d'Hercule préférablement à d'autres figures, cette pierre y serait plus déterminée, et Hercule y serait comme inné en quelque façon, quoiqu'il fallut du travail pour découvrir ces veines et pour les nèttoyer par la politure en retranchant ce qui les empêche de paraître. C'est ainsi que les idées et les vérités nous sont innées comme des inclinations, des dispositions, des habitudes ou des virtualités naturelles et non pas comme des actions, quoique ces virtualités sont toujours accompagnées de quelques actions souvent insensibles qui y répondent. *Ibid. Avant-propos p.* 196. Mentem nostram etsi a Deo continue in existendo agendoque dependeat ut omnis creatura puto tamen non indigere peculiari ejus concursu legibus naturae superaddito ad perceptiones suas, sed cogitationes posteriores ex prioribus insita vi deducere ordineque a Deo praescripto. *Ad Hanschium p.* 446. On n'est pas sans quelque sentiment faible pendant qu'on dort, lors même qu'on est sans songe. *Nouv ess. II. Ch.* 1. *p.* 224. En un mot, les perceptions insensibles sont d'un aussi grand usage dans la Pneumatique que les corpuscules dans la physique. *Ibid. Avant-propos p.* 198.

22. La mémoire fournit une espèce de consécution aux ames, qui imite la raison, mais qui en doit être distinguée. C'est que nous voyons que les animaux ayant la perception de quelque chose qui les frappe et dont ils ont eu perception semblable auparavant, s'attendent par la représentation de leur

mémoire à ce qui y a été joint dans cette perception précédente et sont portés à des sentimens semblables á ceux qu'il avaient pris alors. Par exemple quand on montre le bâton aux chiens ils se souviennent de la douleur qu'il leur a causé et crient et fuient. *Monadol.* §. 26. *p.* 707. Nos raisonnemens sont fondés sur deux grands principes, celui de la contradiction en vertu duquel nous jugeons faux ce qui en enveloppe, et vrai ce qui est opposé ou contradictoire au faux. *Ibid.* §. 31. Possibilitatem autem rei ... cognoscimus ... a priori cum notionem resolvimus in sua requisita seu in alias notiones seu in alias notiones cognitae possibilitatis nihilque in illis incompatibile scimus. *Medit. de cognit. p.* 80. Il y a aussi des axiomes et demandes ou en mot des principes primitifs qui ne sauraient être prouvés et n'en ont point besoin aussi et ce sont les énonciations identiques dont l'opposé contient une contradiction expresse. *Monadol.* §. 35. *p.* 707. Le grand fondement des Mathématiques est le principe de la contradiction ou de l'identité, c'est-à-dire qu'une énonciation ne saurait être vraie et fausse en même temps; et qu'ainsi A est A et ne saurait être non A. Et ce seul principe suffit pour démontrer toute l'Arithmétique et toute la Géométrie. *Lettre II. à Mr. Clarke p.* 748. Il y a aussi deux sortes de vérités, celles de raisonnement et celles de fait. Les vérités de raisonnement sont nécessaires et leur opposé est impossible et celles de fait sont contingentes et leur opposé est possible. — Celui (principe) de la raison suffisante en vertu duquel nous considérons qu'aucun fait ne saurait se trouver vrai ou existant, aucune énonciation véritable sans qu'il y ait une raison suffisante pourquoi il en soit ainsi et non pas autrement, quoique ces raisons le plus souvent ne puissent point nous être connues. *Monadol.* §. 33. 32. *p.* 707. J'ai trouvé qu'il faut recourir aux causes finales et que ces loix (du mouvement) ne dépendent point du prin-

cipe de la nécessité comme les vérités logiques, arithmétiques et géométriques, mais du principe de la convenance c'est-à-dire du choix de la sagesse. *Princ. de la nat. etc.* §. 11. *p.* 716. Pour passer de la mathématique à la physique il faut encore un autre principe, comme j'ai remarqué dans ma Théodicée, c'est le principe de la raison suffisante .... Or par ce principe seul .... se démontrent ... les principes physiques indépendans de la mathématique, c'est-à-dire les principes dynamiques ou de la force. *Lettre II. à Mr. Clarke p.* 748.

23. Ut discamus recte agere rationem ad detegendas veritates quas ignoramus, sequentes observationes proderunt ... ut cogitationes omnes quas veritati impendimus certo semper ordine promoveantur incipiendo scilicet a rebus simplicissimis et cognitu facillimis, ut sic paulatim et quasi per gradus ad difficiliorum et magis compositorum cognitionem ascendamus. *De vita beata p.* 72. Je crois qu'on peut dire que les idées sensibles sont simples en apparence parce qu'étant confuses elles ne donnent point à l'esprit le moyen de distinguer ce qu'elles contiennent. C'est comme les choses éloignées qui paraissent rondes parce qu'on ne saurait discerner les angles quoiqu'on en reçoive quelque impression confuse. *Nouv. ess. II. Ch.* 2. *p.* 227. Distincta notio est qualem de auro habent docimastae per notas scilicet et examina sufficientia ad rem ab aliis omnibus corporibus similibus discernendam. *Medit. de cogn. p.* 79. Et certe cum notio valde composita est, non possumus omnes ingredientes eam notiones simul cogitare: ubi tamen hoc licet, vel saltem in quantum licet, cognitionem voco intuitivam. Notionis distinctae primitivae non alia datur cognitio quam intuitiva ut compositarum plerumque cogitatio nonnisi symbolica est. Ex his jam patet nos eorum quoque, quae distincte cognoscimus, ideas non percipere nisi quatenus cogitatione intuitiva utimur et sane contingit ut nos saepe falso

semper ordinatis scholarum more syllogismis opus sit ..... sed ita saltem ut argumentatio concludat vi formae, qualis argumentationis forma debita conceptae exemplum etiam calculum aliquem legitimum esse dixeris. *Ibid. p.* 80. 81. Quod dixi omnis axiomatis a me demonstrationem desiderari, non temere dictum est: idque animadvertis opinor si quando vacabit inspicere meditationes quasdam meas de ideis, quae extant in Lipsiensium actis. Excipio tamen axiomata illa quae sunt indemonstrabilia, ipsas scilicet identicas propositiones. *Ep. ad Bernoullium p.* 81. Et cependant, le croiriez-vous?, je tiens que l'invention de la forme des syllogismes est une des plus belles de l'esprit humain, et même des plus considérables, c'est une espèce de Mathématique universelle dont l'importance n'est pas assez connue; et l'on peut dire qu'un art d'infaillibilité y est contenu, pourvu qu'on sache et qu'on puisse s'en bien servir, ce qui n'est pas toujours permis *Nouv. ess. VI. Ch.* 2. *p.* 395. On peut même avancer hardiment un paradoxe plaisant mais véritable, qu'il n'y a point d'auteurs dont la manière d'écrire ressemble davantage au style des Géomètres que celui des anciens Jurisconsultes Romains dont les fragmens se trouvent dans les Pandectes. *Préceptes pour avancer les sciences p.* 168.

24. Videtur Deus, cum has duas scientias (Arithmeticam et Algebram) generi humano largitus est, admonere nos voluisse, latere in nostro intellectu arcanum longe majus, cujus hae tantum umbrae essent. *Histor. et. commendat. p.* 162. Ostenditur magnam partem miseriae nobis contingere aut felicitatis abesse non defectu virium sed vel scientiae vel bonae voluntatis, et ipsam scientiam nobis deesse solere culpa nostra; certe plerasque veritates ad vitam utiles esse in humana potestate et ex datis sive notis certa constantique methodo posse deduci, si modo homines viribus notitiisque a Deo concessis secundum rectae rationis methodum, id est secun-

26. Itaque profertur hic calculus quidam novus et mirificus qui in omnibus nostris ratiocinationibus locum habet, et qui non minus accurate procedit quam Arithmetica aut Algebra. Quo adhibito semper terminari possunt controversiae quantum ex datis eas determinari possibile est, manu tantum ad calamum admota, ut sufficiat duos disputantes omissis verborum concertationibus sibi invicem dicere: calculemus, ita enim perinde ac si duo Arithmetici disputarent de quodam calculi errore. *Guil. Pac. Plus ultra p.* 89. (Artis inventionis) duae sunt partes prior synthetica seu combinatoria, posterior analytica. Ostenditur quae sint artis combinatoriae leges, et ea quae vulgo analytica censentur saepe combinatoria esse: combinatoriam id, quod quaerit, inter caetera invenire et aliis notitiis uti, analyticam omnia ex solo problemate emere, illam ad integras scientias earumve portiones constituendas, hanc ad problemata a reliquo corpore separata, si opus est, solvenda pertinere. Ostenditur ergo qua methodo omnia problemata solvi possint siquidem ea humano ingenio possibile est solvi ex datis, aut posse demonstrari insolubilitatem. Quomodo possint institui exactae enumerationes, quomodo difficultates dividi possint in partes non quomodo libet, sed quarum singula minus habeat difficultatis quam antea totum, seu quomodo problema possit deduci ad aliud problema facilius, unum vel plura. De regula quae incognitum considerat instar cogniti. De modo inveniendi plurium datorum proprietatem communem etc. *Initia scient. gen. p.* 86. Itaque quando ex datis quaesitum non est determinatum aut exprimibile, tum alterutrum hac analysi praestabimus, ut vel in infinitum appropinquemus, vel quando conjecturis agendum est demonstrativa saltem ratione determinemus ipsum gradum probabilitatis qui ex datis haberi potest. — Itaque inter caetera molior ego logicae partem quandam, hactenus prope intactam, de aestimandis gradibus probabilitatis et statera probationum, praesumtionum

dum praecepta scientiae generalis hic traditae uti velint. Scientia generalis duas continet partes, quarum prior pertinet ad instaurationem scientiarum, judicandumque de jam inventis ne praejudiciis decipiamur, posterior destinatur ad augendas scientias inveniendaque quae nobis desunt. Prior ergo tradit elementa veritatis sive notas quasdam indisputabiles quarum ope in omnibus materiis haberi possunt demonstrationes evidentes etc. *Initia scientiae generalis p.* 85. Pars altera est ars inveniendi, non quidem ut in priore parte utrum propositio vel ratiocinatio oblata sit vera, sed quod est difficilius, qualis ipsa sit formanda seu quomodo resolvi possit aliquid problema quod continet propositionem imperfectam a solvente supplendam. *Ibid.* On peut toujours réduire toute la science avec ses dépendances à quelques fondemens ou principes d'invention suffisant à déterminer toutes les questions qui se peuvent présenter dans les occurences, en y joignant une méthode exacte de la vraie logique ou de l'art d'inventer. *Préceptes pour avanc. etc. p.* 171. . . . sans parler de l'art d'inventer où il est encore plus difficile à atteindre, et dont on n'a que des échantillons fort imparfaits dans les Mathématiques *Théod. Discours etc. p.* 488. Ne quis autem a me impossibilia jactari aut sperari putet, sciendum est, hac arte ea tantum (convenienti studio adhibito) posse obtineri, quaecunque ex datis quantocunque ingenio possint elici, sive quae ex datis sunt determinata. *De calculo philosophico p.* 84. Data sufficientia ad veritates inveniendas sunt principia quae jam sunt in promtu et ex quibus solis sive aliis assumtis concludi potest id, de quo agitur. Habemus autem indicium cujus ope praevideri potest quaenam data sint sufficientia, ita: Si res talem inter se connexionem habeant, ut uno vel duobus vel tribus pluribusve determinatis aliud quiddam etiam sit determinatum sive unicum, sequitur in prioribus illis data esse sufficientia. *De nat. et usu sc. gen. p.* 86.

25. Discrimen inter veritates necessarias et contingentes vere idem est, quod inter numeros commensurabiles et incommensurabiles: ut enim in numeris commensurabilibus resolutio fieri potest in communem mensuram, ita in veritatibus necessariis demonstratio sive reductio ad veritates identicas locum habet. At quemadmodum in surdis rationibus resolutio procedit in infinitum et acceditur quidem utcunque ad communem mensuram ac series quaedam obtinetur, sed interminata, ita eodem pariter processu veritates contingentes infinita analysi indigent, quam solus Deus transire potest, unde ab ipso solo a priori ac certe cognoscuntur. Etsi enim semper ratio reddi posset status posterioris ex priore, hujus tamen rursus ratio reddi potest, neque adeo ad ultimam rationem in serie pervenitur. — Quaecunque igitur veritas analyseos est incapax demonstrarique ex rationibus suis non potest, sed ex sola divina mente rationem ultimam ac certitudinem capit, necessaria non est. Talesque sunt omnes quas voco veritates facti. Atque haec est radix contingentiae, nescio an hactenus explicatae a quoquam. *De calc. philos. p.* 83. Veritates absolute primae sunt inter veritates rationis identicae et inter veritates facti haec ex qua a priori demonstrari possent omnia experimenta. *De veritatib. primis p.* 99. Il faudrait des répertoires universels pour y indiquer sur chaque matière les endroits des auteurs dont on peut profiter le plus. — L'ordre scientifique parfait est celui où les propositions sont rangées suivant leurs démonstrations les plus simples et de la manière qu'elles naissent les unes des autres. — Car plus on découvre de vérités et plus on est en état d'y remarquer une suite réglée, et de se faire propositions toujours plus universelles dont les autres ne sont que des exemples ou corollaires, de sorte qu'il se pourra faire, qu'un grand volume de ceux qui nous ont précédé se réduira avec le temps à deux ou trois thèses générales. — Cependant lors même

26. Itaque profertur hic calculus quidam novus et mirificus qui in omnibus nostris ratiocinationibus locum habet, et qui non minus accurate procedit quam Arithmetica aut Algebra. Quo adhibito semper terminari possunt controversiae quantum ex datis eas determinari possibile est, manu tantum ad calamum admota, ut sufficiat duos disputantes omissis verborum concertationibus sibi invicem dicere: calculemus, ita enim perinde ac si duo Arithmetici disputarent de quodam calculi errore. *Guil. Pac. Plus ultra p.* 89. (Artis inventionis) duae sunt partes prior synthetica seu combinatoria, posterior analytica. Ostenditur quae sint artis combinatoriae leges, et ea quae vulgo analytica censentur saepe combinatoria esse: combinatoriam id, quod quaerit, inter caetera invenire et aliis notitiis uti, analyticam omnia ex solo problemate emere, illam ad integras scientias earumve portiones constituendas, hanc ad problemata a reliquo corpore separata, si opus est, solvenda pertinere. Ostenditur ergo qua methodo omnia problemata solvi possint siquidem ea humano ingenio possibile est solvi ex datis, aut posse demonstrari insolubilitatem. Quomodo possint institui exactae enumerationes, quomodo difficultates dividi possint in partes non quomodo libet, sed quarum singula minus habeat difficultatis quam antea totum, seu quomodo problema possit deduci ad aliud problema facilius, unum vel plura. De regula quae incognitum considerat instar cogniti. De modo inveniendi plurium datorum proprietatem communem etc. *Initia scient. gen. p.* 86. Itaque quando ex datis quaesitum non est determinatum aut exprimibile, tum alterutrum hac analysi praestabimus, ut vel in infinitum appropinquemus, vel quando conjecturis agendum est demonstrativa saltem ratione determinemus ipsum gradum probabilitatis qui ex datis haberi potest. — Itaque inter caetera molior ego logicae partem quandam, hactenus prope intactam, de aestimandis gradibus probabilitatis et statera probationum, praesumtionum

derivatarum, ex quibus semper omnia eorum requisita notionesque primitivae ingredientes et, ut verbo dicam, definitiones sive valores et proinde et affectiones ex definitionibus demonstrabiles erui possent. — *Fundamenta calc. ratiocin.* p. 92. 93. Cela servirait d'abord pour communiquer aisement avec les nations éloignées... *Nouv. ess. IV. Ch.* 6. *p.* 356. Hoc uno autem praestito quisquis characteribus hujusmodi inter ratiocinandum scribendumque uteretur, aut numquam laberetur, aut lapsus suos ipse non minus atque alii semper facillimis examinibus deprehenderet, inveniret praeterea veritatem quantum ex datis licet et sicubi data ad inveniendum quaesitum non essent sufficientia, videret quibusnam adhuc experimentis vel notitiis esset opus quin saltem accedere posset veritati, quantum ex datis possibile est, sive appropinquando sive gradum majoris probabilitatis determinando, sophismata autem et paralogismi nihil hic aliud forent, quam quod errores calculi in arithmeticis, et soloecismi et barbarismi in linguis. — Tanto utiliora sunt signa, quanto magis notionem rei signatae exprimunt, ita ut non tantum repraesentationi, sed et ratiocinationi inservire possint. Tale nihil praestant characteres Chymicorum aut Astronomorum, nisi quis cum Johanne Dee, autore monadis hieroglyphicae, mysteria nescio quae in illis venari posse speret. *Fundam. calc. ratiocin.* p. 93. Atque ea foret sive Cabbala vocabulorum mysticorum, sive arithmetica numerorum Pythagoricorum, sive characteristica Magorum, hoc est sapientum. — Id scilicet efficiendum est ut omnis paralogismus nihil aliud sit quam error calculi, et ut sophisma in hoc novo scripturae genere expressum revera nihil aliud sit quam soloecismus vel barbarismus, ex ipsis grammatices hujus philosophicae legibus facile revincendus. *De calc. philos.* p. 83. 84. Causa cur non nisi in solis numeris et lineis et rebus quae his repraesentantur demonstrationes quaeri ab hominibus soleant, nulla alia est,

notre liberté consiste dans une indetermination, ou dans une indifférence d'équilibre; comme s'il fallait être incliné également du côté d'oui et du non, et du côté de différens partis lorsqu'il y en a plusieurs à prendre. Cet équilibre en tout sens est impossible. *Théod. I.* §. 35. *p.* 513. Cependant c'est toujours par des voies déterminées et jamais sans sujet ou par le principe imaginaire d'une indifférence parfaite ou d'équilibre, dans laquelle quelquesuns voudraient faire consister l'essence de la liberté comme si on pouvait se déterminer sans sujet et même contre tout sujet et aller directement contre toute la prévalence des impressions et des penchans. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 262. C'est ce que Mr. Bayle tout subtil qu'il a été n'a pas assez considéré, lorsqu'il a cru, qu'un cas semblable à celui de l'âne de Buridan fût possible et que l'homme posé dans des circonstances d'un parfait équilibre pourrait néanmoins choisir. Car il faut dire que le cas d'un parfait équilibre est chimérique. Il n'arrive jamais, l'univers ne pouvant point être ni parti ni coupé en deux parties égales et semblables. L'univers n'est pas comme une ellipse, ou autre telle ovale, que la ligne droite menée par son centre peut couper en deux parties congruentes. *Lettre à Mr. Coste p.* 449. On ne veut donc pas ce qu'on voudrait mais ce qui plaît, quoique la volonté puisse contribuer indirectement et comme de loin à faire que quelque chose plaise ou ne plaise pas. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 256. Il y a des efforts, qui résultent des perceptions insensibles, dont on ne s'aperçoit pas, que j'aime mieux appeler appétitions que volitions (quoiqu'il y ait aussi des appétitions aperceptibles) .... *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p* 251. Et de toutes ces impulsions résulte enfin l'effort prévalent qui fait la volonté pleine. — Comme le résultat de la balance fait la détermination finale, je croirais qu'il peut arriver que la plus pressante des inquiétudes ne prévaille point; car quand elle prévaudrait à chacune des

tendances opposées prises à part, il se peut que les autres jointes ensemble la surmontent. L'esprit peut même user de l'addresse des dichotomies pour faire prevaloir tantôt les unes tantôt les autres comme dans une assemblee on peut faire prévaloir quelque parti par la pluralité des voix selon qu'on forme l'ordre des demandes. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 260. A parler exactement, on n'est jamais indifférent à l'egard de deux partis, par exemple de tourner à la droite ou à la gauche; car nous faisons l'un ou l'autre sans y penser et c'est une marque qu'un concours de dispositions interieures et d'impressions exterieures nous determine. *Ibid. p.* 263. Ce sont des inclinations confuses que nous attribuons au corps. — On a raison de dire que généralement toutes ces inclinations, ces passions, ces plaisirs et ces douleurs n'appartiennent qu'à l'esprit ou à l'ame; j'ajouterai même que leur origine est dans l'ame même, en prenant les choses dans une certaine rigueur métaphysique *Ibid. p.* 261. Mais on a raison dans un autre sens d'appeler perturbations avec les anciens ou passions ce qui consiste dans les pensées confuses ou il y a de l'involontaire et de l'inconnu; et c'est ce que dans le langage commun on n'attribue pas mal au combat du corps et de l'esprit, puisque nos pensees confuses représentent le corps ou la chair et font notre imperfection. *Répl. aux réfl. de Bayle p.* 188. Eo magis est libertas quo magis agitur ex ratione, eo magis est servitus quo magis agitur ex animi passionibus. — Deus cum sit perfectissimus adeoque liberrimus determinatur ex se solo. Nos vero quo magis cum ratione agimus, eo magis ex nostra naturae perfectionibus determinamur, hoc est liberi sumus. *De libertate p.* 669. Tout est donc certain et déterminé par avance dans l'homme comme partout ailleurs, et l'ame humaine est une espèce d'automate spirituel, quoique les actions contingentes en general, et les actions libres en particulier ne soient point nécessaires pour cela d'une nécessité

absolue, laquelle serait véritablement incompâtible avec la contingence. *Théod. I.* §. 52. *p.* 517. Ainsi si par la nécessité on entendait la détermination certaine de l'homme qu'une parfaite connaissance de toutes les circonstances de ce qui se passe au dedans et au dehors de l'homme pourrait faire prévoir à un esprit parfait, il est sûr que les pensées étant aussi déterminées que les mouvemens, qu'elles représentent, tout acte libre serait nécessaire. — *Nouveaux essais II. Ch.* 21. *p.* 252.

29. Il y en a un autre qui a commenté sur Puffendorf du droit de la nature et qui m'a fait un procès sur la manière avec laquelle je parle en passant dans la théodicée de son auteur, lequel soutient que les vérités morales dépendent de la volonté de Dieu, doctrine qui m'a toujours paru extrêmement déraisonnable, et j'ai dit là-dessus, que Mr. Puffendorf ne devait pas être compté sur cette matière. *A Mr. Bourquet Lettre V. p.* 734. Ces appétitions petites ou grandes sont ce qui s'appelle dans les écoles motus primo primi et ce sont véritablement les premiers pas que la nature nous fait faire, non pas tant vers le bonheur que vers la joie, car on n'y regarde que le présent: mais l'expérience et la raison apprennent à régler ces appétitions et à les modérer pour qu'elles puissent conduire vers le bonheur. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 259. Mais, prenant action pour un exercice de la perfection et la passion pour le contraire, il n'y a de l'action dans les véritables substances que lorsque leur perception (car j'en donne à toutes) se développe et devient plus distincte, comme il n'y a de passion que lorsqu'elle devient plus confuse, en sorte que dans les substances capables de plaisir et de douleur, toute action est un acheminement au plaisir et toute passion un acheminement à la douleur. *Nouv. ess. II. Ch.* 21. *p.* 269. Voluptas seu delectatio est sensus perfectionis, id est sensus cujusdam rei quae juvat, seu quae potentiam aliquam adjuvat. Perficitur cu-

livres des Bramines? ..... Aussi les personnes sages ont toujours tenu pour suspects ceux qui ont prétendu qu'il ne fallait point se mettre en peine des raisons et preuves quand il s'agit de croire; chose impossible en effet, à moins que *croire* ne signifie réciter... *Nouv. ess. p.* 402. 403. C'est dans le même sens qu'on oppose quelquefois la raison et l'expérience. — Et l'on peut comparer la foi avec l'expérience puisque la foi (quant aux motifs qui la vérifient) dépend de l'expérience de ceux qui ont vu les miracles ..... à peu près comme nous nous fondons sur l'expérience de ceux qui ont vu la Chine et sur la crédibilité de leur rapport. — La raison pure et nue distinguée de l'expérience n'a à faire qu'à des vérités indépendantes des sens. *Disc. de la conf. etc. p.* 479. Les vérités de la raison sont de deux sortes, les unes sont ce qu'on appelle les vérités *éternelles*, qui sont absolument nécessaires ensorte que l'opposé implique contradiction, et telles sont les vérités dont la necessité est logique, métaphysique ou géométrique, qu'on ne saurait nier sans pouvoir être mené à des absurdités. Il y en a d'autres qu'on peut appeler *positives* parce qu'elles sont les loix qu'il a plu à Dieu de donner à la nature ou parce qu'elles en dépendent. Nous les apprenons ou par l'expérience c'est-à-dire à posteriori, ou par la raison et à priori c'est-à-dire par des considérations de la convenance qui les ont fait choisir. Cette convenance a aussi ses règles et raisons, mais c'est le choix libre de Dieu et non pas une nécessité géométrique qui fait préférer le convenable et le porte à l'existence. Ainsi on peut dire que la nécessité physique est fondée sur la nécessité morale. — Tout ce qui se peut prouver à priori ou par la raison pure se peut comprendre. *Ibid. p.* 480. 81. Il y a souvent un peu de confusion dans les expressions de ceux qui commettent ensemble la Philosophie et la Théologie ou la foi et la raison, il confondent: expliquer, comprendre, prouver, soutenir. *Ibid. p.*

ut recte concludamus. Interim nihil verius est, quam et nos Dei habere ideam et ens perfectissimum esse possibile, imo necessarium. *Medit. de cognit. etc. p.* 80. Et comme rien ne peut empêcher la possibilité de ce qui n'enferme aucunes bornes aucune négation et par conséquent aucune contradiction cela seul suffit pour prouver l'existence de Dieu à priori. *Monadol.* §. 45. *p.* 708. En disant seulement que Dieu est un être de soi ou primitif, ens a se c'est-à-dire qui existe par son essence, il est aisé de conclure de cette définition qu'un tel être s'il est possible existe, ou plutôt cette conclusion est un corollaire qui se tire immédiatement de la définition et n'en diffère presque point. Car, l'essence de la chose n'étant que ce qui fait sa possibilité en particulier, il est bien manifeste, qu'exister par son essence est exister par sa possibilité. Et si l'être en soi était defini en termes encore plus approchans en disant que c'est l'être qui doit exister parce qu'il est possible, il est manifeste, que tout ce qu'on pourrait dire contre l'existence d'un tel être serait de nier sa possibilité. On pourrait encore faire à ce sujet une proposition modale, qui serait un des meilleurs fruits de toute la logique: savoir que si l'être nécessaire est possible, il existe. Car, l'être nécessaire et l'être par son essence ne sont qu'une même chose. Ainsi le raisonnement pris de ce biais paraît avoir de solidité; et ceux qui veulent que des seules notions, idées, définitions ou essences possibles on ne puisse jamais inférer l'existence actuelle, rétombent en effet dans ce que je viens de dire, qu'ils nient la possibilité de l'être de soi. Mais ce qui est bien à remarquer, ce biais même sert à faire connaître qu'ils ont tort, et remplit enfin le vide de la démonstration. Car, si l'être de soi est impossible, touts les êtres par autrui le sont aussi; puisqu'ils ne sont enfin que par l'être de soi; ainsi rien ne saurait exister. Ce raisonnement nous conduit à une autre importante proposition modale, égale à la

précédante et qui, jointe avec elle, achève la démonstration. On la pourrait énoncer ainsi: Si l'être nécessaire n'est point, il n'y a point d'êtres possibles. Il semble que cette démonstration n'avait pas été portée si loin jusqu'ici. *De la démonstr. Cartes. etc. p.* 177. Le principe de la raison déterminante c'est que jamais rien n'arrive sans qu'il y ait une cause ou du moins une raison déterminante ..... sans ce grand principe nous ne pourrions jamais prouver l'existence de Dieu. *Théod. I.* §. 44. *p.* 516. Et comme tout ce détail n'enveloppe que d'autres contingents antérieurs ou plus détaillés dont chacun a encore besoin d'une analyse semblable pour en rendre raison, on n'en est pas plus avancé et il faut que la raison suffisante ou dernière soit hors de la suite ou série de ce détail des contingences quelqu'infini qu'il pourrait être. Et c'est ainsi que la dernière raison des choses doit être dans une substance nécessaire dans laquelle le détail des changements ne soit qu'éminemment comme dans la source et c'est ce que nous appelons Dieu. *Monadol.* §. 37. 38. *p.* 708. Quoniam igitur ultima radix debet esse in aliquo quod sit metaphysicae necessitatis et ratio existentis non est nisi ab existente, hinc oportet aliquod existere ens unum metaphysicae necessitatis, seu de cujus essentia sit existentia atque adeo aliquod existere diversum ab entium pluralitate seu mundo, quem metaphysicae necessitatis non esse concessimus ostendimusque. *De rer. origin. radic.* *p.* 147. Ce système de l'harmonie préétablie fournit une nouvelle preuve inconnue jusqu'ici de l'existence de Dieu, puisqu'il est bien manifeste, que l'accord de tant de substances, dont l'une n'a point d'influence sur l'autre, ne saurait venir que d'une cause générale dont elles dépendent toutes. *Sur le princ. de vie p.* 430. Il faut aussi que cette cause soit intelligente, car, ce monde qui existe étant contingent et une infinité d'autres mondes étant également possibles et également prétendants à l'existance pour

ainsi dire aussi bien que lui, il faut que la cause du monde ait eu égard ou relation à tous ces mondes possibles pour en déterminer un. *Théod. I.* §. 7. *p.* 506. J'ai montré à posteriori par l'harmonie préétablie que toutes les monades ont reçu leur origine de Dieu et en dépendent *Nouveaux essais p.* 377.

Zu §. 11.

32. Cette substance simple primitive doit renfermer éminemment les perfections contenues dans les substances dérivatives, qui en sont les effets. *Princ. de la nat. et de la grace* §. 9. *p.* 716. L'égard ou rapport d'une substance existante à de simples possibilités ne peut être autre chose que l'entendement qui en a les idées; et en déterminer une ne peut être autre chose que l'acte de la volonté qui choisit. Et c'est la puissance de cette substance qui en rend la volonté efficace. La puissance va à l'être, la sagesse ou l'entendement au vrai et la volonté au bien. Et cette cause intelligente doit être infinie de toutes les manières et absolument parfaite en puissance en sagesse et en bonté, puisqu'elle va à tout ce qui est possible. — Son entendement est la source des essences et sa volonté est l'origine des existences. *Théod. I.* §. 7. *p.* 506. Independentia Dei in existendo elucet et in agendo. Et quidem in existendo, dum est necessarius et aeternus et ut vulgo loquuntur ens a se, unde etiam consequens est immensum esse. *Causa Dei* §. 5. *p.* 653. Magnitudo Dei studiose tuenda est contra Socinianos inprimis. . . . Revocari autem illa potest ad duo capita summa, omnipotentiam et omniscientiam. *Ibid.* §. 3. Dependentia rerum a Deo extenditur tum ad omnia possibilia seu quae non implicant contradictionem; tum etiam ad omnia actualia. *Ibid.* §. 7.

33. Dieu seul a une connaissance distincte de tout, car il en est la source. On a fort bien dit qu'il est comme centre partout; mais que sa circon-

ference n'est nulle part, tout lui étant présent immédiatement sans aucun éloignement de ce centre. *Princ. de la nat. etc.* §. 13 *p.* 717. Cependant il ne faut point s'imaginer avec quelquesuns que les vérités éternelles étant dépendantes de Dieu, sont arbitraires et dépendantes de sa volonté, comme Des Cartes paraît l'avoir pris et puis Mr. Poiret. Cela n'est véritable que des vérités contingentes, dont le principe est la convenance ou le choix du meilleur, au lieu que les vérités nécessaires dépendent uniquement de son entendement et en sont l'objet interne. — C'est parce que l'entendement de Dieu est la région des vérités éternelles ou des idées dont elles dépendent et que sans lui il n'y aurait rien de réel dans les possibilités et non seulement rien d'existant mais encore rien de possible. Cependant il faut bien que s'il y a une réalité dans les essences ou possibilités ou bien dans les vérités éternelles, cette réalité soit fondée en quelque chose d'existant et d'actuel et par conséquence dans l'existence de l'être nécessaire, dans lequel l'essence renferme l'existence ou dans lequel il suffit d'être possible pour être actuel. *Monadol.* §. 46. 47. 43. 44. *p.* 708. Possibilium est (scientia) quae vocatur scientia simplicis intelligentiae, quae versatur tam in rebus quam in earum connexionibus... Scientia actualium seu mundi ad existentiam perducti et omnium in eo, praeteritorum praesentium et futurorum, vocatur scientia visionis, nec differt a scientia simplicis intelligentiae hujus ipsius mundi, spectati ut possibilis, quam quod accedit cognitio reflexiva qua Deus novit suum decretum de ipso ad existentiam perducendo. Nec alio opus est divinae praescientiae fundamento. Scientia vulgo dicta media sub scientia simplicis intelligentiae comprehenditur.... Si quis tamen scientiam aliquam mediam velit inter scientiam simplicis intelligentiae et scientiam visionis, poterit et illam et mediam aliter concipere quam vulgo solent, scilicet ut media non tantum de futuris sub conditione sed

in universum de possibilibus contingentibus accipiatur. Ita scientia simplicis intelligentiae restrictius sumetur, nempe ut agat de veritatibus necessariis et possibilibus, scientia media de veritatibus possibilibus et contingentibus, scientia visionis de veritatibus contingentibus et actualibus. *Causa Dei* §. 14. 16. 17. *p.* 654.

34. Ut autem sapientia seu veri cognitio est perfectio intellectus, ita bonitas seu boni adpetitio est perfectio voluntatis. Et omnis quidem voluntas bonum habet pro objecto saltem adparens at divina voluntas non nisi bonum simul et verum. *Ibid.* §. 18. *p.* 654. On ne doit point dire qu'il réussit sans qu'aucune connaissance le dirige. Au contraire c'est parce que sa connaissance est parfaite que ses actions volontaires le sont aussi. *Théod. II.* §. 192. *p.* 563. Or cette suprème sagesse, jointe à une bonté qui n'est pas moins infinie qu'elle, n'a pu manquer de choisir le meilleur. — Et comme dans les Mathématiques quand il n'y a point de maximum ni de minimum, rien enfin de distingué tout se fait également, ou quand cela ne se peut, il ne se fait rien du tout: on peut dire de même en matière de parfaite sagesse qui n'est pas moins réglée que les Mathematiques que s'il n'y avait pas le meilleur (optimum) parmi tous les mondes possibles, Dieu n'en aurait produit aucun. *Ibid. I.* §. 8. *p.* 506. Ce prétendu *fatum* qui oblige même la Divinité n'est autre chose que la propre nature de Dieu, son propre entendement qui fournit les règles à sa sagesse et à sa bonté; c'est une heureuse nécessité sans laquelle il ne serait ni bon ni sage. *Ibid. II.* §. 191. *p.* 563.

35. La première question qu'on a droit de faire, sera: Pourquoi il y a plutôt quelque chose que rien? Car, le rien est plus simple et plus facile que quelque chose. De plus: supposé que les choses doivent exister, il faut qu'on puisse rendre raison pourquoi elles doivent exister ainsi et non autrement. *Princ.*

de la nat. etc. §. 7. *p.* 716. Dubium nullum esse debet .... omnia concurrere ad finem generalem qui est harmonia rerum. — Assentior non omnia hominis solum causa facta esse et omnium organicorum proprios fines agnosco, generatim autem sentio omnia omnium causa facta esse etsi plus minusve pro cujusque dignitate vel aptitudine *Opp. ed. Dutens II*, 2. *p.* 133. 157. A la vérité, Dieu formant le dessein de créer le monde s'est proposé uniquement de manifester et de communiquer ses perfections de la manière la plus efficace et la plus digne de sa grandeur de sa sagesse et de sa bonté. *Théod. I.* §. 78. *p.* 524. Il est sûr que Dieu fait plus de cas d'un homme que d'un lion à tous égards, mais quand cela serait, il ne s'en suivrait point que l'intérêt d'un certain nombre d'hommes prévaudrait à la considération d'un désordre général répandu dans un nombre infini de créatures. Cette opinion serait un reste de l'ancienne maxime assez décriée que tout est fait uniquement pour l'homme. *Ibid. II.* §. 118. *p.* 535.

36. Je viens à mon principe d'une infinité de mondes possibles, représentés dans la région des vérités éternelles c'est-à-dire dans l'objet de l'intelligence divine où il faut que tous les futurs conditionnels soient compris *Ibid. I.* §. 41. *p.* 515. J'appelle *monde* toute la suite et toute la collection de toutes les choses existantes, afin qu'on ne dise point que plusieurs mondes pouvaient exister en différens temps et différens lieux. Car il faudrait les compter tous ensemble pour un monde ou si vous voulez pour un univers. Et quand on remplirait tous les temps et tous les lieux, il demeure toujours vrai qu'on les aurait pu remplir d'une infinité de manières et qu'il y a une infinité de mondes possibles, dont il faut que Dieu ait choisi le meilleur, puisqu'il ne fait rien sans agir suivant la suprème raison *Ibid. I.* §. 8. *p.* 506. Bonum et malum triplex est, metaphysicum, physicum et morale.

Metaphysicum generatim consistit in rerum etiam non intelligentium perfectione et imperfectione. — Physicum accipitur speciatim de substantiarum intelligentium commodis et incommodis, quo pertinet malum poenae. Morale de earum actionibus virtuosis et vitiosis quo pertinet malum culpae. *Causa Dei* §. 30—32. *p.* 655. Il faut considérer qu'il y a une imperfection originale dans la créature . . ., parce que la créature est limitée essentiellement. — (La) volonté . . . antécédante est détachée et regarde chaque bien à part en tant que bien. Dans ce sens on peut dire que Dieu tend à tout bien en tant que bien ad perfectionem simpliciter simplicem pour parler Scolastique, et cela par une volonté antécedente. — Dieu . . . ne veut point d'une manière absolue le mal physique ou les souffrances, c'est pour cela qu'il n'y a point de Prédestination absolue à la damnation et on peut dire du mal physique que Dieu le veut souvent comme une peine à la coulpe et souvent aussi comme un moyen propre à un fin. — Or cette volonté conséquente finale et décisive résulte du conflit de toutes les volontés antécédentes tant de celles qui tendent vers le bien que de celles qui repoussent le mal; et c'est du concours de toutes ces volontés particulières que vient la volonté totale, comme dans la mècanique le mouvement composé résulte de toutes les tendances qui concourent dans un même mobile, et satisfait également à chacune autant qu'il est possible de faire tout à la fois. — De cela il s'ensuit que Dieu veut antécédemment le bien et conséquemment le meilleur. *Théod. I.* §. 22. 23. *p.* 510. Quaedam interdum permittere licet (id est non impedire) quae facere non licet, velut peccata, de quo mox. Et permissivae voluntatis objectum proprium non id est, quod permittitur, sed permissio ipsa. *Causa Dei* §. 28. *p.* 655. Malum morale seu malum culpae numquam rationem medii habet, neque enim (Apostolo monente) facienda sunt mala ut eveniant bona, sed interdum tamen ratio-

nem habet conditionis quam vocant sine qua non, sive colligati et concomitantis id est sine quo bonum debitum obtineri nequit. *Ibid.* §. 36. *p.* 655. Respondendum est .... imperfectionem actus in privatione consistere et oriri ab originali limitatione creaturarum, quam jam tum in statu purae possibilitatis (id est in regione veritatum aeternarum seu ideis divino intellectui obversantibus) habent ex essentia sua, nam quod limitatione careret non creatura sed Deus foret. Limitata autem dicitur creatura quia limites seu terminos suae magnitudinis potentiae scientiae et cujuscunque perfectionis habet. Ita fundamentum mali est necessarium sed ortus tamen contingens; id est necessarium est ut mala sint possibilia, sed contingens est ut mala sint actualia, non contingens autem per harmoniam rerum a potentia transit ad actum ob convenientiam cum optima rerum serie cujus partem facit. *Ibid.* §. 69. *p.* 658. Lorsqu'un méchant existe, il faut que Dieu ait trouvé dans la région des possibles l'idée d'un tel homme entrant dans la suite des choses de laquelle le choix était demandé par la plus grande perfection de l'univers, et où les défauts et les péchés ne sont pas seulement châtiés mais encore réparés avec avantage et contribuent au plus grand bien. *Théod. III.* §. 350. *p.* 605. Egregii scilicet componendi artifices dissonantias saepissime consonantiis miscent ut excitetur auditor et quasi pungatur et veluti anxius de eventu, mox omnibus in ordinem restitutis, tanto magis laetetur prorsus. Eodem ex principio insipidum est semper dulcibus vesci, acria, acida imo amara sunt admiscenda quibus gustus excitetur. *De rer. orig.* *p.* 149. Respondendum est scilicet, nihil quidem perfectionis et realitatis pure positivae esse in creaturis earumque actibus bonis malisque, quod non Deo debeatur. — Nimirum (ut facili exemplo utamur) cum flumen naves secum defert, velocitatem illis imprimit, sed ipsarum inertia limitatum, ut quae (ceteris paribus) oneratiores sunt, tardius ferantur. Ita fit ut

celeritas sit a flumine, tarditas ab onere; positivum a virtute impellentis, privativum ab inertia impulsi. Eodem plane modo Deum dicendum est creaturis perfectionem tribuere, sed quae receptivitate ipsarum limitetur: ita bona erunt a divino vigore, mala a torpore creaturae. *Causa Dei* §. 69. 71. 72. p. 658. Deus enim vidit res in serie possibilium ideali quales futurae erant et in iis hominem libere peccantem; neque hujus seriei decernendo existentiam, mutavit rei naturam aut quod contingens erat necessarium fecit. *Ibid.* §. 104. p. 660.

37. Dans le fond leur conservation n'est autre chose qu'une création continuelle, comme les Scolastiques l'ont fort bien reconnu. *Nouv. ess. etc. IV. Ch.* 10. *p.* 377. Unde accurate loquendo non opus est ordine decretorum divinorum; sed dici potest, unicum tantum fuisse decretum Dei ut haec scilicet series rerum ad existentiam perveniret; .... Hactenus de providentia nempe generali, porro bonitas relata speciatim ad creaturas intelligentes cum sapientia conjuncta justitiam constituit cujus summus gradus est sanctitas, itaque tam lato sensu justitia non tantum jus strictum sed et aequitatem atque adeo et misericordiam laudabilem comprehendit. — Justitia specialius sumpta versatur circa bonum malumque physicum aliorum nempe intelligentium; sanctitas circa bonum malumque morale. — Sapientia autem infinita omnipotentis, bonitati ejus immensae juncta fecit ut nihil potuerit fieri melius, omnibus computatis, quam quod a Deo est factum; atque adeo, ut omnia sint perfecte harmonica conspirentque pulcherrime inter se: causae formales seu animae cum causis materialibus seu corporibus; causae efficientes seu naturales cum finalibus seu moralibus; regnum gratiae cum regno naturae. *Causa Dei* §. 42. 46. 50. 51. *p.* 656. Nous devons remarquer ici encore une autre harmonie entre le règne physique de la nature et le règne morale de la grace c'est-à-dire entre Dieu considéré comme l'architecte de la ma-

chine de l'univers et Dieu considéré comme monarque de la cité divine des esprits. Cette harmonie fait que les choses conduisent à la grace par les voies mêmes de la nature et que ce globe par exemple doit être détruit et réparé par les voies naturelles dans les momens que le demande le gouvernement des esprits pour le châtiment des uns et la récompense des autres . . . . et que de même les belles actions s'attireront leurs récompenses par des voies machinales par rapport aux corps quoique cela ne puisse et ne doive pas toujours sur le champ. — C'est ce qui faît travailler les personnes sages et vertueuses à tout ce qui paraît conforme à la volonté divine présomtive ou antécédente et se contenter cependant de ce que Dieu fait arriver effectivement par sa volonté secrète, conséquente et décisivé, en reconnaissant que si nous pouvions entendre assez l'ordre de l'univers, nous trouverions qu'il surpasse tous les souhaits des plus sages, et qu'il est impossible de le rendre meilleur qu'il est, non seulement pour le tout en général mais encore pour nous même en particulier, si nous sommes attachés comme il faut à l'auteur du tout, non seulement comme à l'architecte et à la cause efficiente de notre être mais encore comme à notre maître et à la cause finale, qui doit faire tout le but de notre volonté et peut seul faire notre bonheur. *Monadol.* §. 87—90. *p.* 712.

as from false principles which have been insisted on and might have been avoided. *Ibid. p.* 6. But the unraveling this matter leads me in some measure to anticipate my design by taking notice of what seems to have had a chief part in rendering speculation intricate and perplexed and to have occasioned innumerable errors and difficulties in almost all parts of knowledge. And that is the opinion that the mind hath a power of framing abstract ideas or notions of things. — These are in a more especial manner thought to be the object of those sciences which go by the name of Logic and Metaphysics and of all that which passes under the notion of the most abstracted and sublime learning, in all which one shall scarce find any question handled in such a manner, as does not suppose their existence in the mind, and that it is well acquainted with them. *Ibid. p.* 7. Whether others have this wonderful faculty of abstracting their ideas they best can tell: for my self I find indeed I have a faculty of imagining or representing to myself the ideas of those particular things I have perceived and of variously compounding and dividing them. — But I deny that I can abstract one from another or conceive separatly those qualities which it is impossible schould exist so separated, or that I can frame a general notion by abstracting from particulars. . . . And there are grounds to think most men will acknowledge themselves to be in my case. *Ibid. p.* 11. 12. (Mr. Lockes arguing is) that the making use of words implies the having general ideas. From which it follows, that men who use language are able to abstract or generalize their ideas. *Ibid. p.* 14. By observing how ideas become general we may the better judge how words are made so. And here it is to be noted that I do not deny there are general ideas, but only that there are any abstract general ideas. — I believe we shall acknowledge that an idea which considered in itself is particular becomes

general, by being made to represent or stand for all other particular ideas of the same sort. To make this plain by an example, suppose a Geometrician is demonstrating the method of cutting a line in two equal parts. He draws for instance a black line of an inch in length, this which in itself is a particular line is nevertheless with regard to its signification general since as it is there used, it represents all particular lines whatsoever, so that what is demonstrated of it is demonstrated of all lines, or in other words of a line in general. And as that particular line becomes general by being made a sign, so the name line which taken absolutely is particular by being a sign is made general. — *Ibid. p.* 17. Universality so far as I can comprehend not consisting in the absolute positive nature or conception of any thing, but in the relation it bears to the particulars signified or represented by it, by virtue whereof it is that things, names or notions being in their own nature particular are rendered universal. — But here it will be demanded, how we can know any proposition to be true of all particular triangles except we have first seen it demonstrated of the abstract idea of a triangle which equally agrees to all? For because a property may be demonstrated to agree to some one particular triangle, it will not thence follow that it equally belongs to any other triangle which in all respects is not the same with it. For example having demonstrated that the three angles of an isosceles rectangular triangle are equal to two right ones, I cannot therefore conclude this affection agrees to all other triangles which have neither a right angle nor two equal sides. — I may nevertheless be certain it extends to all other rectilinear triangles of what sort or bigness soever. And that because neither the right angle nor the equality nor determinate length of the sides are at all concerned in the demonstration. — And here it must be acknowledged,

ıat a män may consider a figure merely as trian-
ılar, without attending to the particular qualities
f the angles or relations of the sides. So far the
ıay abstract. But this will never prove, that he
ın frame an abstract general inconsistent idea of a
iangle. *Ibid. p.* 21. 22. 23.

2. I come now to consider the source of this
revailing notion and that seems to me to be lan-
ıage. And surely nothing of less extent than rea-
on it self could have been the source of an opinion
universally received. — Let us therefore exa-
ıine the manner wherein words have contributed
the origin of that mistake. First then, 'tis thought
ıat every name hath or ought to have one only
recise and settled signification, which inclines men
think there are certain abstract determinate ideas
hich constitute the true and only immediate signi-
cation of each general name. And that it is by
ıe mediation of these abstract ideas, that a general
ame comes to signify any particular thing. — To
ıis it will be objected that every name that has a
efinition is thereby restrained to one certain signi-
cation. For example a triangle is defined to be a
lain surface comprehended by three right lines, by
hich that name is limited to denote one certain
lea and no other. To which I answer that in the
efinition it is not said whether the surface be great
r small, black or white .... in all which there
ıay be great variety and consequently there is no
ne settled idea which limits the signification of the
ord triangle. 'Tis one thing for to keep a name
onstantly to the same definition, and another to
ıake it stand every where for the same idea: the
ne is necessary the other useless and impracticable.
bid. p. 26. But to give a farther account how
ords came to produce the doctrine of abstract ideas,
must be observed that it is a received opinion,
hat language has no other end but the communi-
ating our ideas and that every name stands for an

idea. This being so, and it being withal certain, that names which yet are not thought altogether insignificant do not always mark out particular conceivable ideas, it is straight way concluded that they stand for abstract notions. — A little attention will discover that it is not necessary, even in the strictest reasonings, significant names which stand for ideas should every time they are used excite in the understanding the ideas they are made to stand for: in reading and discoursing being for the most part used as letters are in Algebra. — *Ibid. p.* 27. An agent, an active mind or spirit cannot be an idea or like an idea. Whence it schou'd seem to follow that those words which denote an active principle, soul or spirit do not in a strict and proper sense stand for ideas. And yet they are not insignificant neither, since I understand what is signified by the term I or my self or know what it means although it be no idea nor like an idea, but that which thinks and wills and apprehends ideas and operates about them. *Alciphron. Dial. VII. p.* 327. Besides the communicating of ideas marked by words is not the chief and only end of language as is commonly supposed. There ere other ends as the raising of some passion, the exciting to or deterring from an action etc. *Princ. of hum. knowl. Introd. p.* 28. He that knows he has no other than particular ideas will not puzzle himself in vain to find out and conceive the abstract idea annexed to any name. And he that knows names do not always stand for ideas will spare himself the labour of looking for ideas, where there are none to be had. It were therefore to be wished that every one would use his utmost endeavours to obtain a clear view of the ideas he would consider separating from them all that dress and incumbrance of words which so much contribute to blind the judgment and divide the attention. *Ibid. p.* 33.

3. It is evident to any one who takes a survey

of the objects of humane knowledge that they are either ideas actually imprinted on the senses or else such as are perceived by attending to the passions and operations of the mind or lastly ideas formed by help of memory and imagination. — That neither our thoughts nor passions nor ideas formed by the imagination exist without the mind is what every body will allow. *Principles etc. p.* 35. 37. All that is properly perceived by the visive faculty amounts to no more than colours with their variations and different proportions of light and shade. — *An ess. tow. a new. theor. Sect.* 156. If we take a close and accurate view of things, it must be acknowledged that we never see and feel the same object *Ibid. Sect.* 49. Philon: Make me to understand the difference between what is immediately conceived and a sensation. *Three dialogues p.* 222. That any immediate object of the senses, that is any idea or combination of ideas should exist in an unthinking substance, or exterior to all minds is in itself an evident contradiction. *Ibid.* 223. The ideas imprinted on the senses by the author of nature are called real things; and those excited in the imagination being less regular vivid and constant are more properly termed ideas or images of things, which they copy and represent. But then our sensations be they never so vivid and distinct are nevertheless ideas, that is they exist in the mind or are perceived by it as truly as the ideas of its own framing. The ideas of sense are allowed to have more reality in them that is to be more strong orderly and coherent than the creatures of the mind, but this is no argument that they exist without the mind. *Principl. p.* 61. And as several of these are observed to accompany each other, they come to be marked by one name and so to be reputed as one thing. Thus for example a certain colour, taste, smell figure and consistence having been observed to go together, are accounted one distinct thing,

signified by the name apple. *Ibid. Sect.* 1. *p.* 36. As to what is said of the absolute existence of unthinking things without any relation to their being perceived, that seems perfectly unintelligible. Their esse is percipi, nor is it possible they should have any existence out of the minds or thinking things which perceive them. *Ibid. Sect.* 3. *p.* 38. It follows, there is not any other substance than spirit or that which perceives. But for the fuller proof of this point, let it be considered, the sensible qualities are colour figure, motion, smell, taste and such like, that is the ideas perceived by sense. Now for an idea to exist in an unperceiving thing, is a manifest contradiction; for to have an idea is all one as to perceive: that therefore wherein colour, figure aut the like qualities exist, must perceive them. Hence it is clear their can be no unthinking substance or substratum of those ideas. *Ibid. Sext.* 7. *p.* 41. All things that exist, exist only in the mind, that is they are purely notional *Ibid. Sect.* 24. *p.* 62. Why they should suppose the ideas of sense to be excited in us by things in their likeness, and not rather have recourse to spirit, which alone can act may be accounted for: first because they were not aware of the repugnancy there is as well in supposing things like into our ideas existing without as in attributing to them power and activity. *Ibid. Sect.* 57. *p.* 82. But though it were possible that solid figured moveable substances may exist without the mind, corresponding to the ideas we have of bodies, yet how it is possible for us to know it? Either we must know it by sense or by reason. As for our senses, by them we have the knowledge only of our sensations, ideas or those things that are immediately perceived by sense, call them what you will. But they do not inform us that things exist without the mind or unperceived, like to those which are perceived. This the materialists themselves acknowledge. It remains

therefore that if we have any knowledge at all of external things, it must be by reason, inferring their existence from what is immediately perceived by sense. But what reason can induce us to believe the existence of bodies without the mind, from what we perceive, since the very patrons of matter themselves do not pretend, there is any necessary connexion betwixt them and our ideas? I say it is granted on all hands (and what happens in dreams phrensies and the like puts it beyond dispute) that it is possible we might be affected with all the ideas we have now, though no bodies existed without resembling them. — In short if there were external bodies, it is impossible we should ever come to know it, and if there were not, we might have the very same reasons to think there were that we have now. *Ibid. Sect.* 18. et 20. *p.* 49. 50. 51. That they should suppose an innumerable multitude of beings which they acknowledge are not capable of producing any one effect in nature, and which therefore are made to no manner of purpose, since God might have done every thing as well without them; this I say, though we should allow it possible must yet be a very unaccountable and extravagant supposition. *Ibid. Sect.* 53. *p.* 79. Upon the whole, I think, we may fairly conclude, that the proper objects of vision constitute a universal language of the author of nature, whereby we are instructed how to regulate our actions, in order to attain those things that are necessary to the preservation and well-being of our bodies, as also to avoid whatever may be hurtful and destructive of them. — Visible figures are the marks of tangible. *New-theory etc. Sect.* 147. et 140. It is evident .... that visible ideas are the language whereby the governing spirit on whom we depend informs us what tangible ideas he is about to imprint upon us, in case we excite this on that motion in our bodies. *Principl. Sect.* 44. *p.* 70. If the term *same* be used in the acceptation of philo-

sophers, who pretend to an abstracted notion of identity, then according to their soundry definitions of this notion . . . it may or may not be possible for divers persons the same thing. — *Three dial. p.* 324. I have no notion of any action distinct from volition, neither can I conceive volition to be any where but in a spirit, therefore when I speak of an being, I am obliged to mean a spirit. — Will and understanding constitute in the strictest sense a mind or spirit *Ibid. p.* 309. 310. All the unthinking objects of the mind agree in that they are intirely passive and their existence consists only in being perceived: Whereas a soul or spirit is an active being whose existence consists not in being perceived, but in perceiving ideas and thinking. It is therefore necessary in order to prevent equivocation and confounding natures perfectly disagreeing and unlike, that we distinguish between spirit and idea. *Principl. Sect.* 139. *p.* 157. 158.

4. I frankly own, Philonous, that it is in vain to stand out any longer. Colours, sounds, tastes, in a word all those termed secondary qualities have certainly no existence without the mind. But by this acknowledgment I must not be supposed to derogate any thing from the reality of matter or external objects, seeing it is no more than several philosophers maintain, who nevertheless are the forthest imaginable from denying matter. For the clearer understanding of this you must know sensible qualities are by philosophers divided into primary and secondary. The former are extension, figure, solidity, gravity, motion and rest. And these they hold exist really in bodies. The latter are those above enumerated, or briefly all sensible qualities beside the primary which they assert are only so many sensations or ideas existing no where but in the mind. — *Three dial. p.* 209. — Again great and small, swift and slow are allowed to exist no where without the mind, being intirely relative and

changing as the frame or position of the organs of sense varies. The extension therefore which exists without the mind is neither great nor small, the motion neither swift nor slow, that is, they are nothing at all. — Without extension solidity cannot be conceived, since therefore it has been showed that extension exists not in an unthinking substance, the same must also be true of solidity. *Principl. Sect.* 11. *p.* 44. Is not the motion of a body in a reciprocal proportion of the time, it takes up in describing any given space? .... And is not time measured by the succession of ideas in our minds? *Three dial. p.* 214. Then as for solidity either you do not mean any sensible quality by that word and so it is beside our inquiry, or if you do, it must be either hardness or resistance. But both the one and the other are plainly relative to our senses, it being evident that what seems hard to one animal may appear soft to another who hath greater force and firmness of limbs. Nor is it less plain, that the resistance I feel is not in the body. *Ibid. p.* 214. But say you, though the ideas themselves do not exist without the mind, yet there may be things like them whereof they are copies or resemblances, which things exist without the mind in an unthinking substance. I answer: an idea can be like nothing but an idea, a colour or figure can be like nothing but another colour or figure. *Principl. Sect.* 8. *p.* 41. How then is it possible that things perpetually fleeting and variable as our ideas should be copies or images of any thing fixed and constant? *Three dial. p.* 242. But say you ..... there may perhaps be some inert unperceiving substance or substratum of some other qualities.... I do not see the advantage there is in disputing about we know not what and we know not why. — *Princ. Sect.* 78. *p.* 101. In the last place you will say: What if we give up the cause of material substance and assert that matter is an unknown somewhat,

neither substance nor accident, spirit nor idea, inert, thoughtless, indivisible, immoveable, unextended, existing in no place. — I answer you may, if so it shall seem good use the word *matter* in the some sense that other men use *nothing* and so make these terms convertible in your style. For after all, this is what appears to me to be the result of that definition the parts whereof when I consider with attention, either collectively, or separate from each other, I do not find that there is any kind of effect or impression made on my mind different from what is excited by the term *nothing*. *Ibid. Sect.* 80. *p.* 103. Jou will perhaps say that matter though it be not perceived by us is nevertheless perceived by God, to whom it is the occasion of exciting ideas in our minds. — But this notion of matter seems to extravagant to deserve a confutation. *Ibid. Sect.* 70. 71. *p.* 95. 96. ... Solidity, bulk, figure and the like, have no activity or efficacy in them, so as to be capable of producing any one effect in nature. Whoever therefore supposes them to exist (allowing the supposition possible) when they are not perceived, does it manifestly to no purpose, since the only use that is assigned to them as they exist unperceived, is that they produce those perceivable effects, which in truth cannot be ascribed to any thing but spirit. *Ibid. Sect.* 61. *p.* 87.

5. I find I can excite ideas in my mind at pleasure and vary and shift the scene as oft as I think fit. — But whatever power I may have over my own thoughts, I find the ideas actually perceived by sense have not a like dependence on my will. — ... the ideas imprinted on them (senses) are not creatures of my will. There is therefore some other will or spirit that produces them. The ideas of sense are more strong, lively and distinct than those of the imagination, they have likewise a steddiness order and wherence and are not excited at random as those which are the effects of humane wills often

are, but in a regular train or series, the admirable connexion whereof sufficiently testifies the wisdom and benevolence of its author. *Ibid. Sect.* 28. 29. 30. *p.* 58. 59. We may even assert that the existence of God is for more evidently perceived than the existence of men, because the effects of nature are infinitely more numerous and considerable than those ascribed to humane agents. *Ibid. Sect.* 147. *p.* 164. Since you cannot deny that the great mover and author of nature constantly explaineth himself to the eyes of men by the sensible intervention of arbitrary signs which have no similitude or connexion with the things signified .... you have as much reason to think, the universal agent or God speaks to your eyes, as you can have for thinking any particular person speaks to your ears. *Alciphron Dial. IV. p.* 154. What can be plainer than that a thing which hath no ideas in itself cannot impart them to me, and if it hath ideas, surely it must be a spirit. *Three dial. p.* 309. What would you have? do I not acknowledge a twofold state of things, the one ectypal or natural, the other archetypal and eternal? The former was created in time, the latter existed from everlasting in the mind of God. *Ibid. p.* 339. When I deny sensible things and existence out of the mind, I do not mean my mind in particular but all minds. Now it is plain they have an existence exterior to my mind since I find them .... it necessary follows, there is an omnipresent eternal mind which knows and comprehends all things and exhibit them to our view in such a manner and according to such rules as he himself hath ordained and are by us termed the laws of nature. *Ibid. p.* 292. Sensible objects may be said to be without the mind in another sense, namely when they exist in some other mind. Thus when I shut my eyes, the things I saw may still exist but it must be in another mind. *Principl. Sect.* 90. *p.* 113. But God whom no external being can affect, who perceives nothing by

sense as we do, whose will is absolute and independent causing all things . . . it is evident such a being as this can suffer nothing not be affected with any painful sensation or indeed any sensation at all. — God knows or hath ideas, but his ideas are not convey'd to him by sense as ours are. *Three dial. p.* 311. 312. Men combine together several ideas apprehended by divers senses . . . . all which they refer to one name and consider as one thing. Hence follows that when I examine by my other senses a thing I have seen, it is not in order to understand better the same object which I have perceived by sight, the object of one sense not being perceived by the other senses. And when I look through a microscope, it is not that I may perceive more clearly what I perceived already with my bare eyes, the object perceived by the glass being quite different from the former. But in both cases my aim is only to know what ideas are connected together, and the more a man knows of the connexion of ideas the more be is said to know of the nature of things. The connexion of ideas does not imply the relation of cause and effect, but only of a mark or sign with the thing signified. The fire which I see is not the cause of the pain I suffer upon my approaching it, but the mark that forewarns me of it. *Princ. Sect.* 65. *p.* 91. *Ibid. p.* 320. Whenever the course of nature is interrupted by a miracle, men ar ready to own the presence of a superior agent. But when we see things go on in the ordinary course, they do not excite in us any reflexion; their order and concatenation though it be an argument of the greatest wisdom, power, and goodness in their creator, is yet so constant and familiar to us, that we do not think them the immediate effects of a free spirit, especially since inconstancy and mutability in acting is looked on as a mark of freedom. *Principl. Sect.* 57. *p.* 83. God seems to choose the convincing our reason of his attributes by the works of nature, which

discover so much harmony and contrivance in their make, and are such plain indications of wisdom and beneficence in their author rather than to astonish as into a belief of his being by anomalous and surprising events. *Ibid. Sect.* 63. *p.* 90.

6. I give it you on my word, since this revolt from metaphysical notions to the plain dictates of nature and common sense, I find my understanding strangely enlightened, so that I can now easily comprehend a great many things which before were all mystery and riddle. *Three dial. p.* 179. All things that exist exist only in the mind, that is, they are purely notional. What therefore becomes of the sun, moon, and stars? — I do not argue against the existence of any one thing that we can apprehend either by sense or reflexion. That the things I see with mine eyes and touch with my hands, do exist, really exist, I make not the least question. — It will be urged that thus much at least is true, to wit that we take away all corporeal substances. To this my answer is, that if the word substance be taken in the vulgar sense for a combination of sensible qualities, such as extension solidity weight and the like, this we cannot be accused of taking away. But if it be taken in a philosophic sense for the support of accidents or qualities without the mind, then indeed I acknowledge that we take it away, if one may be said to take away which never had any existence, not even in the imagination. *Princ. Sect.* 34. 35. 37. *p.* 62. 63. 65. By a diligent observation of the phaenomena within our view we may discover the general laws of nature and from them deduce the other phaenomena, I do not say demonstrate: for all deductions of that kind depend on a supposition that the author of nature allways operate uniformly and in a constant observance of those rules we take for principles: which we cannot evidently know. *Ibid. Sect.* 107. *p.* 128. The two great provinces of speculative science conversant about ideas

certain that not a few divines as well as philosophers of great note have from the difficulty they found in conceiving either limits or annihilation of space, concluded it must be divine. And some of late have set themselves particularly to shew that the incommunicable attributes of God agree to it. Which doctrine how unworthy soever it may seem of the divine nature, get I do not see how we can get clear of it, so long as we adhere to the received opinion. *Ibid. Sect.* 117. *p.* 137. Unity in abstract we have before considered ... it plainly follows there is not any such idea. But number being defined a collection of unites we may conclude that, if there be no such thing as unity or unite in abstract, there are no ideas of number in abstract denoted by the numeral names and figures. — *Ibid. Sect.* 120. *p.* 139. Whence it follows to study them (numbers) for their own sake would be just as wise and to as good purpose, as if a man neglecting the true use or original intention and subserviency of language, should spend his time in impertinent criticismus upon words or reasonings and controversies purely verbal. *Ibid. Sect.* 122. *p.* 143. Every particular finite extension which may possibly be the object of our thought is an idea existing only in the mind and consequently each part thereof must be perceived. If therefore I cannot perceive innumerable parts in any finite extension that I consider it is certain they are not contained in it. But it is evident that I cannot distinguish innumerable parts in any particular line, surface or solid which I either perceive by sense or figure to my self in my mind. Wherefore I conclude they are not contained in it. *Ibid. Sect.* 124. *p.* 144. When we say a line is infinitely divisible, we must mean a line which is infinitely great. *Ibid. Sect.* 128. *p.* 149. What if it should prove that you who hold there is (such thing as matter) are by virtue of that opinion a greater Sceptic, and maintain more paradoxes and repugnancies to common sense, than I who be-

all beings.... All this is very natural. *Ibid. Sect.* 92. 93. *p.* 114. 115. All the unthinking objects of the mind agree in that they are intirely passive and their existence consists only in being perceived, whereas a soul or spirit is an active being whose existence consists not in being perceived but in perceiving ideas and thinking. *Ibid. Sect.* 139. *p.* 158. The will is termed the motion of the soul. This infuses a belief that the mind of man is a ball in motion impelled and determinated by the objects of sense as necessarily as that is by the stroke of a racket. Hence arise endless scruples and errors of dangerous consequence in morality. *Ibid. Sect.* 145. *p.* 162. Having dispatched what we intended to say concerning the knowledge of ideas, the method we proposed leads us in the neat place to treat of spirits. With regard to which perhaps humane knowledge is not so deficient as is vulgarly imagined. The great reason that is assigned for our being thought ignorant of the nature of spirits is our not having an idea of it. But surely it ought not to be looked an as a defect in a humane understanding that it does not perceive the idea of spirit, if it is manifestly impossible there should be any such idea. — That an idea what is inactive and the existence whereof consists in being perceived should be the image or likeness of an agent subsisting by itself, seems to need no other refutation than barely attending to what is meant by those words. *Ibid. Sect.* 135. *et* 137. *p.* 154. 156. It is also to be remarked that all relations including an act of the mind we cannot so properly be said to have an idea but rather a notion. — *Ibid. Sect.* 142. *p.* 161. It is plain that we cannot know the existence of other spirits otherwise than by their operations or the ideas by them excited in us. *Ibid. Sect.* 145. *p.* 162. Whereas the being of my self, that is my own soul, mind or thinking principle, I evitently know by reflexion. — It is granted we have neither immediate evidence

nor a demonstrative knowledge of the existence of other finite spirits ... there is a probability for the other (viz. minds) if we see signs and effects indicating distinct finite agents like our selves. — *Three dial. p.* 296. 297. I own, I have properly no idea either of God or any other spirit. — For all the notion I have of God is obtained by reflecting on my own soul heightening its powers and removing its imperfections. I have therefore though not an inactive idea get in my self some sorte of an active thinking image of the Deity. And though I perceive him not by sense, get I have a notion of him or know him by reflexion and reasoning. *Ibid. p.* 293. 294.

III. Belegstellen aus Tschirnhausen. *)

Zu §. 17.

1. Nolim autem quis existimet, me hisce (sapientibus) adnumerare vulgares Philosophos. Vix enim isti tali titulo sunt digni cum potius verbales quam reales sunt dicendi. — *Medicina mentis p.* 25. Philosophorum nomen ... ne quidem illi qui historialis solum, seu ut voce magis solita utar historicus est philosophus, hoc est ei qui reales bonasve scientias quidem non ignorat sed eas tamen non proprio Marte quin potius alius cujusdam realis philosophi industria et scriptis sibi comparavit, jure potest attribui.... Qui probe inveniendi artem callet solus mihi dicendus esse videtur realis philosophus. *p.* 29. Hac enim scientia quandoquidem ea se ad omnia quae mens humana scire potest extendit nulla universalior dari

---

*) Ich citire nach: *Medicina mentis sive artis inveniendi generalia. Editio nova auctior et correctior cum praefatione autoris. Lipsiae apud J. Thomam Fritsch. MDCXCV.* 4.

potest. Exhinc hominum inventa quanta et qualiacunque sint, seu omnes aliae artes ortum duxere. Unde revera via regia seu ars universalis ad omnes scientias et artes nulla alia datur quam haec ipsa ars inveniendi .... colligo nos ope ejusmodi scientiae cum Deo utpote, a quo solo omnis veritas tanquam ab ipso veritatis fonte unice ducit, quasi colloqui, ac proinde nobis etiam hoc naturali modo concedi certa quadam ratione mentem divinam cognoscere. *Ibid.* *p.* 23. Etenim existimo nullam esse praestantiorem viam investigandi in principio veritatem quam experientias. Hoc interim sanae rationi omnino consentaneum esse censeo quod ab iis potissimum experientiis sit inchoandum quae omni pene momento possunt institui, quae nullas requirunt expensas et qui nulli prorsus errori sunt obnoxiae, hoc est incipiendum esse puto ab experientiis quae in nobis ipsis fiunt et praecipue ab iis quae omnium primae in nobis existunt ..... hoc tantum ut dixi pro certo statuo, quod hoc meum scire, hoc notum, hoc conscium esse vel si mavis hoc cogitare primum sit in nobis quod omnes nostras cogitationes praecedit et cujus in nobis ipsis existentiam (non dico naturam, haec enim diversissima sunt) experientia evidentissima cognoscimus adeo ut unusquisque cum dicit: *ego* aliquid facio, nihil aliud per hoc *ego* significet quam id cujus ope scit, vel notum sibi est, vel conscius in se ipso est, se aliquid facere, vel si ita placet, quod cogitet, se aliquid facere. *p.* 290. 291. Talia (principia indubia) haec quatuor esse censeo: 1) Me variarum rerum conscium esse, quod principium primum et generale totius nostrae cognitionis est. 2) Me bene a quibusdam, a quibusdam vero male affici, principium primum est unde cognitio boni et mali, seu tota doctrina moralis derivatur. 3) Quaedam a me posse concipi seu cogitatione apprehendi, quaedam autem a me nullo modo posse concipi, seu repugnare quaedam, et respectu mei incogitabilia esse, principium primum est ex quo omnis veri et falsi deducitur cognitio.

4) Tandem me varia sensuum externorum, itemque imaginum internarum et passionum ope advertere principium primum est unde omnia quae ipsi experientiae debemus emanant. *Ibid. praefat.* Atque sic intelliges quomodo velim ut a posteriori in initio philosophia inchoetur...... Hisce itaque rite determinatis quantum ut dixi necesse est, deinceps omnia per totum hunc tractatum ex his solis derivari, hoc est semper a priori per intellectus operationes processi.... *Ibid. p.* 294. Verum si hic deinde rogaveris, quid porro agendum restat, responsum jam supra dedi, ita esse progrediendum a priori, usque dum ad primas has quatuor experientias reversus fueris, hoc est ut clarius loquar usque dum hominis natura tota fuerit explicata. *Ibid. p.* 295.

2. Restat adhuc id, quod maxime notandum, neminem hanc ob rationem amplius de existentia illius facultatis in nobis posse dubitare, qua conamur quicquam concipere idque etiam concipere possumus, et qua e contra conamur ejus contrarium concipere nec tamen id concipere possumus. Hanc autem actionem vel conatum in nobis intellectum imposterum nominabimus *Ibid. p.* 37. Ubi intellectu quaedam concipimus vel concipere non possumus, ea omnia quasi a nobis peragi videntur, at per hanc posteriorem, imaginationem puta, omnia potius quasi extrinsecus, uti comoedias spectantibus accidit, adveniunt seu repraesentantur, adeoque tantummodo percipiuntur non vero concipiuntur *Ibid. p.* 41. Sed ne hac in parte confusio apud lectores oriatur, ... observandum est me, quando dico aliquid non posse concipi, non alio in sensu id intelligi, quam qui apud omnes Mathematicos in usu est, nimirum duos quosdam conceptus non posse conjungi. ... Cum vero dico, nullum me de aliqua re conceptum habere, idem hoc mihi est ac si dicerem....., rem mihi incognitam esse. *Ibid. p.* 42. Caeterum hinc manifestum est, omnem conceptum, seu ut alii vocant ideam non esse aliquid muti instar picturae in tabula,

sed eum necessario aut affirmationem aut negationem semper includere. Affirmare siquidem et negare nihil aliud sunt quam voces externae quibus indicamus, nos aliquid interne seu in mente vel posse vel non posse concipere. Nulla quoque alia est differentia inter ens et non-ens, quam inter possibile et impossibile, seu inter id quod potest ac inter id quod nequit concipi. Manifestum porro, ea quae vulgo pro axiomatibus habentur, nempe ex nihilo nihil fieri, non entis nullas esse proprietates statim hinc clarissime derivari. Idem enim est, ac si dicas ex eo quod non concipitur nequit aliud quod concipitur deduci. *Ibid. p.* 37. Quoniam experientia testatur, omnes homines demonstrationibus ad assensum cogi, recte colligimus hanc facultatem in omnibus aequalem esse .... *p.* 38. Certum erit, si statuam aliquid mihi notum, alii vero plane ignotum esse, et observem in mea esse potestate, illo saltem mihi haut obstante, solis verbis eandem et aeque perfectam ac ego ipse ea de re habeo notitiam in ejus mente excitandi, certum inquam erit me istam tunc rem non imaginari sed concipere. Si contra adverto me alii ejus prorsus ignaro, nullis verbis talem notitiam impertire posse, ita ut non minus ac ego eandem cognoscat, tunc ex posteriori positione liquet me rem tantum imaginari, non vero concipere. *Ibid. p.* 46. Quisquis mentis aciem ad propriae conscientiae dictamen candide direxerit, . . . is inter alia apud se ipsum advertet, ... quid verum vel falsum sit ex seipso melius ac quovis alio cognoscere posse. — Hinc ergo efficitur falsitatem quidem consistere in eo quod non potest concipi, veritatem autem in eo quod potest concipi. — *Ibid. p.* 34. 35. Magni refert ne quod tantum imaginamur cum eo quod concipimus confundamus. Quippe hinc facile poterit fieri ut quaedam a nobis concipi putemus, quae revera tantum imaginamur, hoc est ut credamus nobis quaedam esse nota, quae tamen ignota sunt. *Ibid. p.* 43. Dicent adversarii hoc fundamentum licet certum esset, nulli tamen usui

in veritate perquirenda nobis futurum, quia omnia quae ex eo deducentur forsitan tantum in conceptu nostra vera erunt, non autem absolute in re ipsa, adeoque illa absolute loquendo forte falsa esse poterunt. Verum respondeo; licet concedam id nondum hic loci in philosophandi principio esse demonstratum instituto tamen meo nihil obesse suo quo minus usui nobis sit futurum. Quamlibet enim illi omnia nobis tantum sic apparere, non autem forte absolute ita existere cum Scepticis supponant, fateri tamen coguntur, quasdam harum apparentiarum ut ita cum ipsis loquar firmas seu constantes, quasdam vero inconstantes esse, hoc est nonnullas nobis constanter sub specie veri apparere. — Quae quandoquidem ad utilem vitae directionem aeque sunt necessariae ac visus ad gressus nostros dirigendos, non minus etiam firmae et constantes apparentiae ab infirmis seu vagis erunt secernendae..... Nam licet omnia merae essent apparentiae quemadmodum illi opinabantur, propterea tamen non minus philosophandum, hoc est nihil tamen secius apparentiae firmae ab infirmis ob infinitam quam inde percipimus, utilitatem secernendae essent. — Accedit me quoque observasse ea quae mente vere concipimus in rerum natura possibilia esse, et quo non possumus concipere, esse impossibilia. Nullam certe hisce contrariam proferre licet experientiam. — Maxime notandum nullo modo initio philosophandi opus esse, ut inquiratur num veritas in conceptu meo eadem sit cum rebus extra me existentibus, partim quia hoc ipsum meo quidem judicio ad alium locum pertinet, in quo natura intellectus a priori eruetur et explicabitur, ubi etiam aliquando verum ne an falsum sit definietur. *Ibid. p.* 52. ... prodirent statim e primo (principio) vel mera impossibilia seu absurda, e secundo vel mera possibilia seu quae concipi queunt, tertium quippe non datur seu concipi nequit. *Ibid. p.* 36.

3. Sequitur necessario, nos utique in nobis ipsis habere normam seu regulam, qua verum a falso

discernamu
distingue
quis in
deteg
nisi v
non nisi
tot hominu
concipi parite
terit concipi ....
quam errandi peric
aliquid supponeremu
falsum, aut e contrari
esset, inde ulterius veri
nullas alias adhibendo ope
fecte concipiuntur, prodirent s
impossibilia seu absurda, e sec
sibilia seu quae concipi queunt. —
rent, manifestum esset ea quae prim
non posse concipi atque ideo falsa es
posteriora, possibilia nimirum, inde sequ
mum sic verum erit. . . . Quae omnia ex Mathesi ac praecipue Algebrae operam dant e numeris experientiis clara sunt. *Ibid. p.* 36. Vi mus paucos extitisse Philosophos qui aliquid laude dignum praestiterunt, nisi simul Matheseos fuerint gnari: impossibile quippe fere videtur aliquem nobis singularia in physicis absque hujus scientiae cognitione exponere posse, quod adeo verum est, ut viri licet alias modestissimi se vix interim a risu temperent ubi audiunt homines Matheseos penitus ignaros in physicis philosophari. — *Ibid. p.* 277. Certum est nullam absque Physica posse concipi scientiam, ex hac autem rite explicata omnes alias derivari. *Ibid. p.* 283. Ut autem in hac via quam potero longissime progrediar, levi negotio colligo nil magis hic e re fore, quam ut omnes possibiles conceptus quos mentem meam posse formare observo, mihi acquirere studeam. Quae res ne nimium accrescat ac finitae meae mentis potentiam longe exsuperet, et

...ixerunt bonam
...m debere in-
...uam a priori
... *Ibid. p.* 71.
...mplius du-
... relinqui.
...ncipiens
...ndo ag-
...itatio-
...rcur-
...itum
...nde
...do
...i-

interim tamen ... plector ut certum ... primo omne ... formantur ... posterum ... circa defi ... definitio ... concep ... Unus ... omni ... con ... con ... ve ... mi

in veritate perquirenda nobis futurum, quia omnia quae ex eo deducentur forsitan tantum in conceptu nostra vera erunt, non autem absolute in re ipsa, adeoque illa absolute loquendo forte falsa esse poterunt. Verum respondeo; licet concedam id nondum hic loci in philosophandi principio esse demonstratum instituto tamen meo nihil obesse suo quo minus usui nobis sit futurum. Quamlibet enim illi omnia nobis tantum sic apparere, non autem forte absolute ita existere cum Scepticis supponant, fateri tamen coguntur, quasdam harum apparentiarum ut ita cum ipsis loquar firmas seu constantes, quasdam vero inconstantes esse, hoc est nonnullas nobis constanter sub specie veri apparere. — Quae quandoquidem ad utilem vitae directionem aeque sunt necessariae ac visus ad gressus nostros dirigendos, non minus etiam firmae et constantes apparentiae ab infirmis seu vagis erunt secernendae..... Nam licet omnia merae essent apparentiae quemadmodum illi opinabantur, propterea tamen non minus philosophandum, hoc est nihil tamen secius apparentiae firmae ab infirmis ob infinitam quam inde percipimus, utilitatem secernendae essent. — Accedit me quoque observasse ea quae mente vere concipimus in rerum natura possibilia esse, et quo non possumus concipere, esse impossibilia. Nullam certe hisce contrariam proferre licet experientiam. — Maxime notandum nullo modo initio philosophandi opus esse, ut inquiratur num veritas in conceptu meo eadem sit cum rebus extra me existentibus, partim quia hoc ipsum meo quidem judicio ad alium locum pertinet, in quo natura intellectus a priori eruetur et explicabitur, ubi etiam aliquando verum ne an falsum sit definietur. *Ibid. p.* 52. ... prodirent statim e primo (principio) vel mera impossibilia seu absurda, e secundo vel mera possibilia seu quae concipi queunt, tertium quippe non datur seu concipi nequit. *Ibid. p.* 36.

3. Sequitur necessario, nos utique in nobis ipsis habere normam seu regulam, qua verum a falso

discernamus et facem quasi qua lucem a tenebris distinguamus, quaque praelucente fieri non poterit ut quis in falsa incidat aut ullo tempore veritatem non detegat. Hinc enim clarissimum est, ex vero non nisi verum sed numquam falsum, ex falso autem non nisi falsum, sed numquam verum sequi, de quo tot hominum disputationes. Nam si primum potest concipi pariter et secundum quod ex eo sequitur poterit concipi ... etc. Idque adeo tuto sine ullo unquam errandi periculo peragitur, ut quamvis principio aliquid supponeremus tanquam verum, quod tamen falsum, aut e contrario tanquam falsum quod verum esset, inde ulterius veritates deducendo, hoc est nullas alias adhibendo operationes quam quae perfecte concipiuntur, prodirent statim e primo vel mera impossibilia seu absurda, e secundo vel mera possibilia seu quae concipi queunt. — Si priora prodirent, manifestum esset ea quae primo assumpsimus non posse concipi atque ideo falsa esse ..... si posteriora, possibilia nimirum, inde sequeretur primum sic verum erit.... Quae omnia ex iis qui Mathesi ac praecipue Algebrae operam dant ex innumeris experientiis clara sunt. *Ibid. p.* 36. Videmus paucos extitisse Philosophos qui aliquid laude dignum praestiterunt, nisi simul Matheseos fuerint gnari: impossibile quippe fere videtur aliquem nobis singularia in physicis absque hujus scientiae cognitione exponere posse, quod adeo verum est, ut viri licet alias modestissimi se vix interim a risu temperent ubi audiunt homines Matheseos penitus ignaros in physicis philosophari. — *Ibid. p.* 277. Certum est nullam absque Physica posse concipi scientiam, ex hac autem rite explicata omnes alias derivari. *Ibid. p.* 283. Ut autem in hac via quam potero longissime progrediar, levi negotio colligo nil magis hic e re fore, quam ut omnes possibiles conceptus quos mentem meam posse formare observo, mihi acquirere studeam. Quae res ne nimium accrescat ac finitae meae mentis potentiam longe exsuperet, et

illos aliquanto propius accedere qui dixerunt bonam quamque definitionem causam efficientem debere includere; hoc tamen magis experientia quam a priori uti nos deduximus, didicisse videntur etc. *Ibid. p.* 71. Patet ejusmodi data definitione nullum amplius dubitationis locum de rei definitae certitudine relinqui. Nam re quadam concepta, quisnam eam concipiens dubitabit an concipiatur? *Ibid. p.* 70. Quando aggredimur rem quamcunque tractare, primo cogitationes quas de ea habemus, absque ullo ordine percurrendae, nullae specialiter, sed omnes potius quantum fieri potest generalissime sunt considerandae, deinde ad illas erit attendendum, quae nos diverso modo afficiunt. . . . Atque hic processus eo usque continuandus, donec ad ea perventum sit genera cum quibus reliqua entia nihil commune habent. — — — *Ibid. p.* 73. Observo quarundam cogitationum objectum esse ejusmodi, quae percipi potius a me quam concipi videntur. — Talia entia, quae mihi hac ratione repraesentantur imaginabilia aut sensibilia vel si mavis phantasmata in posterum appellabo. *Ibid. p.* 75. Observo quaedam talia esse, quae non solum optime, sed etiam varie a me concipiuntur veluti ea sunt quae de figuris numeris motibus ac similibus novi. — Talia autem entia quae sic varie concipiuntur, quaeque nullam extra me videntur habere existentiam cum in iis nihil concipiam praeter puram extensionem abstractissime sumtam, seu ab omni materia separatam, rationalium seu mathematicorum nomine in posterum insigniam. Denique observo me quorundam entium habere cogitationes, quae quidem me optime, non tamen instar praecedentium rationalium varia, sed unica tantum ac constanti ratione concipiuntur; adeoque deprehendo ejusmodi cogitationes nullatenus varie ad libitum formari posse, sed absolute a propria eorundem entium natura dependere, ut non a me formandae, sed potius quasi secum formatae dici posse videantur, harumque objecta non nisi ut existentia possint concipi, cum

sirabi ea existere concipiam eo ipso semper omnis alterius entis existentiam ibidem excludant. Cujus generis, exempli gratia, ea omnia sunt quae ut materialia concipimus, hoc est quae extensionem non puram seu penetrabilem, qualis est mathematica, sed impenetrabilem qualis omnium corporum est praesupponunt. Haec vero entia realia seu physica appellabo. Video itaque tria diversa mearum cogitationum dari genera, nempe circa vel imaginabilia, vel Mathematica, vel Physica. *Ibid. p.* 75. 76. Illa scilicet omnia ad rei generationem necessario requiruntur quibus sublatis, caeteris licet ut ante dispositis, res generanda non provenit. — *Ibid. p.* 87. In omnibus imaginabilibus quae sensu percipiuntur generatim consideratis prima elementa, seu quae in omni formatione occurrunt, sunt fluida et dura: in plantis aqua et semen durum etc. — In entibus rationalibus elementa sunt puncta, rectae atque curvae. Nihil amplius hic concipi potest. In realibus nihil aliud est praeter materiam, et quae hic fiunt, necessario per motum fieri concipiuntur. Sunt autem duae motus operationes, nimirum congregare seu compellere corpora: hinc quies, et disgregare seu ea propellere: hinc motus vulgo sic dictus; ac per consequens tria tantum in physicis erunt elementa: Materia, motus ac quies. *Ibid. p.* 89. Acquisitis iis quae definitionum elementa voco, accurate ne quaedam eorum omittantur cavendum, ac ex iis solis definitiones formandae sunt, et ea quidem ratione ut quaedam eorum tanquam fixa seu immobilia, quaedam vero tanquam mobilia considerentur, atque ex iis rite junctis alicujus rei generatio deducatur. *Ibid. p.* 86. Si quis quaesiverit quare horum elementorum quaedam ut fixa, quaedam ut mobilia consideranda, eorumque conjunctione generationes perficiendae sint, hoc responsi ferat: Cum omnia per motum fieri concipiantur et absque eo nihil, motus autem absque mobili non concipiatur, sed mobile nihil efficiat nisi fixo junctum aliquid novi formet, sequitur

omnino, omnem bonam quae alicujus rei generationem debet includere definitionem necessario haec tria aut his similia semper involvere oportere. Sic verbi causa fixum punctum in circulo est A, mobile linea AB, quae dum circa centrum movetur, circulum BCD describit *p.* 90. Haec denique elementa quibuscunque fieri potest modis inter se sunt combinanda, ut ita hinc definitiones seu omnium primi conceptus efformentur. *Ibid. p.* 86. Si quaeratur qua ratione haec elementa omnibus modis quibus fieri potest sint combinanda, respondeo omnia fixa tot, quot concipi possunt modis, ac omnia itidem mobilia assumenda esse, atque si haec tandem omnibus, quibus fieri potest, modis, hoc est iis qui ex fixi et mobilis natura deduci possunt, motibus moveri concipiantur, obtinebimus ita primos omnium rerum conceptus, hoc est definitiones, prima possibilia, principia seu elementa, seu qualicunque nomine aliis dicantur. *Ibid. p.* 90. Isti conceptus sic sunt ordinandi, ut sibi invicem succedant juxta numerum quo plura possibilia seu elementa succedere exposcunt, vel prout alia aliorum existentiam praesupponunt.... Omnia haec tantisper continuentur donec horum omnium progressus in infinitum pateat, ac tandem demonstratione ad impossibile deducente semper evincendum est, plures seu ab his diversos praeter hos conceptus formari non posse. *Ibid. p.* 91.

4. Secundo has ipsas definitiones in se considerabo, et hinc deductas proprietates appellabo axiomata. *Ibid. p.* 67. Quod nunc venit suscipiendum ad magis magisque nostram augendam scientiam, est ut ipsas consideremus definitiones in se, hoc est, ut omnes probe respectus qui haberi possunt inter omnia elementa definitionis alicujus, hoc est inter fixa mobilia et motum .... consideremus. — Veritates vero hinc deductas appellabo axiomata. *Ibid. p.* 118. Si quis in mathesi universali consideret primo quantitatem in genere, tunc quia omnia in mathesi reducuntur ad aequalitatem, qua tanquam simpliciori

concepta, omnes etiam inaequalitates facile deinde advertimus, porro quantitas considerari poterit vel in se, tanquam fixum quid, vel in se ut mobile quid patiens aliquam variationem, vel denique quatenus reipsa quasi movetur seu rerum novarum generationes efficit, hoc est prout cum aliis quantitatibus comparatur; si quis haec et similia consideret tria primaria totius Matheseos haberi axiomata observabit, a quibus omnia, quae in ea concluduntur, unice derivantur. Horum *primum* est omnem quantitatem sibi esse aequalem. Unde patet, totum suis partibus simul sumptis aequari. Etenim totum et omnes partes sunt eadem quantitas, quae idcirco sibi ipsi aequalis est. Hinc sequitur: si totum omnibus suis partibus est aequale, ipsum etiam quibusdam saltem esse majus, h. e. totum sua parte esse majus aliaque id genus. *Secundum* Aequales quantitates ope aliarum quantitatum aequalium, aequaliumque operationum in alias transformari quantitates non minus aequales. Unde sequitur si aequalia aequalibus addas etc. *Tertium* Quae eidem aequantur inter se quoque aequari etc. Patet autem plura his tribus axiomata non dari, nec pluribus opus esse tum a priori, cum quantitatis cum aequalitate in genere consideratae, ut modo dixi non plures dentur relationes, tum a posteriori per analysin speciosam. *Ibid. p.* 121. Licet ejusmodi axiomata, sive ut ab aliis appellantur communes notiones vel aeternae veritates, non semper ad certum redigi queant ordinem, id quod difficulter inprimis peragitur, si definitio admodum compositam generationem habeat, ea tamen ubi de iis cogitandis se offert occasio, non possunt ignorari. *Ibid. p.* 122. Junctis duabus pluribusve definitionibus, hoc est diversis naturis, accidit ut quae antea separatam constituebant naturam, jam accipiant naturas a se mutuo dependentes, atque ita accidit ut inde nova natura, seu novum possibile oriatur, vel si mavis nova veritas. Et has veritates tali modo deductas in posterum theoremata vocabo. *Ibid. p.* 124. Est autem hic loci apprime

otandum omnia, quemadmodum de definitionibus et xiomatibus supra notavi, certo semper ordine esse onjungenda, incipiendo nimirum a simplicissimis, oc est iis quorum definitiones paucissima continent lementa, seu possibilia, et ascendendo gradatim ad iagis composita hoc est ea quae subinde plura pluaque requirunt possibilia *Ibid. p.* 126. Spero, atnto lectori non amplius ita fore ignotum qua raone per nosmet ipsos novas semper novasque veritates ddiscere liceat. *Ibid. p.* 163. ... Primo recensebo mnia impedimenta, quatenus ipsa experientia a nobis bservantur, dum in veritatis inquisitione, ut decet, ixta hanc methodum sumus occupati. Tum secundo enuinam eorum investigare originem allaborabo, ubi idebimus, quantopere nobis noceat imaginatio, siuidem clare monstrabo cuncta haec impedimenta nice ex illa ortum habere. Remedium denique comiunicabo et ostendam quae consilia quo ejusmodi ollantur impedimenta ab ipso intellectu sint expectanda. Quae omnia si a me accurate, ut spero ierint pertractata, dubito an merito ullus praeter l, quod sum dicturus de hac materia, quid amplius ossit desiderare *Ibid. p.* 164.

5. Necessum est fateri, me, ad omnes scientias ıspiciendo in quibus homines occupantur tandem bservasse, ratione delectationis magnam inter eas ari differentiam; imo inter omnes illas unam esse, uae absolute summam prae omnibus aliis scientiis hilosophicis delectationem cunctis absque dubio exiberet, modo ejus notitia omnibus ut decet esset erspecta, ideoque hanc ipsam omnium praecipuam sse in qua, applicando methodum indagandae omnis eritatis, modo perceptam operam nostram collocare ptime possimus. Mihi autem haec videtur esse cientia naturalis. Scio equidem multas isthaec leentes a me esse dissensuros, cujus causa me minime atet: quia nimirum ejus, de qua loquor, Physicae deam hactenus parum recte mente formarunt, multo ninus fructus ejus perspexerunt, omnium vero mi-

cus et rami ex tribus constant, substantia scilicet medullari per quam succus praecipue fertur, dura seu nucleo et cortice: ita ubique in hac tota philosophia tractetur non nisi de entibus realibus, mathematicis et imaginabilibus, circa radices quidem imperfecte, in trunco perfectius, in ramis perfectissime. Me quod attinet, optarim ut his jam cum publico communicatis, arboris hujus radices saltem quodammodo tibi lector benevole, exhibuerim, prout unicus meus hac vice fuit scopus. *Ibid. p.* 295.

IV. Belegstellen aus Chr. Wolff's lateinischen Schriften.

Zu §. 19.

1. Ordo partium philosophiae is est, ut praecedant ex quibus aliae principia mutuantur. *Log.* [1]) *Disc. prael.* §. 87. Anima duplicem habet facultatem, cognoscitivam atque appetitivam. Haec per experientiam certa sumimus suo loco explicanda et stabilienda uberius. Nec minus patet utramque facultatem in suo exercitio aberrare posse, nempe cognoscitivam a veritate, appetitivam a bono, ita ut illa errorem loco veritatis amplectatur, haec malum loco boni eligat. *Ibid.* §. 60. Ea philosophiae pars quae usum facultatis cognoscitivae in cognoscenda veritate ac vitando errore tradit, Logica dicitur; .... Ea vero philosophiae pars quae usum facultatis appetitivae in eligendo bono et fugiendo malo inculcat, philosophia practica dicitur. *Ibid.* §. 61. 62. Entia quae cognoscimus, sunt Deus, animae humanae ac

1) *Philosophia rationalis sive Logica, methodo scientifica pertractata et ad usum scientiarum atque vitae aptata. Praemittitur discursus praeliminaris de philosophia in genere. Francof. et Lips. MDCCXXVIII.*

corpora seu res materiales. — Tres hinc enascuntur philosophiae partes, quarum una de Deo, altera de anima humana, tertia de corporibus seu rebus materialibus. — Ea pars philosophiae quae de Deo agit, dicitur Theologia naturalis. — Pars philosophiae quae de anima agit, Psychologia a me appellari solet. — Pars denique philosophiae quae de corporibus agit Physica salutatur. *Ibid.* §. 55 — 59. Datur vero etiam generalis mundi contemplatio, ea explicans, quae mundo existenti cum alio quocunque possibili communia sunt. Ea philosophiae pars, quae generales istas notiones easque ex parte abstractas evolvit, Cosmologia generalis vel transscendentalis a me vocatur. *Ibid.* §. 73. Sunt etiam nonnulla enti omni communia, quae, cum de animabus, tam de rebus corporeis sive naturalibus sive artificialibus praedicantur. Pars illa philosophiae quae de ente in genere et generalibus entium affectionibus agit, Ontologia dicitur nec non Philosophia prima. *Ibid.* §. 73. Psychologia et Theologia naturalis nonnumquam Pneumaticae nomine communi insigniuntur, et Pneumatica per spirituum scientiam definiri solet. Ontologia vero, Cosmologia generalis et Pneumatica communi Metaphysicae nomine compellantur. *Ibid.* §. 79. In Metaphysica primum locum tuetur Ontologia seu philosophia prima, secundum Cosmologia generalis, tertium Psychologia et ultimum denique Theologia naturalis ..... cum Theologia naturalis principia sumat ex Psychologia, Cosmologia et Ontologia, Psychologia ex Cosmologia generali et Ontologia, Cosmologia ex Ontologia. *Ibid.* §. 99. Tenendum itaque mihi Metaphysicam potissimum vocari scientiam de Deo et mente humana rerumque principiis; scientiae vero entis qua ens est philosophiae primae nomen servari: id quod etiam ab aliis fieri solet Philosophis. Quodsi tamen malueris illam vocare Pneumaticam et sub Metaphysicae nomine comprehendere cum Pneumatica philosophiam primam me non repugnantem habebis; in verbis enim facilis sum.

Ratio praelectt. [2]) *Sect. II. Cap. III.* §. 2. Et quamvis notiones philosophiae primae (in qua emendanda hactenus aliquid studii posuimus et in posterum, si Deus voluerit, multo plus ponemus) sub finem praelectionum metaphysicarum explicare auditoribus nostris consueverimus, in tractatu tamen germanico, quem de Deo et mente humana ad praelum paramus, notiones istas explicatas dabimus ubi de intellectu humano dissseremus ostensuri nimirum quomodo ad notiones primas perveniamus. *Ibid.* §. 19.

2. Ea philosophiae pars quae usum facultatis cognoscitivae in cognoscenda veritate ac vitando errore tradit, *Logica* dicitur, quam adeo definimus per scientiam dirigendi facultatem cognoscitivam in cognoscenda veritate. *Log. Disc. prael.* §. 61. Si philosophiae cum fructu operam navare decreveris, Logica primo omnium loco pertractanda. *Ibid.* §. 88. Quodsi in Logica omnia rigorose demonstranda allatis rationibus genuinis, Logica Ontologiae atque Psychologiae postponenda. Petit enim ex Ontologia atque Psychologia principia. *Ibid.* §. 90. Methodus demonstrativa requirit ut Logica post Ontologiam et Psychologiam tradatur; methodus autem studendi suadet, ut eadem omnibus philosophiae partibus caeteris praeponatur, consequenter et Ontologiam atque Psychologiam praecedat. Utrique methodo satisfieri nequit. Re igitur curatius expensa cum intelligeremus non posse in Ontologia et Psychologia utiliter versari eum, qui Logica nondum imbutus; facillime tamen principia ontologica et psychologica in ipsa logica explicari posse, quibus ea habet opus, methodum studendi praeferre maluimus methodo demonstrandi. *Ibid.* §. 91. Ex dictis consequitur, Metaphysicam philosophiae practicae omni esse praemittendam. — Ex dictis patet Metaphysicam Physicae

2) *Ratio praelectionum Wolfianarum in Mathesin et Philosophiam universam. Halae Magdeb. MDCCXIIX.*

anno 1703, cum ad tradendam philosophiam in Academia Lipsiensi in lectionibus privatis animum appellerem. Eam initio anni 1705 cum Casparo Neumanno inspectore ecclesiarum et scholarum Vratislaviensium, Augustanae confessioni addictarum, limati judicii viro communicavi et adversus quasdam ipsius objectiones in literis privatis defendi. Tandem eam anno 1709 in praefatione ad Elementa Aërometriae .... in lucem publicam protuli. Haec eum in finem adduco ut appareat quam animo conceperim philosophiae notionem cum primum de ea accuratiori methodo tradenda cogitarem: ad eam enim per omne tempus direxi omnes meas de philosophia cogitationes. *Log. Disc. prael.* §. 29. Forsan haec philosophiae definitio nimis videbitur superba, imo forte nonnullis prorsus impia. At hi erunt, qui Philosophiae rationalis verioris ne prima quidem elementa primis quod ajunt labris degustarunt. *Aërom. Elem.*[3]) *Praef.* Non id arrogantiae mihi sumo ut spondere audeam, dogmata mea ad omnium possibilium rationes detegendas suffectura; neque enim ad hunc perfectionis gradum vel a me vel ab aliis hactenus perducta est philosophia. *Rat. praelect. Sect. III. Cap. 1.* §. 11. ... ita ut ad objectum philosophiae referri debeant res omnes, qualescunque fuerint, quatenus esse possunt, sive existant, sive non. — Nimirum non per objectum materiale sed formale ego philosophiam discernere soleo a Mathesi, superiorum quas vulgo vocant Facultatum disciplinis atque vulgari rerum cognitione. Constituit philosophia peculiarem quendam cognoscendi modum quo scilicet rationem possibilium distincte perspicimus. — Atque hinc nullum datur nec dari potest objectum, quod philosophicae considerationis non sit; imo quae in disciplinis

---

3) *Aerometriae Elementa, in quibus aliquot aeris vires ac proprietates juxta methodum Geometrarum demonstrantur etc. Lips.* 1709.

superiorum Facultatum vulgari modo pertractantur, ea philosophus excellentius cognoscit. *Ibid.* §. 3. 6.7. Neque vero opus esse judico, ut in exponenda cognitionis philosophicae utilitate multus sim, quod sponte cognitionem perfectiorem rerum imperfectioni praeferent aequi rerum aestimatores. *Ibid.* §. 12. Si possibile definitur per id, quod esse potest, possibilis definitio nulla est. *Ontol.* *) §. 99. Possibile est, quod nullam contradictionem involvit, seu quod non est impossibile. *Ibid.* §. 85. Quod methodum attinet, qua universam philosophiam adeoque et Physicam pertractandam esse judico, non aliam quam methodum Geometrarum scientiis convenire agnosco. Neque enim methodus mathematica ideo mathematica dicitur, quod disciplinis mathematicis propria existit sed quod hactenus Mathematici fere soli rebus suis decenter prospexerunt, reliquis per vastum veritatis pelagus incerto sidere navigantibus ventisque dubiis ratem committentibus; probe autem tenendum est quid methodus Geometrarum sibi velit ipsiusque leges paulo penitius perspectae esse debent. Non sufficit profecto ut praemissis definitionibus et axiomatibus propositiones subjungas........ Leges hujus methodi adimplebis modo rerum pertractandarum notiones distinctas satisque adaequatas praemittas; earundem realitatem seu possibilitatem vel a priori vel a posteriori stabilias, et ex iis nihil deducas nisi quod in iisdem evidentissime contineatur. *Aërom. Elem. praef.* Cognitio eorum, quae sunt atque fiunt, sive in mundo materiali sive in substantiis immaterialibus accidant historica a nobis appellatur. *Log. Disc. prael.* §. 3. Cognitio rationis eorum quae sunt vel fiunt philosophica dicitur. *Ibid.* §. 6. Cognitio quantitatis rerum est ea quam mathematicam appellamus

---

*) *Philosophia prima sive Ontologia methodo scientifica pertractata, qua omnis cognitionis humanae principia continentur. Francof. et Lips. MDCCXXX.*

Ibid. §. 14. Inde consequitur, quod cognitio mathematica cum philosophica conjungenda sit ubi summae quae datur certitudini studueris. *Ibid.* §. 28. Per scientiam hic intelligo habitum asserta demonstrandi, hoc est: ex principiis certis et immotis per legitimam consequentiam inferendi. *Ibid.* §. 30. In omni parte philosophiae is tenendus est ordo ut ea praemittantur, per quae sequentia intelliguntur et demonstrantur vel minimum probabiliter adstruuntur. *Ibid.* §. 132. Methodi philosophicae eaedem sunt regulae quae methodi mathematicae. — Philosophia methodum suam non mutuatur a Mathesi, sed perinde ac Mathesis eam ex veriori Logica haurit et ideo eam sibi convenientem agnoscit, quod ea sola perveniatur ad cognitionem certam, quae cum ad scientiarum progressum tum ad vitam utilis. *Ibid.* §. 139. Ceterum experimentatio posset quoque ad omnem philosophiam extendi atque sic philosophiae experimentalis notio amplior evaderet, quam ubi vulgo ad solam Physicam experimentalem nomen istud restringitur. Sane quatenus in Teleologia confirmantur ex operum naturae contemplatione, quae in Theologia naturali de Deo demonstrantur, Teleologia Theologiae experimentalis rationem habet. Sunt etiam experimenta moralia atque politica hactenus quidem neglecta sed suo loco a nobis indicanda, ne quid asseruisse videamur quod a veritate sit alienum. *Ibid.* §. 107. Cosmologia generalis est scientia mundi seu universi in genere, quatenus scilicet ens idque compositum atque modificabile est. — Quamobrem et transscendentalem appellare soleo quia nonnisi talia de mundo hic demonstrantur quae ipsi tanquam enti composito et modificabili conveniunt, ut adeo eodem modo se habeat ad Physicam quo Ontologia seu philosophia prima ad philosophiam universam. *Cosmol.* [5])

---

5) *Cosmologia generalis methodo scientifica pertractata, qua ad solidam inprimis Dei atque naturae cognitionem via sternitur. Ed. II. Francof. et Lips. MDCCXXXVII.*

§. 1. Datur adeo Cosmologia duplex: altera scientifica altera experimentalis. Cosmologia generalis scientifica est quae theoriam generalem de mundo ex Ontologiae principiis demonstrat. Contra experimentalis est quae theoriam in scientifica stabilitam vel stabiliendam ex observationibus elicit. — Nobis enim propositum est per universam philosophiam dogmata a priori stabilita, notiones praesertim fundamentales unde eruuntur caetera a posteriori confirmare ut clarius appareat illorum cum veritate consensus, nec quisquam sibi metuat, ne forsan e principiis minus recte stabilitis inferantur quae a veritate abhorrent, cum in tractatione scientifica error facile serpat. *Ibid.* §. 4. Quoniam in Cosmologia experimentali ex observationibus eliciuntur quae in scientifica fuere demonstrata, Cosmologia experimentalis scientificam praesupponit. Quatenus tamen nec repugnat ut in scientifica tradenda ex observationibus seu phaenomenis observatis eliciantur, Cosmologia experimentalis et aliquatenus ante scientificam excoli et cum scientifica conjungi potest. *Ibid.* §. 5. In Cosmologia generali explicandum est, quomodo mundus ex substantiis simplicibus prodeat. — Patet adeo quousque progrediendum sit in Cosmologia generali, quodque in ea determinari debeant vera rerum materialium elementa. Unde usus insignis in Physicam redundat. Multum enim scientiae obfuisse quod assumta fuerint elementa fictitia diversae Physicorum hypotheses loquuntur, per quas parum fuit promota. Etsi enim mundus immediate componatur ex entibus compositis, in resolutione compositi cum tandem perveniendum sit ad simplicia in compositis minime subsistendum ulli ad primam rerum originem pervenire volueris utut in explicandis phaenomenis sensibilibus acquiescere in iis possis, neque adeo opus habeas in Physica eorum rationes a simplicibus derivare a quibus procul distant, quae in sensus cadunt. Elucet adeo hoc quoque nomine necessitas Cosmologiae generalis in qua quippe tradenda, quae ex Physica exulare

possunt ad profligandas tamen ex eadem hypotheses falsas utilia sunt. *Ibid.* §. 7. Pars denique philosophiae quae de corporibus agit Physica salutatur. Quamobrem Physicam definio, quod sit scientia eorum, quae per corpora possibilia sunt. *Log. Disc. prael.* §. 59. Physica experimentali introducta, nomen Physicae generale esse coepit. Quamobrem ut scientia quae hoc nomen olim acceperat (§. 59.) a Physica experimentali distingueretur, Physica dogmatica appellari suevit. — Physica experimentalis dogmaticae praemittenda. — Non obstat quod jam multa in physica experimentali tradantur quae ad dogmaticam spectant. Quae enim in experimentali explicantur, ea in dogmatica omittuntur. *Ibid.* §. 108. 109. 110. Ea igitur ratio est, cur Psychologiam empiricam philosophiae partem fecerimus, in qua per experientiam stabiliuntur principia unde ratio reddi possit eorum quae per animam humanam fieri possunt. — Patet adeo Psychologiam empiricam Physicae experimentali respondere atque adeo ad philosophiam experimentalem pertinere. Patet praeterea Psychologiam empiricam perinde ac Physicam experimentalem nostro modo pertractatam, non esse historiae partem: neque enim tantum recensentur quae de anima observantur, verum etiam notiones facultatum atque habituum inde formantur et principia alia stabiliuntur, immo etiam nonnullorum ratio redditur, quae utique ad philosophicam cognitionem spectant, minime ad solam historicam referri possunt. Postquam Psychologiam empiricam ab ea distinguere coepi philosophiae parte, quam supra sub Psychologiae nomine definivimus, huic Psychologiae rationalis nomen imposuimus. — *Ibid.* §. 111. 112.

4. Notio completa est, quae notas sufficientes exhibet ad rem in statu quolibet agnoscendam et ab aliis distinguendam: incompleta vero, quae notas insufficientes continet. *Log.* §. 92. Definitio est oratio, qua significatur notio completa atque determinata termino cuidam respondens. Sumitur subinde

pro ipsa notione completa atque determinata rei termino denotatae. Ipse autem terminus aut res eodem indigitata Definitum appellatur. *Ibid.* §. 152. Definitio, per quam non patet rem definitam esse possibilem, nominalis dicitur. Ast definitio, per quam patet rem definitam esse possibilem, realis vocatur. E. gr. Si Circulus definitur per figuram planam, in se redeuntem, cujus perimetri singula puncta quodam intermedio aequaliter distant: definitio nominalis est; neque enim ex ea apparet, num istiusmodi figura plana sit possibilis, consequenter an definitioni respondeat aliqua notio, an vero sit sine mente sonus. Enimvero si idem Circulus definitur per figuram, motu lineae rectae circa punctum fixum in plano descriptam, ex definitione patet, istiusmodi figuram possibilem esse: definitio itaque realis est. *Ibid.* §. 191. Definitio genetica dicitur, quae rei genesin seu modum, quo ea fieri potest, exponit. Ut adeo apparet, definitiones geneticas esse reales. *Ibid.* §. 195. Ex hactenus dictis apparet, definitionem nominalem esse distinctam enumerationem notarum ad rem definitam agnoscendam et ab aliis discernendam sufficientium; definitionem vero realem sive geneticam esse notionem distinctam possibilitatis, aut, si mavis, modi, quo quid possibile. *Ibid.* §. 197. Atque hinc patebat, syllogismum perperam rejici a recentioribus nonnullis; frustra quaeri criterium veritatis, cum sufficiant, quae in Logica vulgari praecipiuntur, ut probationes per syllogismum examinentur et in his nihil sumatur praemissae loco, quod non ante fuerit probatum aut experientia indubia nitatur. Didici etiam, cur et quomodo praemissae ante conclusionem nobis innotescere ac inde conclusio nondum cognita inferri possit hoc est, quomodo syllogismus sit medium inveniendi veritatem. Evolveram praeterea Leibnitianas de cognitione, veritate ac ideis in Actis Eruditorum Anni 1684. p. 537. meditationes, quae circa differentias notionum lucem mihi inexpectatam affundebant. *Rat. praelect. Sect. II. Cap. II.* §. 27. Dictum

omni dicitur propositio: Quicquid de genere vel
ecie omni affirmari potest, illud etiam affirmatur
quovis sub illo genere vel illa specie contento.
gr. De omni triangulo in genere praedicatur, quod
beat tres angulos; idem igitur etiam praedicari
est de quavis specie triangulorum, v. gr. de trian-
is sphaericis. Illud adeo evidens est, ut sine pro-
ione concedatur. Si quis enim hoc dictum in
bium vocare velit is absurditatis convincetur per
ncipium contradictionis: statuere enim debet, idem
nul esse et non esse. Atque ea de causa superius
tum de omni supposuimus in definitione proposi-
nis universalis. Dictum de nullo eadem evidentia
itur, qua dictum de omni, quamobrem idem quo-
supposuimus in definitione propositionis univer-
is. *Log.* §. 346. 347. Unde consequitur, quod
a prima figura possimus esse contenti, cum nul-
i occurrat ratiocinium, quod non per syllogismum
prima figura exprimi possit. Syllogismi in prima
ira sunt maxime naturales, seu proxime accedunt
Dictum de omni et nullo. *Ibid.* §. 379. 380.
logismi secundae figurae sunt syllogismi cryptici
mae. *Ibid.* §. 385. Circa veritatis criterium ab
stri Autore traditum haerebam, cum non satis
elligere possem, quid sit concipere. Ait enim il-
esse verum quod potest concipi; falsum vero,
od non potest concipi; dubium, cujus nullum ha-
nus conceptum. Quoniam itaque non explicat,
d sit concipere; sed exemplis tantum probat, nos
aedam concipere posse, quaedam non: ipsemet no-
nem conceptus distinctam quaerere conabar. . . .
exempla igitur eorum, quae concipi posse dice-
itur, adtendens animadvertebam nexum necessa-
m inter praedicatum et subjectum conclusionis,
ut, si ponamus, subjecto convenire, quod in ejus
ione continetur, eidem quoque convenire debeat,
od notio praedicati involvit. Contra in exemplis,
ae non posse concipi dicebantur, deprehendebam
tionem praedicati repugnare notioni subjecti. At-

modi, necessitatis, contingentiae, loci, temporis, perfectionis, ordinis, simplicis, compositi etc. quae nec in Psychologia, nec in Physica commode explicantur, propterea quod in utraque scientia, tum ceteris philosophiae partibus quibuscunque generalibus istis notionibus ac pendentibus inde principiis habemus opus. Atque ideo necessarium omnino est, ut peculiaris philosophiae pars notionibus istis ac principiis generalibus explicandis destinetur, quae usus longe maximi per omnem scientiam et artem, ipsamque vitam, si rite pertractetur. Absque ea profecto philosophia methodo demonstrativa nequit pertractari: immo ars inveniendi inde principia sua sumit. *Log. Disc. prael.* §. 73. Naturae igitur mentis nostrae nobis conscii ad exempla attendentes sine probatione concedimus propositionem terminis generalibus enunciatam: Fieri non potest, ut idem simul sit et non sit, seu quod perinde est, si A sit B, falsum est idem A non esse B, sive A denotet ens absolute consideratum, sive sub data conditione spectatum. *Ontol.* §. 28. Propositio haec: Fieri non potest, ut idem simul sit et non sit, dicitur Principium Contradictionis, ob rationem mox adducendam. Principium autem Contradictionis jam olim adhibuit Aristoteles eodemque usi sunt Scholastici in philosophia prima instar axiomatis maxime generalis. *Ibid.* §. 29. Quoniam in philosophia prima demonstrari debent, quae entibus omnibus sive absolute, sive sub data quadam conditione conveniunt, in Lexicis autem vocum saltem significatus explicatur; Ontologia sive Philosophia prima Lexicon philosophicum non est. *Ibid.* §. 25. Nihilum dicimus, cui nulla respondet notio. *Ibid.* §. 57. Aliquid est, cui notio aliqua respondet. *Ibid.* §. 59. Patet adeo, nihilum non esse aliquid, atque adeo nihilum et aliquid sibi mutuo contradicere, consequenter inter nihilum et aliquid non dari medium. *Ibid.* §. 60. Si nihilum ponas, quotiescunque libuerit; quod ponitur nihilum est, non aliquid. . . . . Ceterum propositio nostra clarius enun-

in syllogismo categorico determinatur probabilitas conclusionis: est igitur ratio sufficiens, cur conclusio sit probabilis. *Ibid.* §. 116. Differentiae rerum in Ontologia explicandae subtiles equidem sunt, quatenus non a quovis sponte sua, nec ab aliis vel monitis videntur; non tamen inutiles, cum non fingantur, sed in rebus deprehendantur: quod vero veritati consentaneum, id suo non destituitur usu, etsi is non ubivis statim appareat. *Ibid.* §. 123. Ens dicitur, quod existere potest, consequenter cui existentia non repugnat. *Ibid.* §. 134. Non Ens dicitur, quod existere nequit, consequenter cui existentia repugnat. *Ibid.* §. 137. Quae in ente sibi mutuo non repugnant, nec tamen per se invicem determinantur, essentialia appellantur atque essentiam entis constituunt. — E. gr. Numerus ternarius et aequalitas laterum sunt essentialia trianguli aequilateri: — *Ibid.* §. 143. Per essentiam ens possibile est, — *Ibid.* §. 153. Cum essentia entis possibilitate ejus intrinseca absolvatur; essentiam entis intelligit, qui possibilitatem ejus intrinsecam agnoscit. *Ibid.* §. 154. Quoniam possibilitas intrinseca intelligitur, ubi modum demonstrare valemus, quo prodit aliquid, cui simul insunt, quae sumuntur; essentiam entis intelligimus, quam primum modum, quo fieri potest, intelligimus, consequenter per definitionem geneticam. *Ibid.* §. 155. Quod essentialibus non repugnat, per essentialia tamen minime determinatur, Modus a nobis dicitur. Scholastici Accidens appellant idque praedicabile. *Ibid.* §. 148. Attributa enti constanter insunt; modi inesse et non inesse possunt. Attributa enim per essentialia determinantur. Enti igitur constanter insint necesse est. Modi per essentialia non determinantur, iisdem tamen minime repugnant. Enti igitur inesse possunt, etsi actu non insint, adeoque etiam abesse possint. *Ibid.* §. 150. Cum adeo essentia a ceteris, quae enti insunt, distinguatur, quod cum ipsa nullam rationem intrinsecam habeat, cur enti conveniat, sed primum poni debeat; cetera vero, quae insunt, vel inesse

plis hnc applicatis, quae in superioribus dedimus. *Ibid.* §. 230. Principium individuationis est omnimoda determinatio eorum, quae enti actu insunt. *Ibid.* §. 229. Cujus oppositum impossibile, seu contradictionem involvit, id Necessarium dicitur. *Ibid.* §. 279. Contingens est, cujus oppositum nullam contradictionem involvit, seu quod nècessarium non est. *Ibid.* §. 294. Res in se aut absolute spectari dicitur, si non attendimus nisi ad essentiam ejus, seu, quae ejus loco est, definitionem ipsius; vel, quod perinde est, si nihil in ea supponimus nisi essentiam ejus, seu, quae ejus loco est, definitionem ipsius. Sub data autem conditione aut in hypothesi spectatur, ubi praeter essentiam simul praesupponuntur determinationes aliae, quae illa posita nondum ponuntur, sed quas poni saltem non repugnat. *Ibid.* §. 301. Id, cujus in se sive absolute spectati oppositum impossibile est, seu contradictionem involvit, dicitur absolute necessarium: illud vero, cujus oppositum non nisi in hypothesi data, seu sub data quadam conditione impossibile aut contradictionem involvit, hypothetice necessarium est. *Ibid.* §. 302. Si existentiae ratio sufficiens in essentia entis continetur, ens necessario existit, estque existentia ejus absolute necessaria. *Ibid.* §. 308. Ens necessarium est, cujus existentia absolute necessaria, seu, quod perinde est, quod rationem sufficientem existentiae suae in essentia sua habet. *Ibid.* §. 309. Cum contingens sit, quod necessarium non est; Ens contingens est, quod existentiae rationem sufficientem in essentia sua non habet, seu quod rationem existentiae suae extra se in ente alio, aut in ente a se diverso habet. Definiri etiam potest, quod sit ens, quod necessarium non est. *Ibid.* §. 310. Ens contingens nonnisi contingenter existit et, dum existere incipit, existentia ejus nonnisi hypothetice necessaria est. *Ibid.* §. 316. Si ratio sufficiens est, illud necessario est, quod per eam potius est quam non est. Quamobrem si ratio sufficiens in essentia rei continetur, necessitas ex

essentia oritur, si vero in alio ab essentia diverso reperitur, necessitas aliunde quam ab essentia provenit. Ergo si ratio sufficiens in essentia rei continetur, illud absolute necessarium est, quod per eam potius est quam non est; si vero in alio ab essentia diverso deprehenditur, id nonnisi hypothetice necessarium est, quod per eam potius est quam non est. — Haec probe notanda sunt, ne somniemus principium rationis sufficientis esse fontem absolutae necessitatis, consequenter rationem sufficientem cum essentia rei confundamus, quae tamen nonnisi attributorum et eorum, quae attributorum loco sunt, ratio sufficiens est. *Ibid.* §. 320. Essentiae rerum sunt absolute necessariae. — Cum eaedem etiam immutabiles sint, ideo etiam immutabilis necessitatis dicuntur: quamvis ipsa quoque absoluta necessitas sit immutabilis necessitas. Ita absolute necessarium, tres lineas rectas ita jungi posse ut spatium comprehendant, modo duae simul sint tertia majores: nihil enim supponitur, quo ante posito illud demum possibile intelligatur. Cavendum vero est, ne vocem essentiae in alio sumas significatu, quam quem eidem in superioribus tribuimus. Quibus enim essentiarum absoluta necessitas adeo periculosa visa fuit, illi cum nonnullis scholasticorum essentiam ita concepere ut existentiam ad eandem pertinere existimaverint, quam nos ab eadem procul removemus. Ipsorum igitur sententia essentia absolute necessaria actum quoque existendi absolute necessarium involvit: ex nostris autem notionibus nonnisi absolute necessarium involvit: ex nostris autem hoc est, nullo alio praesupposito, necessarium est, ut tale quid sit possibile, etsi necessarium non sit, ut idem aliquando actu sit. *Ibid.* §. 303.

8. Si entia composita dantur, simplicia etiam dentur necesse est, seu, sine entibus simplicibus composita existere nequeunt. *Ontol.* §. 686. Ens compositum dicitur, quod ex pluribus a se invicem distinctis partibus constat. *Ibid.* §. 531. Ens simplex

dicitur, quod partibus caret. — Opponitur nimirum enti composito, quod ex partibus constat. *Ibid.* §. 673. Ens simplex est indivisibile. *Ibid.* §. 676. Simplex ex composito oriri nequit. *Ibid.* §. 687. Ens simplex ex alio simplici existente oriri nequit. *Ibid.* §. 688. Si simplex interire debet, annihilandum est. *Ibid.* §. 698. Subjectum perdurabile et modificabile dicitur Substantia. Ens autem, quod modificabile non est, Accidens appellatur. *Ibid.* §. 768. Essentia entis compositi non constat nisi meris accidentibus. *Ibid.* §. 789. Substantia finita continet in se principium mutationum. *Ibid.* §. 871. Quoniam ipsimet experimur, dum agentibus nobis, veluti foris propulsaturis, aliquis resistit actionem impediturus, nos continuo conari fores propulsare; haud obscure hinc intelligitur, quod vis consistat in continuo agendi conatu. *Ibid.* §. 724. Possibilitas agendi dicitur Potentia simpliciter; subinde cum addito, Potentia activa: possibilitas vero patiendi potentia passiva appellatur. Tribuitur nempe enti potentia, quatenus per ea, quae eidem insunt, actio concipitur possibilis; potentia autem patiendi, quatenus per ea, quae eidem insunt, pati potest. Potentia activa vocatur etiam Facultas. *Ibid.* §. 716. Haec ideo moneo, quod non desint, qui, ubi vident, mea ad Leibnitiana intelligenda prodesse, inde inferunt me non aliud agere, quam ut philosophiam, quam vocant, Leibnitianam in systema redigam, atque ideo ubi quaedam in placitis Leibnitii, vel ejus etiam persona, vel factis, jure an injuria non dixerim, reprehensione digna sibi deprehendere videntur, eadem mihi imputant et nescio qua lege consequentias nectentes me convitiantur. Mea non solum prosunt ad ea, quae obscurius a Leibnitio dicta sunt, sed et ad illa, quae ab aliis obscurius dicta fuere, intelligenda et distincte explicanda: quemadmodum non modo plurima specimina in hoc opere ontologico occurrunt; verum etiam singulari quodam exemplo comprobatum dedi in Oratione de Sinarum philosophia practica universali, ubi

§. 226. Spatium est ordo simultaneorum, quatenus scilicet coëxistunt. *Ontol.* §. 589. Tempus adeo est ordo successivorum in serie continua. *Ibid.* §. 572. Notionem imaginariam spatii formaturi idem consideramus tanquam extensum uniforme continuum, quod est indivisibile ac immobile, et a rebus existentibus penetrabile. — Quamobrem spatii imaginarii notio verae vicaria esse potest, ubi nonnisi magnitudinis rerum extensarum habenda ratio, seu corporum magnitudines inter se comparandae. *Ibid.* §. 599. Ens compositum est extensum et ens, quod extensum est, compositum est. *Ibid.* §. 619. In composito mutatio nulla contingere potest, nisi quoad figuram, magnitudinem, partium situm et locum totius. *Ibid.* §. 640. Entia composita, ex quibus tanquam partibus componitur Mundus, dicuntur Corpora. *Cosmol.* §. 119. Corpora sunt substantiarum simplicium aggregata. *Ibid.* §. 176. Phaenomenon substantiatum dicitur, quod substantiae instar apparet. — Materia enim phaenomenon est, est etiam phaenomenon vis motrix, quatenus confusa notione vulgo utramque complectimur: *Ibid.* §. 299. Substantiae simplices sunt elementa corporum. *Ibid.* §. 182. Elementa rerum materialium non sunt extensa, nulla figura et magnitudine praedita, spatium nullum implent, motuque intestino destituuntur. *Ibid.* §. 184. Elementa rerum materialium sunt atomi naturae, non vero atomi materiales. *Ibid.* §. 187. Elementa singula dissimilia sunt, seu, nulla datur substantia simplex, quae in numero elementorum est, et alteri cuidam in eodem numero similis sit. Ponamus duo elementa esse similia. Cum nihil in eorum uno detur, quod non etiam deprehendatur in altero, unum alteri salvis compositis substituere licebit, quae ingrediuntur. Nulla igitur ratio est, cur una potius in uno composito et altera in altero constituatur, quam ut eorum loca permutata fuerint. Quare aliquid est, cujus nulla ratio reddi potest, cur potius sit quam non sit, adeoque datur casus purus: id quod absurdum. *Ibid.* §. 195. Puncta

porum recte colligantur passiones elementorum, quemadmodum ex vi activa corporum colligitur vis activa elementorum et ex nexu corporum colligi potest nexus elementorum. Enimvero ubi nobis non amplius cum primitivis, quae in corpore omni apparent, res fuerit, sed cum derivativis, quae rationem immediatam in ipso corpore agnoscunt, ad rationes quoque ultimas non recurrendum. Sed de his plura nobis dicenda erunt suo loco. Plurimum autem lucis doctrinae omni de elementis et elementato sive corpore affundet Psychologia, quae mentis perceptiones explicat atque modum, quo res materiales nobis repraesentamus, distincte exponit: unde intelligitur, cur rerum universitas talis nobis appareat. *Ibid.* §. 207.

10. Aggregata elementorum extensa sunt. — Quoniam itaque elementa illa extra se invicem existunt atque inter se uniuntur, plura extra se invicem existentia tanquam in uno nobis repraesentamus. Notio igitur extensionis in mente oritur, quam coëxistentibus tribuimus. *Cosmol.* §. 221. Omne corpus resistit motui. Pone enim corpus aliquod, quod motui non resistat. Quoniam itaque in corpore nulla datur ratio, cur motus non sequatur, si vi quacunque impellitur et vis, qua corpus impellitur, est ratio sufficiens actualitatis motus praeciso mobili spectati, corpus quodcunque vi quacunque movebitur, neque jam ulla amplius erit ratio, cur vis aliqua corpus potius moveat, quam non moveat, et cur in mobile non omnis potius celeritas transferatur, quam aliqua ejus pars, adeoque motus communicatio in congressu corporum erit casus purus: quod est absurdum. — In mundo adspectabili idem confirmatur a posteriori. *Ibid.* §. 129. Materia est extensum vi inertiae praeditum. *Ibid.* §. 141. vis corporum activa est principium mutationum. — Dicitur nimirum principium, quatenus in ista continetur ratio, cur mutationes in corporibus actu contingant, atque adeo per eam explicari debent, nec sine ea explicari possunt. *Ibid.* §. 136. Vis motrix consistit in continuo conatu mu-

aliorum phaenomenorum inserviunt, seu quorum mechanica explicatio vel latet, vel in dato casu non attendenda venit. *Ibid.* §. 237. Qualitates mechanicas voco, quae immediate per principia mechanica sunt explicabiles. Qualitates vero physicas appello, quae per principia physica explicabiles sunt, seu rationem sui in phaenomenis quibusdam aliis agnoscunt, aut, quod perinde est, quae per principia mechanica immediate explicari nequeunt. *Ibid.* §. 238. Mundus omnis, etiam adspectabilis, machina est. *Ibid.* §. 73. Mundus propemodum se habet ut horologium automaton. *Ibid.* §. 117. Per Naturam universam seu Naturam simpliciter dictam intelligimus principium mutationum in mundo eidem intrinsecum. *Ibid.* §. 503. Natura universa est vis activa sive motrix. *Ibid.* §. 506. Natura universa est aggregatum omnium virium motricium, quae corporibus in mundo coëxistentibus simul sumtis insunt. *Ibid.* §. 507. Ordo naturae is est, qui in modificationibus virium motricium deprehenditur. *Ibid.* §. 558. Actus contingentium in mundo determinatur per seriem contingentium, quae a se invicem dependent ut effectus a sua causa. *Ibid.* §. 83. Quae in mundo, etiam adspectabili, contingunt, hypothetice necessaria sunt. *Ibid.* §. 102. Species illa necessitatis hypotheticae, quae a constitutione universi et causarum serie, seu, ut alii loquuntur, a praesente rerum ordine pendet, Necessitas physica seu naturalis appellatur. *Ibid.* §. 109. Si miraculum in mundo contingit, nec aliqua ulterius mutatio accidit; sequens mundi pars non amplius erit eadem, quae alias futura erat. *Ibid.* §. 531. Si miraculum sequentem mundi partem variare non debet, per aliud miraculum restituendi sunt effectus, qui naturaliter in iis rebus consecuti fuissent, quae vi miraculi sunt immutatae. *Ibid.* §. 533. Id, propter quod causa efficiens agit, dicitur Finis, itemque causa finalis. Dicitur autem causa efficiens agere propter quidpiam, si ideo agit, ut ipsum sit vel fiat. *Ontol.* §. 932. Organicum dicitur corpus, quod vi compositionis suae

nos conscium est, Anima dicitur. Vocatur etiam subinde Anima humana, item Mens vel Mens humana. *Ibid.* §. 20. Mens percipere dicitur, quando sibi objectum aliquod repraesentat: ut adeo Perceptio sit actus mentis, quo objectum quodcunque sibi repraesentat. *Ibid.* §. 24. Menti tribuitur Apperceptio, quatenus perceptionis suae sibi conscia est. *Ibid.* §. 25. Quoniam cogitamus, quando nobis conscii sumus eorum, quae in nobis contingunt, et quae nobis tanquam extra nos repraesentantur; omnis cogitatio et perceptionem, et apperceptionem involvit. *Ibid.* §. 26. Corpus cogitare nequit. *Psychol. ration.* §. 44. Enti nulli attributa entis alterius communicari possunt. *Ibid.* §. 45. Facultas cogitandi corpori vel materiae communicari nequit, quam per se non habet. *Ibid.* §. 46. Anima materialis, seu corpus esse nequit. — Quando anima corpus seu materia esse negatur, patet eam sumi pro subjecto cogitationum, ut adeo perinde sit ac si negaretur cogitationes esse modificationes alicujus materiae, veluti materiae cujusdam subtilis in cerebro vi structurae ejusdem hoc modo modificabilis. *Ibid.* §. 47. Anima est substantia simplex. — Simplicitatem animae evinci necesse est, ut constet, ei convenire quicquid de ente simplici in philosophia prima demonstratum fuit. Et sane entis simplicis et eorum, quae eidem conveniunt positive, notiones habemus, quatenus anima sibi sui conscia est. Unde omnis de ente simplici theoria ab anima abstrahitur tanquam genus a specie. *Ibid.* §. 48. Anima continuo tendit ad mutationem status sui. *Ibid.* §. 56. Vis animae nonnisi unica est. *Ibid.* §. 57. Eadem vi omnes animae actiones producuntur. *Ibid.* §. 60.

12. Quemadmodum potentia activa in genere Facultas dici solet; ita etiam potentiae activae animae Facultates ipsius appellantur. — Quotnam sint animae facultates et quales sint, in Psychologia empirica declaramus; quid vero proprie sint et quomodo animae insint, in Psychologia rationali demum declarabitur. *Psychol. empir.* §. 29. Vis et facultas

quae nobis praesentia sunt. Sed dum sentimus, compositum in simplici repraesentatur. Quamobrem dum sentimus, compositum aliquod praesens in simplici repraesentatur. *Psychol. rational.* §. 84. Corpus istud dicimus nostrum, a quo dependent perceptiones rerum materialium in mundo adspectabili, quas habemus. *Psychol. emp.* §. 58. Quoniam mutationes omnes, quae in anima contingunt, a sensatione originem ducunt; primum, quod ab anima producitur, sunt sensationes, et cum ex iis porro intelligatur, cur ceterae mutationes, quae easdem consequuntur, hae potius sint, quam aliae, adeoque rationes earundem in istis contineantur, etsi saepius tantummodo remotae, quia immediatae ex phantasmate quodam peti possunt; mutationes ceterae a sensationibus dependent. *Psychol. rational.* §. 65. — in systemate harmoniae praestabilitae commercium inter animam et corpus intercedens per ipsam animae et corporis naturam intelligibili modo explicatur. *Ibid.* §. 620. Puto Newtonum huc respexisse, dum harmoniam praestabilitam verum miraculum dixit. Sed primigenium miraculum, cujus vi deinde singuli eventus naturaliter consequuntur, in philosophia nihil vitii habet, consequenter propterea nulla hypothesis philosophica objectioni obnoxia est. Sane ipsa existentia rerum materialium, quam Deus in prima creatione iisdem impertitus est, primigenium quoddam miraculum est, vi cujus deinde naturaliter in mundo hoc adspectabili consequuntur omnes eventus. *Ibid.* §. 629. Imago materialis est repraesentatio compositi in composito. Unde Imago immaterialis dici potest repraesentatio compositi in simplici. Quemadmodum vero imagines immateriales ideae vocantur; ita ex adverso Imagines materiales, quae vulgo simpliciter Imagines appellantur, Ideae materiales dici possunt. *Ibid.* §. 87. Motum ab objecto sensibili organo impressum dicemus posthac speciem impressam. Motum vero inde ad cerebrum propagatum vel ex illo in cerebro enatum Ideam materialem appellabimus. *Ibid.* §. 112.

quenter et res per eas repraesentatas) recognoscendi Memoriam dicimus. Quoniam itaque ideas reproductas recognoscere valemus; memoriam habemus. *Ibid.* §. 175. Facultas ideas, quas antea habuimus, reproducendi, non pertinet ad memoriam. *Ibid.* §. 176. Memoria sensitiva, est facultas ideas reproductas et res per eas repraesentatas confuse recognoscendi. Intellectualis memoria est facultas ideas reproductas distincte recognoscendi. Memoria sensitiva dici etiam potest animalis. *Psychol. ration* §. 279.

13. Facultas efficiendi, ut in perceptione composita partialis una majorem claritatem ceteris habeat, dicitur Attentio. *Psychol. empir.* §. 237. Attentionis successiva directio ad ea, quae in re percepta insunt, dicitur Reflexio. Unde simul liquet, quid sit Facultas reflectendi, scilicet quod sit facultas attentionem suam successive ad ea, quae in re percepta insunt, pro arbitrio dirigendi. Quare cum constet, quod attentionem nostram successive ad alias aliasque partes perceptionis totalis promovere valeamus, prouti nobis visum fuerit; anima habet facultatem super rebus perceptis reflectendi. *Ibid.* §. 257. Facultas res distincte repraesentandi dicitur Intellectus. *Ibid.* §. 275. Intellectus dicitur purus, si notioni rei, quam habet, nihil confusi admiscetur nihilque obscuri. Non purus dicitur, si notioni rei insunt, quae confuse aut prorsus obscure percipiuntur. *Ibid.* §. 313. Quoniam nos notionum nostrarum analysin in iis terminare solemus, quae ope sensuum clare quidem, attamen confuse percipimus; intellectus a sensu atque imaginatione nunquam liber est, consequenter nec unquam prorsus purus est. *Ibid.* §. 315. Omnes operationes mentis seu intellectus per ideas vocabulorum materiales in cerebro repraesentantur. *Psychol. ration.* §. 416. Ingenium a cerebro pendet. *Ibid.* §. 474. Ars illa, quae docet signa ad inveniendum utilia et modum eadem combinandi eorundemque combinationem certa lege variandi, dicitur Ars characteristica combinatoria. Vocatur a Leibnitio etiam speciosa

Ibid. §. 603. Affectus ex confusa boni et mali repraesentatione oriuntur. *Ibid.* §. 605. Appetitus rationalis dicitur, qui oritur ex distincta boni repraesentatione. Unde independenter ab appetitu in genere definiri potest, quod sit inclinatio animae ad objectum pro ratione boni, quod in eo inesse distincte cognoscimus, vel nobis cognoscere videmur. Dicitur autem appetitus rationalis Voluntas. *Ibid.* §. 880. Aversatio rationalis est, quae oritur ex distincta mali repraesentatione. Unde independenter ab aversatione in genere definitur, quod sit reclinatio animae ab objecto pro ratione mali, quod in eo distincte nobis cognoscere videmur. Dicetur a nobis Noluntas. *Ibid.* §. 881. Ratio sufficiens actuum volitionis ac nolitionis dicitur Motivum. *Ibid.* §. 887. Sine motivis nulla datur in anima volitio, nulla nolitio. *Ibid.* §. 889. Lex appetitus est haec propositio: Quicquid nobis repraesentamus tanquam bonum quoad nos, id appetimus. *Ibid.* §. 904. Libertas animae non consistit in facultate sese sine motivis, immo contra motiva sese determinandi. *Ibid.* §. 944. Motiva animam non cogunt ad appetendum, vel aversandum, hoc est, non se habent per modum vis externae, qua in animam agitur, et cui ab anima resisti non possit; sed tantummodo profligant casum purum. *Ibid.* §. 931. Animae libertas est facultas ex pluribus possibilibus sponte eligendi, quod ipsi placet, cum ad nullum eorum per essentiam determinata sit. *Ibid.* §. 941. In omni perceptione praesente adest conatus mutandi perceptionem. *Psychol. ration.* §. 480. Conatus mutandi perceptionem praesentem dicitur Percepturitio. Quamobrem cum in omni perceptione praesente adsit conatus mutandi perceptionem; in omni perceptione adest percepturitio. *Ibid.* §. 481. Perceptionem praevidere dicimur, quatenus nobis conscii sumus nos eam habere posse. *Ibid.* §. 488. Si perceptioni praevisae idea voluptatis jungitur; percepturitio in eam dirigitur, si jungitur idea taedii vel molestiae, ab eadem avertitur. *Ibid.* §. 489. Directio percepturitionis

seu conatus mutandi perceptionem praesentem in perceptionem praevisam est id, quod Appetitus dicitur. Unde etiam eum definire licet per tendentiam ad perceptionem praevisam. *Ibid.* §. 495. Aversatio sensitiva ex vi repraesentativa universi, qualis in anima datur, nascitur. *Ibid.* §. 498. Appetitus et aversatio rationalis sive Voluntas et Noluntas vim universi repraesentativam non excedit. *Ibid.* §. 519. Ex vi repraesentativa universi, situ corporis organici in universo materialiter, mutationibus organorum sensoriorum formaliter limitata ratio reddi potest omnium eorum, quae de anima observantur. *Ibid.* §. 529. Per spiritum intelligimus substantiam intellectu et voluntate libera praeditam *Ibid.* §. 643. Anima humana spiritus est. *Ibid.* §. 645. Quoniam quotidie experimur corpora dissolutione partium interire; evidens est spiritus hoc modo interire non posse. Spiritus itaque omnis incorruptibilis est. *Ibid.* §. 669. Quia homo memoriam sui habet, probe memor se eundem adhuc esse, qui fuerat heri vel pridie in hoc vel isto statu, quod experientia obvia unicuique manifestum; homo persona est. *Ibid.* §. 743. Animae praeexistunt in corpusculis organicis praeexistentibus, ex quibus foetus in utero formatur. *Ibid.* §. 704.

Zu §. 23.

15. Theologia naturalis est scientia eorum, quae per Deum possibilia sunt, hoc est, eorum, quae ipsi insunt, et per ea, quae ipsi insunt, fieri posse intelliguntur. — Omni autem philosophiae hoc proprium est, quod solo naturae lumine, hoc est, recto usu facultatum animae, quae ipsi per naturam insunt, acquiratur ad eam spectans possibilium cognitio. Quod igitur de omni philosophia intelligitur, id ut in definitione partis ejusdem exprimatur opus non est. In Discursu autem praeliminari jam ostendimus Theologiam naturalem esse philosophiae partem. In vulgus porro notum est Theologiam naturalem ita dici

in oppositione ad revelatam, quae de Deo rebusque divinis agit, quatenus per revelationem divinam nobis innotescunt. *Theol. natur.* [8]) §. 1. Scriptura sacra Theologiae naturali adjumento est. Etenim in Scriptura sacra ea quoque de Deo docentur, quae ex principiis rationis de eodem demonstrari possunt; id quod nemo negat, qui in lectione Scripturae sacrae fuerit versatus. Suppeditat igitur Theologiae naturali propositiones, quae in ea demonstrari debent, consequenter philosophus eas non demum invenire, sed tantummodo demonstrare tenetur. Enimvero qui et in veritatibus inveniendis, et in jam inventis demonstrandis versati fuere, ultro confitentur facilius esse veritates jam inventas demonstrare, quam nondum inventas reperire, immo demonstrari posse inventas, quas reperire non poteramus, etiamsi arte inveniendi polleamus, propterea quod de iis cogitandi ansa non suppeditabatur. Apparet itaque Scripturam sacram Theologiae naturali adjumento esse. *Ibid.* §. 22. In Theologia naturali demonstranda existentia Dei: demonstrandum quoque est, quaenam ipsi conveniant et quaenam per ea fieri posse intelligantur. *Ibid.* §. 4. Definitionem nominalem, quae existentiae divinae demonstrandae substernitur, non plura ingredi debent, quam quae deducendi inde attributis ejusdem conveniunt. Ex definitione enim nominali, qua uteris ad demonstrandam existentiam Dei, deducenda sunt ejus attributa. Quamobrem cum non alio fine condatur, quam ut inde attributa divina deducas; . . . *Ibid.* §. 7. In Theologia naturali non assumenda sunt principia demonstrandi, nisi quae vel experientia, vel demonstratione nituntur aut in numerum definitionum nominalium referuntur. *Ibid.* §. 8. In Theologia naturali nec opus est, nec fieri commode potest, ut existentiam Dei pluribus argumentis evincas; sed unum sufficit; — Qui plus

8) *Theologia naturalis methodo scientifica pertractata etc. Ed. II. Francof. et Lips. MDCCXXXIX.*

Ibid. §. 799. Ens a se est ens simplex. Ens enim a se compositum esse nequit, adeoque nullas prorsus habet partes. *Ibid.* §. 49. Per eminentiam esse dicitur ens, quod proprie loquendo non est, ubi tamen quid habet in se, quod vicem ejus supplet, quod proprie eidem tribui repugnat. — Scholastici equidem addunt, quod simul inesse debeat virtus sive vis quaedam nobilior illud, quod proprie loquendo non inest, producendi extra se: sed consultius est, ut definitionem nominalem non restringamus ad hanc virtutem, etsi in Deo virtus ista et alterumquod inest, sint simul, cum alias destitueremur vocabulo commodo, quo differentiam inter ens infinitum et finitum tradentes explicaremus, quo sensu enti infinito notiones quaedam entis finiti accommodari possint. *Ontol.* §. 845. ens infinitum per eminentiam substantia dicitur. — Hinc jam intelligitur, cur Deus, tanquam ens infinitum dicatur a Scholasticis esse supra praedicamenta, et cur difficile sit fingi aliquod genus superius, sub quo Deus et creaturae tanquam species collocentur; immo cur non opus sit, ut de istiusmodi conceptibus hypertranscendentalibus solliciti simus. *Ibid.* §. 847. Actio enti infinito per eminentiam competit. *Ibid.* §. 848. Ratio objectiva et subjectiva simul sumta constituunt rationem sufficientem, cur Deus quid velit. *Theol. natur.* §. 339. Ratio objectiva dicitur, quae desumitur ab objecto. *Ibid.* §. 118. Datur ratio objectiva, cur hic potius mundus existat, quam alius. *Ibid.* §. 119. Deus mundos omnes possibiles sibi repraesentavit et hunc ex ceteris elegit. *Ibid.* §. 121. Deus hunc mundum ex ceteris elegit ob majorem perfectionem, quae ipsi quam ceteris inest. *Ibid.* §. 325. Ratio subjectiva dicitur quae desumitur a subjecto, seu agente. — Ita ratio subjectiva electionis mundi est, quae desumitur a Deo eligente. — Datur ratio subjectiva, cur hunc potius mundum elegerit Deus quam alium. Etenim Deus elegit hunc mundum, quod eum maxime decet hunc potius mundum eligere, quam alium.

stare nequeat quale sit ens perfectissimum nisi quatenus ex realitatibus quae insunt animae colligas, attributa divina Deo nimirum illimitatas tribuendo quae in ipsa limitatae deprehenduntur, et per modum actus quae per modum facultatum insunt; rectius dici poterat existentiam Dei hoc pacto ex contemplatione animae demonstrari. — *Theol. natur. Part. II. praef.* Vidit hoc pro acumine suo prorsus singulari quod quo quis acutior eo magis suspicere tenetur, D. Thomas unde asseruit, existentiam Dei a priori demonstrari non posse. *Ibid.* Ubi existentia Dei ex notione entis perfectissimi demonstratur, attributa divina multo facilius colliguntur realitates quae animae nostrae insunt ab omni limitatione liberatas Deo per modum actus tribuendo, quam si ex contingentia universi infertur. *Ibid.* Compossibilia dicuntur quae una eidem subjecto inesse possunt *Theol. natur. Part. II. Sect.* 1. *Cap.* 1. §. 1. Realitatis nomine hic nobis venit quicquid enti alicui vere inesse intelligitur, non vero per perceptiones nostras confusas inesse videtur. E. gr. intellectum animae nostrae vere inesse intelligimus, est igitur quaedam realitas. Ast colores ... objectis tales non insunt, quales per imagines nobis exhibentur, sed tantummodo propter confusas quas de iis habemus perceptiones inesse videntur. Realitates igitur non sunt. — Realitas hic opponitur phaenomeno. *Ibid.* §. 5. Ens perfectissimum dicitur cui insunt omnes realitates compossibiles in gradu absolute summo. — Consulto sumimus realitates quae insunt enti perfectissimo compossibiles esse debere ne possibilitatem entis perfectissimi demonstraturi antequam id fieri possit realitatum omnium compossibilitatem evincere teneamur. ... Sufficit itaque ut constet si quam realitatem agnoscis et eam aliis non minus cognitis compossibilem demonstrare vales, eam enti perfectissimo tribuendam esse sive formaliter sive per eminentiam. *Ibid.* §. 6. Cum limitatum esse non possit, quo majus concipi nequit, ens perfectissimum pror-

sus illimitatum est. *Ibid.* §. 7. Gradus absolute summus realitatis excludit omnem defectum. Si negas: includat aliquem realitatis defectum. Potest igitur eodem concipi major ..... non erit gradus absolute summus qui sumebatur. — *Ibid.* §. 11. Realitatem in gradu absolute summo spectatam nullam involvere posse contradictionem evidens est. Quod nullam involvit contradictionem possibile est, realitas igitur in gradu absolute summo est possibilis. In applicatione hujus principii caute versandum est, ne ad phaenomena perperam applicetur quod tantummodo de realitatibus valet. *Ibid.* §. 12. Ens perfectissimum possibile est. — Probavit Leibnitius acumen D. Thomae atque contendit ex notione entis perfectissimi non posse concludi existentiam ejus firmiter antequam constet ens perfectissimum esse possibile. — *Ibid.* §. 13. Existentia necessaria et contingens realitas est illaque gradus absolute summi. *Ibid.* §. 20. Deus est ens perfectissimum scilicet absolute tale. Definitio haec Dei nominalis est quemadmodum ea qua in systemate nostro usi sumus. Ejusdem enim entis plures dari possunt definitiones. *Ibid.* §. 14. Deus necessario existit. Deus enim continet omnes realitates compossibiles in gradu absolute summo. Est vero idem possibilis. Quamobrem cum possibile existere possit, existentia eidem inesse potest; consequenter cum sit realitas, et realitates compossibiles sint quae enti una inesse possunt in realitatum compossibilium numero est. Jam porro existentia necessaria est gradus absolute summi. Deo igitur competit existentia necessaria, seu quod perinde est, Deus necessario existit. Vulgo terminum perfectionis et entis perfecti non explicant adeoque sumunt Deum esse ens perfectissimum et existentiam esse perfectionem, atque inde inferunt Deo competere existentiam seu Deum existere — Enimvero cum nos omnem evidentiam venemur, in notionibus confusis minime acquiescentes ubi in distinctas resolvi possunt, aliter nobis incedendum fuit. *Ibid.* §. 21. Non

sumsimus entis perfectissimi existentiam necessariam demonstratam, nisi possibilitate ejus evicta, atque adeo robur addidimus argumento quo destituebatur. *Ibid. Praef.* — Deo competit vis repraesentativa omnium mundorum possibilium prorsus illimitata. — Qui vero hinc inferunt propterea quod ea ipsi tribuitur eidem denegandam esse potentiam creatricem nulla consequentia hoc inferunt: neque enim demonstratum est, eam Deo competere solam. *Ibid.* §. 71.

Zu §. 24.

18. Hoc vero systema posterorum felicitati reservatum est siquidem nostra methodo philosophari voluerint. Quamvis enim quoad metaphysicam et philosophiam practicam universam nobis in potestate sit non tamen uni omnia agere vacat. *Theol. nat. P. II. Praef.* Ea philosophiae pars quae usum facultatis appetitivae in eligendo bono et fugiendo malo inculcat philosophia practica dicitur. Est adeo philosophia practica scientia dirigendi facultatem appetitivam in eligendo bono et fugiendo malo. Duplici modo homo considerari potest, vel quatenus est homo vel quatenus est civis, aut quod perinde est, vel quatenus vivit in societate generis humani seu in statu naturali, vel quatenus vivit in statu civili. Ob duplicem hunc respectum philosophia practica in duas dispescitur partes. Ea philosophiae pars in qua homo consideratur tanquam vivens in statu naturali seu in societate generis humani Ethica appellatur. Quamobrem Ethicam definimus per scientiam dirigendi actiones liberas in statu naturali seu quatenus sui juris est homo, nulli alterius potestati subjectus. Etsi enim nunc non vivamus in statu naturali . . . . constat tamen in statu civili libertatem hominis non quoad omnes actiones restringi sed magnam earum partem imo maximam illimitatam eidem relinqui. Earum igitur respectu perinde est ac si in statu naturali viveret, nullius potestati subjectus sed actio-

niv. [9]) *Proiegg.* §. 6. In philosophia practica unierzsali traduntur principia juris naturalis. Quoniam aque in jure naturali quae traduntur demonstranda ınt, demonstrationes autem supponunt principia, ... ıs naturae supponit philosophiam practicam univerılem. *Jus nat.* [10]) *Prolegg.* §. 4. Facile praevidi hilosophiam civilem praesupponere moralem et utrinsue theoriam ex Jure naturae ac gentium petendam sse. *Ethic.* [11]) *I. Praef.* Facultas judicandi de ıoralitate actionum nostrarum utrum scilicet sint onae an malae, utrum committendae an omittenae dicitur conscientia. — *Philos. pract. univ. P. I.* 417. Lex naturae est lex conscientiae *Ibid.* §. 521. luemadmodum vero jus externum ab interno ubivis isceraimus nec ea tantummodo docemus quae ad ıstitiam externam spectant verum etiam quae virtuti ıateriam praebent in Moralibus suo tempore usui ıtura; ita idem in praesenti observavimus argumento ıe quod impune fit inter homines recte fieri putatur .. *Jus nat. III. Praef.* Agimus in eo (tomo octavo) e imperio publico ex pacto ortum suum trahente, uo civitates constitutae. — Naturaliter non conciitur imperium civile sive publicum nisi voluntarium um natura homines omnes liberi sint nec juri alteius quis subjici possit nisi voluntate sua. — *Jus nat. VIII. Praefat.* Societas in genere est pactum vel luasi pactum de fine quodam conjunctis viribus conequendo. *Ibid. P. VII.* §. 4. Matrimonium pactum st quod mas et foemina ineunt de sobole procreanda t educanda. *Ibid.* §. 270. Societas paterna est quasi ıactum. *Ibid.* §. 634. Societas inter plures domus

---

9) *Philosophia practica universalis methodo scientifica perractata etc. Ed. II. Halae Magdeburgicae MDCCXXXXIIII. Vol.* 4.

10) *Jus naturae methodo scientifica pertractatum etc.* 8 *Vol.* I. *II. Ed. Francof. et Lips. MDCCXLI.*

11) *Philosophia moralis sive Ethica methodo scientifica perractata etc. Halae Magdeb. MDCCL.* 5 *Vol.* 4.

sophia generali .... de scientia cognitionis in genere Gnoseologia (Logica latiori significatu) agendum t in hoc (primo) capite. *Ibid.* §. 7. Gnoseologia ogica significatu latiori) est scientia cognitionis tam gitandae quam proponendae, philosophiae organicae rs potior. Quia omnis cognitio vel sensitiva est vel tellectualis, erit scientia cognitionis I) sensitivae,) intellectualis. Prior est Aesthetica. *Ibid.* §. 25. esthetices finis est perfectio cognitionis sensitivae a talis. Haec autem est pulcritudo; et cavenda usdem qua talis imperfectio. Haec autem est de-rmitas *Aesth.* §. 14. Aesthetica (theoria liberalium tium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, s analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae *id.* §. 1. Aesthetica nostra, sicuti logica, soror us natu major, est I. *Theoretica*, docens, praeci-ens 1) de rebus et cogitandis, *Heuristice*, 2) de cido ordine, *Methodologia*, 3) de signis pulcre co-tatorum et dispositorum, *Semiotica.* II. *Practica*, ens, specialis. *Ibid.* §. 13. Perfectionem imper-tionemque rerum percipio, i. e. dijudico. Ergo beo facultatem dijudicandi. — Quod cum fiat vel stincte vel indistincte; facultas dijudicandi hinc et dicium erunt vel sensitiva vel intellectualia. Ju-ium sensitivum est gustus significatu latiori. *Me-ph.* §. 606. 607. Perfectio phaenomenon s. gustui ius dicto observabilis, est pulcritudo, imperfectio aenomenon seu gustui latius dicto observabilis, est formitas. Hinc pulcrum ut tale intuentem delectat, forme ut tale intuenti molestum est. *Ibid.* §. 662. rfectiones cognitionis sensitivae adeo reconditas ut l omnino nobis obscurae maneant, vel non nisi elligendo possimus intueri, non curat aestheticus a talis. — Imperfectiones cognitionis sensitivae adeo conditas ut vel omnino nobis obscurae maneant, l non nisi judicio intellectuali possint detegeri non rat aestheticus qua talis. *Aesth.* §. 15. 16. Pul-itudo cognitionis sensitivae erit universalis consen-s cogitationum, quatenus adhuc ab earum ordine

et signis abstrahimus, inter se ad unum, qui phaenomenon sit. Pulcritudo rerum et cogitationum distinguenda a pulcritudine cognitionis, cujus prima et primaria pars est, (v. §. 13.) et pulcritudine objectorum, et materiae, quacum ob receptum rei significatum saepe sed male confunditur. Possunt turpia pulcre cogitari ut talia, et pulcriora turpiter. Pulcritudo cognitionis sensitivae universalis consensus ordinis est, quo res pulcre cogitatas meditemur, et internus et cum rebus phaenomenon: pulcritudo ordinis et dispositionis. Pulcritudo cognitionis sensitivae universalis consensus signorum internus et cum ordine et cum rebus phaenomenon: pulcritudo significationis, qualis dictio et elocutio. — Habes tres cognitionis gratias catholicas. *Ibid.* §. 18. 19. 20.

2. Philosophia est scientia qualitatum in rebus sine fide cognoscendarum. *Acroas. log.* §. 1. Omne possibile A est A, seu quicquid est illud est, seu omne subjectum est praedicatum sui. — Haec propositio dicitur propositio positionis seu identitatis. *Met.* §. 11. Nihil est sine ratione sufficiente seu posito aliquo ponitur aliquid ejus ratio sufficiens. — Haec propositio dicitur principium rationis sufficientis (convenientiae). *Met.* §. 22. Omne possibile est ratio seu nihil est sine rationato .... Haec propositio dicatur principium rationati. — Omne possibile est ratio et rationatum. ..... Haec propositio dicatur principium utrinque connexorum (a parte ante et a parte post). *Ibid.* §. 23. 24. Quum sit omnium entium similitudo partialis, non sunt entia totaliter diversa. Hanc propositionem dicamus principium negatae totalis dissimilitudinis et diversitatis. — Impossibilia sunt duo extra se singularia prorsus seu totaliter eadem. Haec propositio dicitur principium (identitatis) indiscernibilium late sumtum aut negatae totalis identitatis. *Ibid.* §. 268. 269. Omnis substantia monas est, ens compositum strictius dictum non est monas. Ergo phaenomenon substantiatum. *Ibid* §. 234. In hoc mundo sunt actualia extra se

posita, hinc nexus universalis actualis. *Ibid.* §. 356. Omnes compositi, hinc et hujus mundi, monades sunt in universali nexu, hinc singulae singularum aut rationes sunt aut rationata aut utrumque. Ex rationato cognosci potest ratio. Ergo ex quavis omnis compositi, hinc et hujus, mundi monade singulae mundi ad quem pertinet partes cognosci possunt, i. e. singulae omnis, hinc et hujus, compositi mundi monades sunt vires repraesentativae sui universi, microcosmi, mundi in compendio, suique mundi concentrationes seu habent vim, praeditae sunt vi repraesentativa sui universi. *Ibid.* §. 400. Influxus omnium substantiarum mundi in se invicem idealis est harmonia praestabilita universalis, eamque ponens in hoc mundo est harmonista universalis, cujus systema vocatur systema harmoniae praestabilitae universalis. *Ibid.* §. 448. Anima humana est vis repraesentativa universi pro positu corporis humani in eodem. *Ibid.* §. 741. Quae determinando ponuntur in aliquo (notae et praedicata) sunt determinationes, altera positiva et affirmativa quae si vere sit, est realitas, altera negativa quae si vere sit, est negatio. *Ontol.* §. 36. Existentia non repugnat essentiae sed est realitas cum ea compossibilis *Ibid.* §. 66. Ens perfectissimum est cui summa in entibus est perfectio, i. e. in quo tot, tanta, tantum in tot et tanta consentiunt quot, quantum, quanta in plurima et maxima possibilium in ullo ente consentire possunt. Est ergo in ente perfectissimo quaedam pluralitas absolute necessaria. — Praedicata entis perfectissimi dicuntur ejus perfectiones. In ente perfectissimo tot sunt perfectiones plurimum consentientes quot in ente simul esse possunt, quot sunt compossibiles. Omnis entis perfectissimi perfectio tanta est quanta ullo in ente esse potest. Ens perfectissimum est ens reale. Ergo illi convenit realitas tanta quanta in ente esse potest. Ens perfectissimum est realissimum, in quo plurimae maximae realitates, summum bonum et optimum metaphysice. — Omnes realitates sunt vere positivae

turali; II) internas, Ethica, quae obligat ad multa etiam quae extorqueri ab aliis hominibus in statu naturali nequeunt, et ad illa ipsa ad quae jus naturae sed aliis motivis. *Encyclop.* §. 165.

VI. Belegstellen aus Thomas Reids Schriften *).

Zu §. 26.

1. Human knowledge may be reduced to two general heads, according as it relates to body or to mind, to things material or to things intellectual. The whole system of bodies in the universe of which we know but a very small part may be called the material world; the whole system of minds from the infinite creator to the meanest creature endowed with thought, may be called the intellectual world. *Essay on the intell. powers of men. Pref. p. VII.* That every thing that exists must be either corporeal or incorporeal, is evident. But it is not so evident, that every thing that exists must either be corporeal or endowed with thought. — As all our knowledge is confined to body and mind, or things belonging to them, there are two great branches of philosophy one relating to body, the other to mind. The properties of body and the laws that obtain in the material system are the objects of natural philosophy as that word is now used. The branch which treats of the nature and operations of minds has by some been called Pneumatology. — About two houndred years ago the opinions of men in natural philosophy

---

*) Ich citire: *Inquiry into the human mind on the principles of common sense. Ed. VI. Edinbourgh* 1810. *I. Vol.* 8*vo.*

Essays on the powers of human mind. Edinb. 1812. *III. Vol.* 8*vo.*

philososophy and fills it with error and false theory. — *Ibid. p.* 9. 10. 11.

2. But here again the ideal system comes in our way; it teaches us that the first operation of the mind about its ideas is simple apprehension, that is the bare conception of a thing without ony belief about it; and that after we have got simple apprehensions by comparing them together we perceive agreements or disagreements between them, and that this perception of the agreement or disagreement of ideas is all that we call belief, judgment or knowledge. — So that here instead of saying that the belief or knowledge is got by putting together and comparing the simple apprehensions, we ought rather to say, that the simple apprehension is performed by resolving and analysing a natural and original judgment. And it is with the operation of the mind in this case as with natural bodies which are in deed compounded of simple principles or elements. Nature does not exhibit these elements separate to be compounded by us; she exhibits them mixed and compounded in concrete bodies, and it is only by art and chemical analysis that they can be separated. *Inquiry p.* 44. 45. During the reign of the Peripatetic philosophers, our sensations were not minutely or accurately examined. The attention of philosophers as well as of the vulgar was turned to the things signified by them, therefore in consequence of the common hypothesis it was taken for granted, that all the sensations we have from external things are the forms or images of these external things. *Ibid. p.* 187. A truth so evident as this that our sensations are not images of matter, or of ony of its qualities, ought not to yield to a hypothesis such as that above mentioned however ancient, or however universally received by philosophers; nor can there be ony amicable union between the two. — The effect of this scruting hath been a gradual discovery of the truth above mentioned, to wit the dissimilitude bet-

affected by them; but when one of them is corrected, and the other left, we are led forther from the truth than by both together: so it seems to have happened in the Peripatetic philosophy of sensation compared with the modern. The Peripatetics adopted two errors, but the last served as a corrective to the first and rendered it mild and gentle, so that their system had no tendency to scepticism. The moderns have retained the first of those errors but have gradually detected and corrected the last. The consequence has been that the light we have struck out, has created darkness. — *Ibid. p.* 187 — 192.

3. The Bishof Berkeley, as became his order, was unwilling to give up the world of spirits. He saw very well, that ideas were as unfit to represent spirits as they are to represent bodies. Perhaps he saw, that if we perceive only the ideas of spirits, we shall find the same difficulty in inferring their real existence from the existence of their ideas, as we find in inferring the existence of matter from the idea of it; and therefore while he gives up the material world in favour of the system of ideas, he gives up one half of that system in favour of the world of spirits, and maintain that we can, without ideas, think and speak and reason intelligibly, about spirits and what belongs to them. *Essays. Vol. I. p.* 266. Is it not possible that we may apprehend and reason about a material world without ideas? If consciousness and reflection furnish us with notions of spirits and of their attributes without ideas, may not as senses furnish us with notions of bodies and their attributes without ideas? *Ibid. p.* 252. There is no phenomenon in nature more unaccountable than the intercourse that is carried on between the mind and the external world: there is no phenomenon which philosophical spirits have shown greater avidity to pay into and to resolve. It is agreed by all, that this intercourse is carried on by means of the senses, and this satisfies the vulgar

How or when I got such first principles upon which I build all my reasoning, I know not; for I had them before I can remember: but I am sure they are parts of my constitution, and that I cannot throw them off. That our thoughts and sensations must have I subject which we call ourself, is not therefore an opinion got by reasoning, but a natural principle. That our sensation of touch indicate something external, extended, figured, hard or soft, is not a deduction of reason but a natural principle. The belief of it and the very conception of it are equally parts of our constitution. If we are deceived an it, we are deceived by Him that made us, and there is no remedy. — How a sensation should instantly make us conceive and believe the existence of an external thing altogether unlike to it, I do not pretend to know; and when I say that the one suggests the other, I mean not to explain the manner of their connection, but to express a fact which every one may be conscious of; namely that by a law of our nature, such a conception and belief constantly and immediately follow the sensation. *Inquiry p.* 140. 141. 146. If they are certain principles as I think they are, which the constitution of our nature leads us to believe and which we are under a necessity to take for granted in the common concerns of life without being able to give a reason for them; these are what we call the principles of common sense, and what is manifestly contrary to them, is what we call absurd. *Ibid. p.* 52. The man who first discovered that cold freezes water, and that heat turns it into vapour, proceeded on the same general principles, and in the same method, by which Newton discovered the law of gravitation and the properties of light. His regulae philosophandi are maxims of common sense, and are practised every day in common life; and he who philosophizes by other rules either concerning the material system or concerning the mind mistakes his aim.

Ibid. p. 3. I acknowledge that we ought to be cautions that we do not adopt opinions as first principles which are not entitled to that character. But there is surely the least danger of mens being imposed upon this way, when such principles openly lay claim to the character and are thereby fairly exposed to the examination of those who may dispute their authority. — *Essays Vol. I. p.* 69. We ought likewise to take for granted as first principles, things wherein we find an universal agreement among the learned and unlearned in the different nations and ages of the world. — There are other opinions that appear to be universal from what is common in the structure of all languages ancient and modern, polished and barbarous. Language is the express image of human thoughts, and from the picture we may often draw very certain conclusions with regard to the original. — If for instance we should suppose that there was a nation who believed that the things which we call attributes might exist without a subject, there would be in their language no distinction between adjectives and substantives, nor would it be a rule with them that an adjective has no meaning unless when joined to a substantive. *Ibid. p.* 66. 67. 52. Men are often led into error by the love of simplicity which disposes us to reduce things to few principles and to conceive a greater simplicity in nature than there really is. *Essays Vol. II. p.* 397. As the minds of man are occupied much more about truths that are contingent than about those that are necessary, I shall first endeavour to point out the principles of the former kind. 1. First then I hold as a first principle the existence of every thing of which I am conscious. *Ibid. Vol. II. p* 297. 2. Another first principle, I think, is that the thoughts of which I am conscious are the thoughts of a being which I call myself, my mind, my person. The thoughts and feelings we are conscious are continually changing ..... but

ness and the sensations of hunger and other appetites. But where the sensation is not so interesting as to require to be made an object of thought, our constitution leads us to consider it as a sign of something external, which hath a constant conjunction with it. *Ibid. p.* 75. 76. I see nothing left, but to conclude that by an original principle of our constitution a certain sensation of touch both suggests to the mind of hardness and creater the belief of it: or in other words that this sensation is a natural sign of hardness. — although it hath neither similitude to hardness, nor as for as we can perceive any necessary with it. — What we call commonly natural causes, might with more popriety be called natural signs, and what we call effects the things signified. *Ibid. p.* 109. 110. 112. Thinking is a very general word which includes all the operations of our minds and is so well understood as to need no definition. — We are never said to perceive things, of the existence of which we have not a full conviction. — Perception is applied only to external objects not to these that are in the mind itself. — The immediate object of perception must be something present, and not what is past. We may remember what is past, but do not perceive it. — In a word, perception is must properly applied to the evidence which we have of external objects by our senses. — Consciousness is only of things in the mind and not of external objects. — Conceiving, imagining and apprehending are commonly used as synonymous in our language and signify the some thing which the Logicians call simple apprehension. — It is an act of the mind by which nothing is affirmed or denied and which therefore can neither be true nor false. *Essays. Vol. I. p.* 29. 30. 31. 32. 33.

4. All reasoning must be from first principles and for first principles no other reason can be given but this, that by the constitution of our nature we are under a necessity of assenting to them. —

petites are not constant but periodical being sated by their objects for a time and returning after certain periods. *Ibid. p.* 145. Another class of animal principles of action in man I shall for want of a better specific name call desires. They are distinguished from appetites by this, that there is not an uneasy sensation proper to each and always accompagnying it, and that they are not periodical but constant not being sated with their objects for a time as appetites are. *Ibid. p.* 156. But there are various principles of action in man which have persons for their immediate object, and imply in their very nature our being well or ill affected to some person or, at least, to some animated being. Such principles I shall call by the general name of affections; wether they dispose to do good or hurt to others. *Ibid. p.* 170. Are there in the constitution of man any affections that may be called malevolent? What are they? and what is there use and end? To me there seem to be two which we may call by that name. They are emulation and resentment. *Ibid. p.* 198. 199. Mechanical principles of action produce their effect without any will or intention of our part. — Animal principles of action requires intention and will in their operation but not judgment. They are by ancient moralists very properly called caecae cupidines, blind desires. Having treated of these two classes, I proceed to third, the rational principles of action in man, which have that name because they can have no existence in beings not endowed with reason, and in all their exertions, requir[illegible] not only intention and will, but judgment or [illegible] *Ibid. p.* 244. I shall endeavour to shew [illegible] the various ends of human actions there [illegible] which, without reason, we could not [illegible] a conception; and that as soon as they [illegible]ved, a regard to them is by our consti[illegible] principle of action, but a leading [illegible] to which all our animal

principles are subordinate, and to which they ought to be subject. — The ends of human action I have in view are two, to wit: What is good for us upon the whole, and what appears to be our duty! *Ibid.* *p.* 247. If appears that although a regard to our good upon the whole be a rational principle in man, yet if it be supposed the only regulating principle of our conduct, it would be a more uncertain rule, it would give for less perfection to the human character, and for less happiness, than when joined with another rational principle, to wit, a regard to duty. *Ibid. p.* 269. Some Philosophers with whom I agree ascribe this (viz. direction of life) to an original power or faculty in man, which they call moral sense, the moral faculty, conscience. *Ibid.* *p.* 281. The som of what has been said in the chapter is, that, by an original power of the mind which we call conscience or the moral faculty, we have the conceptions of right and wrong, in human conduct, of merit and demerit, of duty and moral obligation, and our other moral conceptions: and that by the same faculty we perceive same things in human conduct to be right and others to be wrong; that the first principles of morals are the dictates of this faculty, and that we have the same reason to rely upon those dictates, as upon the determinations of our senses, or of our other natural faculties. *Ibid. p.* 289. 290. If what we call moral judgment be no real judgment but merely a feeling, it follows that the principles of morals which we have been taught to consider as an immutable law to all intelligent beings, have no other foundation but an arbitrary structure and fabric in the constitution of the human mind, so that by a change in our structure what is immoral might become moral, virtue might be turned into vice and vice into virtue. And beings of a different structure according to the variety of their feelings may have different, nay, opposite measures of moral good and evil. — On

the other hand, if moral judgment be a true and real judgment, the principles of morals stand upon the immutable foundation of truth, and can undergo no change by any difference of fabric or structure of those who judge of them. — *Ibid. p.* 592. 593. The authority of conscience over the other active principles of mind, I do not consider as a point that requires proof by argument but as self-evident. *Ibid. p.* 311. The arguments to prove that man is endued with moral liberty, which have the greatest weight with me, are three: First because he has a natural conviction or belief that in many cases he acts freely; secondly because he is accountable and thirdly because he is able to prosecute on end by a long series of means adopted to it. *Ibid. p.* 371. 1. There are same things in human conduct that merit approbation and praise, others that merit blame and punishment, and different degrees either of approbation or blame are due to different actions. 2. What is no done voluntary can never deserve moral approbation nor blame. 3. What is done from unavoidable necessity, may be agreeable or disagreeable usefull or hurtfull but cannot be the object either of blame or of moral approbation. 4. Men may be highly culpable in omitting what they ought to have done, as well as in doing what they ought not. 5. We ought to use the best means we can to be well informed of our duty by serious attention to moral instruction. — 6. It ought to be our must serious concern to do our duty as far as we know it and to fortify our minds against every temptation to deviate from it. *Ibid. p.* 442. 443. In every case we ought to act that part towards another which we would judge to be right in him to act towards us, if we were in his circumstances and he in ours. *Ibid. p.* 447. From the principles above mentioned the whole system of moral conduct fallows so easily and with so little aid of reasoning that every man of common understanding.

who wishes to know his duty, may know it. *Ibid. p.* 453. —

VII. Belegstellen aus Dugald Stewarts Schriften *).

Zu §. 26.

We cannot properly be said to be conscious of our own existence; our knowledge of this fact being necessarily posterior in the order of time to the consciousness of those sensations by which it is suggested. *Outlines of moral philosophy p.* 19. The very first exercise of my consciousness necessarily implies a belief not only of the present existence of what is felt, but of the present existence of that which feels and thinks. — Of these facts however it is the former alone of which we can properly be said to be conscious agreeably to the rigorous interpretation of the expression. The latter is made known to us by a suggestion of the understanding consequent on the sensation, but so intimately connected with it, that it is not surprising that our belief of both should be generally referred to the same origin. If this distinction be just, the celebrated enthymeme of Des Cartes Cogito ergo sum does not deserve all the ridicule bestowed on it by those writers who have represented the author as attempting to demonstrate his own existence by a process of reasoning. To me it seems more pro-

*) Ich citire: *Elements of the philosophy of the human mind etc. Vol. I. the sixth Edition. London* 1818. 8. *Vol. II. the second Edition. Lond.* 1818. 8.

Philosophical essays etc. Edinburgh 1810. 4.

Outlines of moral philosophy etc. the fourth Edition. Edinb. 1818. 8.

le, that he meant chiefly to direct the attention
ıis readers to a circumstance which must be al-
ed to be not unworthy of notice in the history
the human mind; — the impossibility of our
: having learned the fact of our own existence
ıout same sensation being excited in the mind
awaken the faculty of thinking. *Philosophical*
'ys p. 9. The knowledge of the philosopher dif-
from that sagacity which directs uneducated men
he business of life not in kind but in the man-
in which it is acquired, 1st by artificial com-
ıtions of circumstances, or in other words by
eriments, ... 2dly by investigating the general
; of Nature .... *Outlin. p.* 4. To the class of
hs which I have here called laws of belief or
ıents of reason, the title of principles of com-
ı sense was long ago given by Father Buffier,
ıse language and doctrine concerning them bears
ery striking resemblance to those of some of
later Scotish logicians. *Elements of th. phil. etc.*
5. ... Two analogies or rather coincidences bet-
n the truths which we have been last conside-
and the mathematical axioms which were treated
ormerly immediately present themselves to our
ce: 1. From neither of these classes of truths
any direct inference be drawn for the forther
.rgement of our knowledge. *Ibid. p.* 59. Ab-
cted from other data they are perfectly barren
hemselves, nor can any possible combination of
n help the mind forward one single step in its
;ress. It is for this reason that instead of cal-
them with same other writers first principles,
.ve distinguished them by the title of fundamental
s of belief, the former word seeming to me to
ote according to common usage same fact or same
›osition, from which a series of consequences
r be deduced. *Ibid. p.* 59. 60. These truths are
l more intimately connected with the operations
the reasoning faculty than has been generally

existence of any thing locally distinct from the subjects of its own consciousness. — If these observations be well-founded, they establish three very important facts in the history of human mind. 1. That the notion of the mathematical affections of matter presupposes the exercise of our external senses, in as much as it is suggested to us by the same sensations which convey to us the knowledge of its primary qualities. 2. That this notion involves an irrisistible conviction on our part, not only of the external existence of its objects but of there necessary and eternal existence, whereas in the case of primary qualities of matter, our perceptions are only accompanied with a belief that these qualities exist eternally and independently of our existence as percipient beings, the supposition of their annihilation by the power of the creature implying no absurdity whatsoever. 3. That our conviction of the necessary existence of extension or space is neither the result of reasoning nor of experience, but is inseparable from the very conception of it, and must therefore be considered as an ultimate and essentiel law of human thought. The very same conclusion, it is manifest, applies to the notion of time. *Philosoph. essays p.* 91. 93. 95. 96. — ... Turgot resolved „our belief of the existence of the material world into our belief of the continuance of the laws of nature" or in other words, he conceived our belief in the former of these instances, to amount merely to a conviction of the established order of physical events; and to an expectation that, in the same combination of circumstances, the same event will recur. It has always appeared to me that something of this sort was necessary to complete Dr. Reids speculations on the Berkeleyan controversy; for although he has shewn our notions concerning the primary qualities of bodys to be connected by an original law of our constitution, with the sensations which they excite in our minds, he

has taken no notice of the grounds of our belief that these qualities have an existence independent of our perceptions. This belief (as I have elsewhere observed) is plainly the result of experience inasmuch as a repetition of the perceptive act must have been prior to any judgment, on our past, with respect to the separate end permanent reality of its object. Nor does experience itself afford a complete solution of the problem for as we are irresistibly led by our perceptions to ascribe to their objects a future as well as a present reality, the question still remains how are we determined by the experience of the past to carry our inference forward to a portion of time which is yet to come? To myself the difficulty appears to resolve itself in the simplest and must philosophical manner into that law of our constitution, to which Turgot, long ago attempted to trace it. *Ibid. p.* 80. By conception I mean that power of the mind which enables it to form a notion of an absent object of perception or of a sensation which it has formerly felt. — Every act of memory includes an idea of the past; conception *implies no* idea of time whatever. *Elements etc. p.* 133. We have moreover a power of modifying our conceptions by combining the parts of different ones together, so as to form new wholes of our own creation. I shall employ the word imagination to express this power, and I apprehend that this is the proper sense of the word if imagination be the power which gives birth to the productions of the poet and the painter. This is not a simple faculty of the mind. It presupposes abstraction. *Ibid. p.* 135. The power which the understanding has, of separating the combinations which are presented to it is distinguished by logicians by the name of abstraction. *Ibid. p.* 156. The province of imagination is to select qualities and circumstances from a variety of different objects and by combining and disposing these, to form a new creation of its own. In this appropiated sense of

the word, it coincides with what same authors have called creative or poetical imagination. *Outlines etc. p.* 51. The office of this power (fancy) is to collect materials for the imagination and therefore the latter presupposes the former, while the former does not necessarily suppose the latter. A man whose habits of association present to him for illustring or embellishing a subject a number of resembling or of analogous ideas, we call a man of fancy, but for an effort of imagination various other powers are necessary particularly the powers of taste and judgment etc. *Elements etc. p.* 287. 288. To the tendency which one thought has to introduce another, philosophers have given the name of the association of ideas .... I shall continue to make use of the same expression. — *Ibid. p.* 283. It is evident that Mr. Locke meant to comprehend under the association of ideas those associations alone which for the sake of distinction I have characterized in my former work by the epithet casual. To such as arise out of nature and condition of men (and which in the following Essays I generally denominate universal associations) Mr. Locke gives the title of natural connections. *Essays, prelim. dissert. p. XX.* (Dr. Reid says) That trains of thinking which by frequent repetition have become familiar should spontaneously offer themselves to our fancy, seems to require no other original quality but the power of habit. With this observation I cannot agree; because I think it more philosophical to resolve the power of habit into the association of ideas than to resolve the association of ideas into habit. — Even in mechanical operations the effects of practice are partly produced on the mind; and as far as this is the case they are resolvable into what philosophers call the association of ideas. — It appears to me more precise and more satisfactory to state the principle itself as a law of our constitution. — *Elements etc. p.* 284. 285. In the case of poetical imagination it

Leipzig, Druck von W. Vogel, Sohn.

